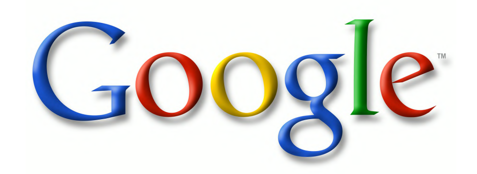

Google



Der Verfasser ist Dr. Rütt-ner. Sieh Ebel, Anleit. die Schweitz zu bereisen. Zürich, 1809. 1r Bd. Seite 185.—



Briefe eines Sachsen

aus der Schweiz

an

Seinen Freund in Leipzig.

Erster Theil.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung,
1785.

An

meinen Freund,

den Verfasser dieser Briefe.

Mein theuerster Freund!

Die Briefe, die Sie mir seit den Jahren unserer Trennung geschrieben, kamen aus einem warmen, freundschaftlichen und mittheilenden Herzen, und waren blos für mich bestimmt — und für Sie, wenn einst das Schicksal uns wieder vereinigen würde, daß wir dann mit ihrer Hülfe die Scenen, durch die Sie einst im wirklichen Leben gegangen sind, noch einmal gemeinschaftlich in der Erinnerung und Einbildung durchwandeln könnten. Sie waren ein anvertrautes Gut, das ich Ihnen eines Theils schon jezt mit der nämlichen Wärme des Herzens und der Freundschaft, mit der Sie es bey mir niederlegten, zurück gebe. Der andre und geheimere Theil, der nur uns Beide betrifft, nur die vertrauteste und innigste Freundschaft angeht, und der nur allein das

Band der Liebe und der Treue erhalten und es immer fester knüpfen konnte, bleibt in meinem Pulte und in meinem Herzen verwahrt, bis Ihre und meine Bestimmung uns wieder zusammen führt. Dann, mein theurer Freund, wollen wir doppelt, — wir wollen in der Vergangenheit und in der Gegenwart leben, und da vergangenes Leiden und überstandene Widerwärtigkeiten des Lebens in der Erinnerung nicht mehr Widerwärtigkeiten und Leiden sind, so wollen wir diese, wenn wir sie wieder in unser Gedächtniß zurück rufen, in eben so viele Freuden des Lebens verwandeln. Und dann giebt es der vergangenen und der gegenwärtigen Freuden selbst so viele, daß schon diese allein die Summe der Glückseligkeit eines Menschenlebens ausmachen könnten. Schon die bloße

Vorstellung von dieser Zukunft und die Ahndung jener Freuden gewährt mir ein Vergnügen, das das reinste und lauterste seyn würde, wenn nicht eben diese Zukunft sich oft in einer dunkeln Ferne verlöre, vor der sich ein Schleyer zieht, hinter den ich nicht blicken kann, und der mich ungewiß läßt, wenn sich jene Zukunft in Gegenwart und diese Ahndung in Gewißheit verwandeln wird. Doch sey beides noch so fern, unsre Wiedervereinigung werde noch so weit hinausgeschoben, so bleibt mir doch diese Gewißheit, daß Sie mein Freund sind, und daß ich, da Länder und Meere uns trennen, in Ihrem Herzen lebe und gegenwärtig bin, wie Sie in dem meinigen. Mit dieser Ueberzeugung von Ihrer und der Beruhigung von meiner Seite erwarte ich getrost die Zukunft und

bin glücklich. — Nur sey die Bahn, die Sie noch zu durchwandeln haben, ehe Sie mir wiedergeschenkt werden, eben und ruhig! Dies ist der feurigste, herzlichste Wunsch

Ihres

Leipzig,
in der Neujahrsmesse
1785.

die ewig liebenden Freundes

S.

Vorbericht
des Herausgebers.

Ich habe alle die Achtung für das Publikum, die nur ein Mensch haben muß, der es durch Schriften entweder unterrichten oder vergnügen will. Und eben diese Achtung legt mir die Pflicht auf, Rechenschaft von der Herausgabe gegenwärtiger Briefe, die ich ihm überreiche, abzulegen. Ich werde es mit eben so vieler Bescheidenheit, als Wahrheit und Freymüthigkeit thun, und so erwarte ich ein billiges Urtheil von Seiten derer, welche die Repräsentanten des lesenden (ich sage hier nicht des gelehrten) Publikums vorstellen.

Ich gebe meinem Leser zunächst einen kleinen Aufschluß über den Verfasser gegenwärtiger Briefe, um ihn in den Stand zu setzen, über manche derselben in Absicht des Ausdrucks, des eignen Tons, der Empfindungen, des Gefühls von Freundschaft und Liebe und der eignen Vorstellungsart, richtig zu urtheilen.

Er und ich lernten uns auf der Schule zu Annaberg kennen, wohin ihn sein Vater aus W**, vier Stunden von Leipzig, gebracht hatte; wir wurden herzlicher und vertrauter und blieben es, weil dieser Umgang nicht das Werk kindischer Ergözlichkeiten, jugendlicher Aufwallung oder ge-

meinschaftlicher Zerstreuungen und Lustbarkeiten war. Vielmehr schien er auf einem festern Grunde gebaut zu seyn, ob wir gleich damals keinen Begriff davon haben konnten. Zwar verlebten wir manche Stunden und manche Tage unter unschuldigen Freuden der Jugend, aber im Ganzen genommen war unser gegenseitiger Umgang doch mehr ernsthaft und männlich, und aus ihm entstund nach und nach die Freundschaft, die von seiner Seite bis zu einem Grad des Feuers, der Lebhaftigkeit und der Beständigkeit gestiegen ist, die man in unsern Tagen immer seltner und seltner antrift, da der herschende Ton des Umgangs und der Welt die Menschen mehr zur Höflichkeit und äußerlichen Gefälligkeit, als zur ächten, treuen und unwandelbaren Freundschaft bildet.

Wir bezogen mit einander die Universität zu Leipzig, und sezten da unsern Umgang fort. So vieles, was wir mit einander gemeinschaftlich hatten und thaten, Wohnung, Gesellschaft, Arbeit, Wissenschaften, Kenntnisse und Erholungen, — alles band uns nur noch mehr an einander, und so wurden und waren wir die treuesten Freunde, ohne daß ein Dritter es geglaubt hätte, weil er in keinem von uns jene Aeußerungen wahrnahm, die man gewöhnlich oft für den Ausdruck ächter Freundschaft hält.

Unter unsre Erholungsstunden rechneten wir die Lektüre solcher Werke, die insonderheit in den leztern Jahren unsers Studierens entweder wieder in einen gewissen Schwung kamen, oder ganz neu erschienen. Ich nenne hier vorzüglich, den Oßian, Shakspear und Göthe. Mein Freund fand in diesen Werken einen Reichthum von Gedanken, eine Stärke der Empfindungen, ein Feuer und eine Begeisterung, und zugleich soviel Wahrheit und Natur, daß er von ihnen, wie von einer mächtigen Gottheit hingerissen wurde. Er las sie, las sie wieder und so schuf er sich aus denselben eine Welt von Menschen, die auf der einen Seite so groß, edel, erhaben und göttlich, auf der andern so niedrig, unedel, gesunken und abscheulich waren. Ein schöner, grosser, edler, standhafter Charakter erregte seine Bewunderung, seine Theilnehmung, seine Thränen: Er lebte als in der wirklichen Gesellschaft dieses Edeln; aber auf der andern Seite fühlte er Betrübniß, Trauern und Unwillen, wenn er die erhabene Natur des Menschen so ausgeartet, so verwildert und zerrüttet sahe.

Der Zirkel von Freunden, in dem er lebte, war klein, die Sphäre, in der er wirkte, nicht viel umfassend, und an so manches durch Zeit, Umstände und Lage gewöhnt, fand er in diesem kleinen Zirkel, in dieser engen Sphäre zwar keine

herrliche, bewundernswürdige und grosse, aber doch eine gute und unschuldige Welt, die vielleicht darum nicht herrlicher und größer zu seyn schien, eben weil sie in so enge Gränzen eingeschlossen war. — Aus dieser engen Sphäre, aus dem häuslichen und stillen Leben, aus den Armen der wenigen Freunde wird er nun auf einmal und so plötzlich herausgerissen, fast ehe er selbst wußte, daß er es war.

Am 10ten März des Jahres 1776 verließ er Leipzig, und ging durch einen schönen Theil von Deutschland, durch Weimar, Gotha, Manheim und Strasburg nach der Schweiz. Mit Eins eröfnet sich ihm eine weite Welt; er sieht Menschen über Menschen, die gerade die besten waren und seyn mußten, weil er immer von den besten an die besten empfohlen war. Die Briefe, die er mir von Weimar aus und von allen den genannten Orten auf seiner Reise schrieb, sind so voll Feuer, Leben und Geist, daß man glaubt, er habe sein Werk, jene herrliche Welt, gefunden. Aus besondern Gründen habe ich keinen einzigen dieser Briefe in die Sammlung aufgenommen.

Noch voll von den schönen und herrlichen Bildern kömmt er nach Basel, einem Ort, der im Ganzen genommen nicht für ein warmes, theilnehmendes Herz gemacht zu seyn scheint. Nichts schlägt so sehr nieder, als steife Höflichkeit und

kaltes Ceremoniel, wo man mit einem Herzen voll Liebe, Freundschaft und Wohlwollen Jedem auf halbem Wege entgegen kömmt, und man nun dasteht und weiter nichts empfängt, als eine frostige höfliche Miene und einen Schwall von nichtsbedeutenden Worten. Die Erwartung ist getäuscht, das offene, weite und liebende Herz schließt sich gegen die lebendige Welt zu, und kehrt in sich selbst zurück; und weil es nicht leer, nicht ohne Gegenstand und Beschäftigung seyn kann, so hängt es sich mit voller Stärke an die leblose, aber reizende und anziehende Natur, da es von der beseelten Welt zurückgestoßen wurde. In dieser Natur findet es nun alles wieder, und weit mehr, als seine Erwartungen heischen konnten. Nun geht es ihr nach wie einer Geliebten; die Einbildungskraft wird geschäftig, die großen Gegenstände, groß und schön und majestätisch in tausendfachen Gestalten, führen es auf den Vater dieser schönen und herrlichen Natur zurück; der Gedanke an die Gottheit wird oft der herrschende, der einzige Gedanke, und nun fließt das tieffühlende Herz in Dank, Anbetung und fromme Empfindungen über.

Aber in allen diesen Ergießungen und in diesem feurigen Flug fühlt es, daß es menschlich ist; Hang und Trieb und Bedürfnisse ziehen es immer wieder zum Menschen zurück, und weil es

immer noch nicht findet, was es sucht, so hängt es sich mit vermehrter Stärke, mit grösserm Feuer an das, was es schon längst gefunden und in Besitz gehabt zu haben glaubt. Es kehrt zu den entfernten Freunden, in die verlassenen Gegenden, in die genossenen Freuden und Empfindungen der Jugend und Unschuld zurück, die Einbildung schärft die Erinnerungskraft, und nun lebt es noch einmal in der Vergangenheit, genießt in der Rückerinnerung die Freuden der Unschuld und der Freundschaft: aber sie sind vergangen, es fühlt es mit Wehmuth, daß Rückerinnerung doch nicht Gegenwart und Wirklichkeit ist. Es wird traurig, findet an dieser Traurigkeit, an dieser Wehmuth eine Art von Wollust, und so wird seine ganze Stimmung traurig, schwermüthig, aber sanft und weich. Es sucht überall Nahrung und findet sie bey den Unglücklichen und Leidenden. Fremder Kummer ist ihm wie seine Speise, und fremdes Leiden sein bestimmtes Loos.

Dies ist der natürliche Gang eines Herzens von einem sanften und milden, aber tiefen und anhaltenden Gefühl, das mit den Irrgängen und krummen Wegen des menschlichen Lebens noch unbekannt, aus dem Schooße der Unschuld und der Freundschaft auf einmal in die weite, offene Welt geworfen wird: und dies war der Gang in dem Herzen meines Freundes.

Wir hatten uns getrennt, ohne im geringsten einander das Versprechen gethan zu haben, daß wir uns in der Entfernung und nach Jahren noch ununterbrochen schreiben wollten. Es war nicht unsere Gewohnheit, gegenseitige Foderungen und Versprechungen einander zu thun. Dergleichen Dinge verstunden sich immer von selbst. Mein Freund schrieb ununterbrochen, und der Ton und der Inhalt seiner Briefe war, außer den Nachrichten, die er mir von der Schweiz gab, gerade so, wie ich ihn erwartete, und wie ich ihn damals wünschte. Selbst aus seinen historischen und lokalen Nachrichten leuchtete diese Stimmung und Ton seines Herzens hervor, aber am meisten aus denen, die eine schöne Schweizergegend beschrieben. Da folgte er dem Lauf und dem Flug seiner Einbildungskraft, er wurde oft von ihr hingerissen, und am Ende war er da, wo er anfangs nicht hinzukommen gedachte. Er überließ sich seinen Empfindungen um so viel sicherer, da ihm mit keinem Gedanken einkam, daß seine Briefe für mehrere Personen, als für mich, geschrieben seyn sollten.

So schrieb er mir unausgesezt die sieben Jahre hindurch, die er in der Schweiz zubrachte. Indessen mußte sich bey einem Manne von seinem Geist und Herzen eine große Veränderung in der ganzen Stimmung seines Gemüthes, wäh-

rend eines solchen Zeitraums, und in der Lage und den Umständen, in denen er sich immer befand, und die so oft abwechselten, zutragen. Er sahe alles mit scharfem Blick, hörte mit Aufmerksamkeit, beobachtete, ging von Erfahrung zu Erfahrung, lernte das menschliche Herz immer besser und besser kennen, und so kehrte er von Jahr zu Jahr zu den gewöhnlichen Menschen zurück, nahm sie, wie er sie fand, und so gewährte ihm ihr Umgang Unterhaltung und Vergnügen. Doch hat ihm diese Aenderung seiner Gemüthsbeschaffenheit gegen die Dinge, an denen er vorher mit voller Seele und mit allem Feuer hing, nicht gleichgültig oder kalt gemacht. Er beschreibt in den lezten Jahren eine noch nicht gesehene Schweizergegend noch eben so malerisch und lebhaft, wie vorher, wenn gleich nicht mehr jene Wehmuth und Melancholie in seiner Beschreibung athmet.

Unterdessen hatte ich einen grossen Theil dieser Briefe meinen Freunden und Bekannten vorgelesen, die sie jedesmal mit Vergnügen anhörten, und um die Mittheilung mehrerer baten. Einige, auf deren Urtheil ich rechnen konnte, bedauerten, daß sie so im Schreibepulte vergraben bleiben sollten. Ich selbst hatte schon oft dasselbige gedacht, ich hielt sie der Bekanntmachung werth, und da mein Freund im Frühjahr 1783

Anstalt machte, die Schweiz zu verlassen, so entdeckte ich ihm meine Absicht und den Wunsch, eine Auswahl aus seinen Briefen zu machen und sie mit seiner Bewilligung und unter gewissen Einschränkungen herauszugeben. Ich sahe im voraus die Schwierigkeit, die er mir theils in seinem, theils im Namen des Publikums machen würde. Es wurden verschiedene Briefe deswegen unter uns gewechselt, bis wir uns mit einander verstunden, und in der Hauptsache einig waren. Zu Ende des Jahres 1783 schrieb er mir einen Brief, worin er nochmals die Schwierigkeiten wiederholte, die mit der Herausgabe seiner Briefe verbunden seyn müßten. Da ein grosser Theil dieser Schwierigkeiten das Publikum selbst angeht, und die Kunstrichter mir die nemlichen Einwendungen machen könnten, so komme ich ihnen zuvor, und rücke um ihrentwillen diesen Brief hier ein.

December 1783.

. . . Und so wären Sie denn, lieber Freund, „jezt beschäftiget, meine Briefe aus der Schweiz „zum Drucke fertig zu machen, zu wählen, her„auszuwerfen, auszustreichen, und wieder zusam„menzusetzen und in ein Ganzes zu bringen. Ich „wünsche Ihnen darzu Geduld, und wenn Sie

„diese Arbeit langweilig und oft unangenehm fin„den, so denken Sie, daß die Herausgabe dieser „Briefe blos und allein Ihr eigner Einfall und „eigner Trieb ist. So schmeichelhaft indessen „auch immer dieser redende Beweis seyn mag, den „Sie mir dadurch von dem Vergnügen geben, „mit dem Sie jedesmal meine Briefe bedeutenden „und unbedeutenden Inhalts lasen, und daß „Sie sie der Bekanntmachung werth halten, so „würde ich doch nie auf den Gedanken gekommen „seyn, nur einen einzigen dem Publikum mitzu„theilen. Sie waren einzig für Sie und für mich „geschrieben, — für mich, wenn ich einst bey „meiner Rückkehr in mein Vaterland noch ein„mal alle die Scenen hätte durchwandeln wollen, „durch die ich seit Jahren gegangen bin — nicht „für das Publikum, und da sie es nicht sind, so „müssen eine Menge Schwierigkeiten mit der „Herausgabe derselben verbunden seyn, die ich „Ihnen schon da, als Sie mir das erstemal von „Ihrer Absicht schrieben, machte. Ich kann „mich nicht enthalten, Ihnen noch einmal einen „Theil derselben vorzustellen.

„Diese Briefe als Briefe betrachtet, sind „kein Muster; als Lebensbeschreibung sind sie „nicht interessant genug, als Roman haben sie „zu wenig Erfindung, und als Reisebeschrei-

„bung sind sie zu unvollständig, immer mit „einer Menge anderer Sachen vermischt, und „oft abgebrochen, indem ich öfters mehreres „versprach, es aber unterließ, weil Sie es „nicht abfoderten. Ueberdem finden sich die „lokalen Nachrichten schon in andern Bü„chern.

„Mehrere Betrachtungen und allgemeine „Anmerkungen mögen gut seyn, sie kommen „aber sehr oft ex abrupto und sind ganz ohne „Zusammenhang. Ueberhaupt hab ich in mei„nen Briefen an Sie nie auf Zusammenhang ge„sehen, und oft hab ich ihn da, wo er hätte statt „finden können, z. B. durch Uebergang, Ver„bindung mit dem vorigen und dergleichen, der „Kürze aufgeopfert. — In den sentimentalen „Stellen muß überhaupt viel Wiederholung „seyn, die Ihre Freundschaft geduldet hat, und „die in Briefen, die man sich zu verschiedenen „Zeiten schreibt, nothwendig vorkommen müssen, „die aber dem gleichgültigen Leser ekelhaft wer„den können. — Vieles muß darin unreif, ge„wagt und nicht scharf genug durchdacht seyn, „ein Fehler, der sich in allen freundschaftlichen „Briefen finden wird. Sie werden freilich überall „viel herauswerfen, aber da sehe ich nicht vor, „wie Sie dieses Gerippe auch nur erträglich zu-

„sammenhängen wollen. — Viele Dinge sehe „ich jezt mit ganz andern Augen an, als vor sie„ben bis acht Jahren, und vieles war damals „für mich Wahrheit, was mir jezt bloßer Man„gel an Erfahrung ist; manches war Größe und „edles Gefühl, was mir jezt bloße jugendliche „Aufwallung eines guten Herzens ist, das noch „durch keine tödtenden, bittern Erfahrungen „wußte, wie tief es seine Foderungen in der Welt „herabstimmen sollte.

„Das, lieber Freund, sind die Schwierig„keiten, die ich Ihnen schon ehemals machte; — „aber Sie haben mir auf eine Art geantwortet, „die unendlich schmeichelhaft für mich seyn würde, „wenn Sie nicht zu sehr mein Freund wären, als „daß ich vollkommene Unpartheylichkeit erwarten „könnte. Darin haben Sie ganz Recht, daß „Sie sagen: Man müsse das, was in diesen Brie„fen über die Schweiz gesagt ist, nicht sowohl „wie eine Reisebeschreibung betrachten, als viel„mehr wie einzelne zerstreute Schweizerscenen. „Was die natürlichen Schönheiten dieses Landes „betrift, so haben wir solcher Scenen noch lange „nicht genug. Die mehresten, die über die „Schweiz geschrieben haben, halten sich mehr „bey den Städten, Merkwürdigkeiten und bey „der Natur im Ganzen auf, als daß sie einzelne „Scenen besonders beschrieben, wie der thun

„konnte, der sie so viele Jahre lang vor Augen „hatte, und dem sie auch nach einem so langen „Aufenthalte, immer neu blieben, welches nicht „leicht der Fall des Eingebornen seyn kann.

„Ich wiederhole nochmals die Bitte, alles, „schlechterdings alles zu unterdrücken, was die „Familien angeht, mit denen ich in besondern „Verbindungen gestanden bin, auch dann zu un- „terdrücken, wenn Sie eine Menge anderer Sa- „chen zugleich mit ausstreichen müßten.

„Was die übrigen Namen betrift, so bitte „ich, sie soviel als möglich zu unterdrücken, wie- „wohl sich heutzutage Niemand leicht beleidigt „finden kann, seinen Namen ohne Beleidigung „gedruckt zu sehn. Und in der That sehe ich „nicht ein, warum Jemand mehr Schwierigkeit „machen sollte, seinen Namen in einem Buche, „als vor oder hinter einem Buche in der Subscri- „bentenliste gedruckt zu sehen. Man vermeidet „dadurch die einzelnen Buchstaben oder Striche, „die dem Leser allemal beschwerlich sind.

„Was Gelehrte, Künstler und dergleichen „betrift, so ist es mit ihnen, wie mit Fürsten, „Ministern und Generalen. Man betrachtet sie „als öffentliche Personen, und Jedermann hat „das Recht, von ihnen zu reden und sie zu beur- „theilen. Indessen kennen Sie meinen friedlichen „Charakter, und ich wollte auch hierin, daß

„Sie eher Seiten ausstrichen, als irgend Jeman„den böses Blut machten, oder unangenehme Em„pfindungen erregten. Dieses paßt auch überhaupt „auf jeden launichten Einfall über Personen und „Orte. Es giebt Leute, die sich an den geringsten „Tadel und an jede Anmerkung dieser Art stoßen, „sie mag auch mit einem noch so unschuldigen „Herzen niedergeschrieben seyn.

„Das hab ich schon erinnert, daß gewisse, „zu große Details von Orten oder Dingen als „Rhapsodie, als Schweizerscene betrachtet wer„den müssen.

„Und so mag es dann seyn! Werden diese „Briefe übel aufgenommen, so wird ein großer „Theil der Schuld auf Sie fallen, lieber Freund. „Ich selbst laufe keine Gefahr dabey, selbst nicht „einmal die, aus harten Rezensionen Unmuth „oder böses Blut mir zu holen. Ich bin jezt viel „zu weit von Deutschland entfernt, als daß ir„gend ein deutsches Journal, eine Bibliothek oder „gelehrte Zeitung mir in die Hände fallen sollte; „diese Werke kommen nicht bis auf diese Seite „des Meeres. Und — komm' ich einst wieder „nach Deutschland — so müssen entweder mei„ne Briefe, oder die Rezensionen längst verges„sen seyn. Ich bin ꝛc. ꝛc."

Man sieht aus diesem Briefe, daß ich fast alle die Einwendungen im voraus weiß, die man

mir machen kann, und bin ich im Stande, sie, wo nicht alle, doch wenigstens den größten Theil derselben zu heben, so hoffe ich, das Publikum soll mir für die Herausgabe dieser Briefe immer noch danken, gesetzt auch dieses oder jenes Individuum hätte noch eine Erinnerung zu machen.

In der richtigen Beurtheilung einer Sache kömmt alles darauf an, daß man den richtigen Gesichtspunkt derselben fasse. Diese Briefe sollen nicht als Muster von Briefen, nicht als Lebensbeschreibung, nicht als Roman, nicht als vollständige Reisebeschreibung angesehen werden, sondern — ich wiederhole es hier öffentlich, was ich schon meinem Freunde schrieb, — als einzelne zerstreute Nachrichten über Länder, Orte und Personen, als Rhapsodie, als Schweizerscenen, als Gedanken und Bemerkungen eines Mannes, die bey diesen Scenen sich ihm darboten, — als Empfindungen, die dadurch veranlaßt wurden. Das ist es, was ich dem Leser in die Hände gebe und geben kann.

Es fragt sich, ob sich das Publikum damit begnügen will? Ich glaube, ich kenne seine Billigkeit. Es geht in seinen Foderungen nicht so weit, daß es unter allen Umständen etwas vollständiges und ganzes begehrte. Weil es weiß, daß nur Wenige es ganz befriedigen können, so

fodert es von dem grössern Theile nicht mehr, als was er geben und leisten kann, wenn nur das Gegebene in seiner Art nicht ganz schlecht ist. Ich darf, als Freund, kein Urtheil und noch weniger ein Lob über die Briefe meines Freundes wagen, weil es verdächtig und parteyisch scheinen könnte: daß ich sie aber in Absicht des verschiedenen Inhalts nicht für schlecht halte, kann ich offenherzig gestehen; denn anders hätte ich nicht mit einem einzigen Gedanken an ihre Bekanntmachung gedacht.

Was ich als Herausgeber an diesen Briefen gethan habe, und habe thun müssen, sieht man schon aus dem vorhergehenden Briefe. Ich mußte herauswerfen, weglassen, zusammensetzen, wählen, und da dieses leztere größtentheils diejenigen Briefe betraf, die allgemeine Beobachtungen, Anmerkungen, Gedanken und Empfindungen enthielten, so machte mir dieses am meisten Schwierigkeit, weil ich dem Publikum nichts geben wollte, woran es nicht Theil nähme, und weil die wärmere Freundschaft das oft für interessant halten konnte, was es doch nicht für das Publikum war. Ich habe viele Nachrichten von Personen und dadurch von Orten selbst unterdrückt, weil es mein Freund, weil es die Klugheit und Bescheidenheit fodert, und ich glaube, daß das, was davon noch stehen geblieben ist, von der Beschaf-

heit sey, daß keine der mit Namen genannten Personen dadurch beleidigt werden könne, worüber sich mein Freund selbst in dem Briefe erklärt hat. Außerdem sind schon mehrere davon, als Iselin, Bodmer, Haller, Schütz u. a. gestorben.

Und so entstund das, was ich hier dem Leser liefre. Ich überlasse nun alles seinem Urtheile, seiner Entscheidung und seiner Nachsicht; aber ich muß ihm sagen, worauf ich bey dieser Sammlung sowohl in Ansehung des Ganzen als einzelner Stellen und Briefe Rücksicht genommen habe, und worauf ich rechne, daß er diese Sammlung mit Nachsicht und vielleicht mit Beyfall aufnehmen werde.

Der Leser wird in diesen Briefen oft auf Nachrichten und Beschreibungen stoßen, die schon in mehr als in einem Buche stehen: und in sofern hätte er fodern können, daß ich alle dergleichen bekannte Dinge möchte weggelassen haben. Ich räume das, von einer gewissen Seite betrachtet, ein: aber außerdem, daß verschiedene Werke über die Schweiz, als die Reisen durch Helvetien, die neuen Delices de la Suisse, die Werke eines Sinner, Coxe, Moore, wenigstens nicht in den ersten Jahren, in denen diese Briefe geschrieben sind, noch erschienen waren, kömmt es in unserm Jahrhunderte, wo so viel gesagt und geschrieben wird, nicht sowohl darauf an, das Ei-

ner etwas neues sage (denn das ist in der That schwer), als vielmehr, daß das, was Andere vor ihm gesagt haben, auf eine eigenthümliche Art gesagt oder vorgestellt werde. Das Publikum will nicht immer und geradezu etwas Neues, sondern nur, daß die Art zu sehen, zu beobachten, sich auszudrücken, zu bestimmen — gesezt auch, das leztere wäre nicht immer im strengen Verstande richtig, oder wohl gar bisweilen kühn — neu sey. Wir alle hören eine und dieselbe Sache oft mit Vergnügen an, wenn nur die Art der Erzählung, des Vortrags, des Ausdrucks, der Vorstellungsart und der Empfindungen darin von der gewöhnlichen Manier sich auf eine angenehme und unterhaltende Art auszeichnet und empfiehlt. Oft werden wir dadurch so getäuscht, daß wir glauben, als hörten wir sie zum erstenmale.

Eine andere Beobachtung, die ich gemacht habe, ist, daß das Publikum weit lieber ein solches Buch in die Hände nimmt, das seinen Zeiten und Jahren am nächsten geschrieben ist, gesezt auch, es wüßte, daß über dieselbige Materie schon mehrere gute und trefliche Bücher vorhanden wären. Es denkt immer, in einem neuen Buche müsse mehr Neues stehen, als in einem andern, das schon vor mehreren Jahren geschrieben ist, es steht in dem Bücherverzeichniß das und das Jahr

auf dem Titel angegeben, es wird neugierig und liest es, unterdessen daß es die Werke, die schon vor einigen Jahren gedruckt sind, nicht gelesen haben würde, selbst die nicht, die ihre Gegenstände am vollständigsten und gründlichsten behandelt haben, und die gemeiniglich weit öfter citirt als gelesen werden: ein Schicksal, dem fast alle Werke dieser Art unterworfen sind. Ich mache daraus dem Publikum keinen Vorwurf, dergleichen Werke sind gewöhnlicher Weise trocken, weitschweifig, ermüdend und kleinlich (minutieux). Es gehört die Geduld eines Gelehrten von Profession, oder eines solchen Mannes dazu, der die Sache, worüber das Werk geschrieben ist, zu seinem Hauptfache macht.

Man verwechsle ja nicht den Gelehrten mit dem Publikum; dieses will zwar unterrichtet, aber es will dabey auf eine angenehme Art unterhalten seyn: und ich glaube, dieses Unterhaltende wird oft dadurch befördert, wenn man in die Hauptsache gewisse andre Dinge mischt, die dem Ganzen etwas gefälliges und angenehmes geben, wie die Schattierung einem Gemälde, oder die Ingredienzen einer Speise. Dieses ist der Grund, warum ich in den Briefen, die blos historische, statistische oder lokale Nachrichten enthalten, öfters mehrere Betrachtungen, allgemeine Anmerkungen

und sentimentale Stellen, womit sie untermischt waren, habe stehen lassen, oder warum ich auch ganze Briefe, die blos dergleichen Betrachtungen und allgemeine Anmerkungen enthielten, in die Sammlung aufgenommen habe. Ich weiß es, ein Theil der Leser wird manches darin finden, worüber er seine Einwendungen machen kann und wird, und das ist auch sein eigenthümliches Recht; aber der andere Theil wird sie immer mit Vergnügen lesen, auch dann noch, wenn seine eigne Art zu sehen und zu denken nicht ganz die nämliche seyn sollte. Denn überall wird man das edle, freymüthige Herz finden, das seinem Freunde sich öfnet, überall den festen Wahrheitsinn, überall das entschiedene Gefühl für Recht und Unrecht, für Wahrheit und Irrthum; das Gefühl für das Schöne und Grosse, überall den lebhaften regen Geist, der selbst aus kleinen Gegenständen das kaum bemerkbare aufzusuchen und herauszusondern weiß, überall die mittheilende Seele, die in die Freuden der andern stimmt, und vor den Klagen des Leidenden sein Ohr nicht zuschließt. Und wer hört nicht gern so einen Mann reden, wenn er aus Ueberzeugung und Wahrheitsgefühl mit Stärke und Nachdruck spricht? Wer wünscht nicht, daß er mitten in seiner Erzählung inne halte und sage, was er dabey denkt und empfindet?

„Aber viele von diesen Stellen kommen oft abgebrochen, ohne Veranlassung, ohne Vorbereitung!“ Gut; aber ich finde darin eben so wenig einen Grund, warum ich sie hätte weglassen sollen, als es kein Grund seyn würde, gewisse Horazische oder Klopstockische Oden deswegen nicht lesen zu wollen, weil sie mit einem Gedanken, der einige Strophen hindurch geführt wird, anfangen, wozu zwar der Dichter eine Veranlassung gehabt hat, die aber doch im ersten Augenblick dem Leser völlig unbekannt ist. Gleichwohl läßt er sich durch diese Schwierigkeit nicht abschrecken, er liest, liest mit Vergnügen und Nachdenken, und findet oft, wenn es gewisse individuelle Umstände nicht schlechterdings verhindern, den Schlüssel oder die Veranlassungen zu jenen Gedanken, die ihm anfangs nur so von ohngefähr hingeworfen zu seyn schienen. Und findet er auch das nicht, so ist er schon damit zufrieden, wenn nur in diesen hingeworfenen Gedanken und scheinbarem Ohngefähr etwas Gedachtes und Wahres liegt. Doch ich brauche mich nicht auf Dichter zu berufen; die Yorickische Manier ist bekannt genug, und diese spricht hier für die Sache, ohne daß ich damit sagen will, Yoricks und meines Freundes Manier sey dieselbige.

Was die Wiederholungen betrift, von denen mein Freund in dem vorhergehenden Briefe redet,

und die in einem freundschaftlichen Briefwechsel und in einem so genauen, freundschaftlichen Verhältnisse, wie das unsrige, vorkommen müssen, so habe ich soviel als möglich zu vermeiden gesucht, Briefe ähnlichen Inhalts, die eine bloße Wiederholung andrer wären, in die Sammlung aufzunehmen. Bey einzelen Stellen konnte ich es nicht immer vermeiden, theils weil der Inhalt aller Briefe mir so bekannt und geläufig war, daß ich deshalb nicht jedesmal mit Zuverlässigkeit wußte, ob eine ähnliche Stelle schon im Vorhergehenden da gewesen, theils weil ich diese Sammlung nicht ununterbrochen, sondern oft nur in einzelen Zwischenminuten machen konnte. Wenn also der Leser auf einige Wiederholungen stößt, so hoffe ich, deswegen Nachsicht von ihm zu erhalten. Bisweilen aber, ich muß es offenherzig gestehen, habe ich mit Absicht solche Wiederholungen stehen lassen, wenn sie entweder des Zusammenhanges wegen nothwendig waren, oder wenn sie durch andere Dinge veranlaßt wurden, oder auch selbst Veranlassung zu neuen Gedanken und Bemerkungen gaben.

Das darf ich doch wohl nicht anführen, daß es dem Psychologen, dem Kenner und Beobachter des menschlichen Herzens interessant seyn muß, zu sehen, wie der Jüngling mit dem scharfen Auge, mit dem lebhaften Gefühl, dem warmen Herzen

und mit der schöpferischen Einbildungskraft — und nun derselbe als Mann mit der reifern Erfahrung, mit der kältern Vernunft und dem schärfern Beobachtungsgeiste die nehmlichen Dinge und Gegenstände zu verschiedenen Zeiten betrachtet, und wie ehemalige ähnliche Gedanken und Empfindungen von den neuern bey ähnlichen Handlungen, Vorfällen und Gegenständen in größern und geringern Modifikationen und Bestimmungen abweichen? Doch dieses hat so sehr das Ansehen von Gelehrsamkeit, daß ich lieber nichts weiter davon erwähnen will: Es hieße fodern, meine Leser sollten diese Briefe mit einem philosophischen und psychologischen Auge lesen: und wäre so eine Foderung bey der Klasse von Lesern, die ich mir, im Ganzen genommen, zu versprechen habe, nicht sonderbar und unbillig? Indessen würden sie, wenn sie sonst in dieser Absicht lesen wollten, Veranlassung und Stoff genung in einem beträchtlichen Theile dieser Briefe finden, neue Beobachtungen über das menschliche Herz zu machen, oder alte Erfahrungen aufs neue bestätigt zu sehen. Denn was hier gesagt wird, ist nicht Erdichtung und Roman aus einer Ideenwelt; es sind wirklich die ähnlichen, oder anders modificirten oder ganz verschiedenen Begriffe, Gedanken und Empfindungen eines und desselben Mannes zu verschiedenen Zeiten und

Jahren, und unter ähnlichen oder verschiedenen Umständen.

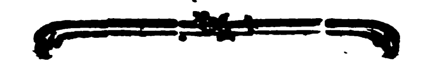
Ich habe manche kleine unerhebliche Nachrichten und Anekdoten, deren Weglassung den historischen, politischen und statistischen Nachrichten nichts geschadet haben würde, mit Vorbedacht in dieser Sammlung stehen lassen. Es ist bekannt, daß diejenigen Reisebeschreibungen, die viele dergleichen haben, am liebsten gelesen werden, weil eben diese kleinen, an sich unbedeutenden Umstände es zum Theil sind, die ihnen das Trockne und Langweilige benehmen. Moore, Brydone, die Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland werden mit allgemeinem Vergnügen und Beyfall gelesen, nicht als wären diese in ihren Nachrichten am gründlichsten und zuverlässigsten, gewiß nicht, das wissen viele, und dennoch liest sie jedermann. Diese kleinen unbedeutenden Nachrichten geben überdem dergleichen Werken das Gepräge der Wahrheit: alles geht da weit natürlicher und lebhafter vor unsern Augen vorbey, und das Ganze wird uns dadurch nur noch interessanter und angenehmer. Ich führe nicht einmal das an, daß dergleichen unbedeutende Nachrichten und Kleinigkeiten einem Reisenden oft sehr nützlich und gewünscht sind.

Warum ich endlich bey dieser ganzen Sammlung auf die Nachsicht, und vielleicht oft auf den

Beifall des Publikums rechne, ist, daß diese Briefe wirklich geschrieben, daß sie wahr sind: und auf diese Wahrheit und auf das Interesse, das aus der Wahrheit entsteht, baue ich viel. Es sind wirklich geschriebene Briefe, die nie für den Druck bestimmt waren. Sie sind also ohne Kunst, ohne Zwang, oft nachläßig; allein die Freundschaft, die durchgängig darin athmet, das Herz, das überall und immer seinem Freunde offen ist, die Vertraulichkeit, das Zutrauen und die Innigkeit, mit der alles mitgetheilt wird, geben ihnen einen wesentlichen und unendlichen Vortheil vor allen erdichteten. Und eben diese Wahrheit, hoffe ich, wird dem Leser selbst das, was dem ersten Anblicke nach nur für den Freund geschrieben zu seyn und nur diesen zu interessiren schien, unterhaltend und angenehm machen. Vielleicht nimmt er Antheil an dem Manne selbst, der diese Briefe schrieb, vielleicht an seinen Gesinnungen, Empfindungen und Grundsätzen, vielleicht interessiren ihn seine Begebenheiten darum, weil es wirkliche Begebenheiten sind; und darf ich das hoffen, so erwarte ich mit Zuversicht, daß es dem Leser doch nicht ganz gleichgültig seyn werde, ob ich diese Briefe der Welt hätte mittheilen, oder sie lieber in meinem Pulte verschlossen behalten sollen.

S.

Briefe.



Basel, den 8. April 1776.

Hier wäre ich denn, lieber Freund! Gebe der Himmel, daß es ein glücklicher Aufenthalt sey! Ich bin vorgestern früh hier angekommen, und habe kaum noch Zeit gehabt, mich recht zu besinnen, wo ich bin. Ich wollte meine Sachen in Ordnung bringen, und mein Zimmer in einen Zustand setzen, der mich überzeugen möchte, daß ich darin zu Hause bin: eine Ueberzeugung, zu der ich vielleicht so bald noch nicht kommen möchte! Ich bin diese drey ersten Tage sehr geschäftig gewesen, erst alle die zu beobachten, die ich zunächst um mich sehe, und dann mit verschiedenen Besuchen, die, wie fast alle Besuche dieser Art, steif ausfallen. Ich bin hier fremd: und das fühle ich im Innersten der Seele. Sonderbar! Ich glaube, wenn ich nur acht oder vierzehn Tage hier bleiben sollte, ich würde geschwinder bekannt seyn. Die Ursache ist vermuthlich, daß ich jedermann gleich von Grund aus kennen möchte, und da das unmöglich ist, bin ich fremd und zurückhaltend, und habe nichts von der Leichtigkeit,

die wir ohne Mühe mit Menschen annehmen, die wir in etlichen Tagen wieder verlassen sollen. Doch das wird alles besser gehen.

Gestern machte ich einen kleinen Spaziergang und sah eine herrliche Gegend: eine andere hatte ich schon bey meiner Ankunft auf einer entgegengesezten Seite bemerkt. Ich freue mich, wie ein Kind, diese Gegenden näher kennen zu lernen, darin umher zu wandeln, und meine Lieben darin zu versammeln, die ich seit kurzem verlassen habe. Was so ein Anblick reizender Schweizernatur auf einen Fremden für Wirkung macht, der aus dem platten Lande kommt, können Sie sich unmöglich vorstellen. In Zukunft mehr davon.

Die Müller haben hier den Ostermontag ein Fest. Auf einem großen Platze vor der Hauptkirche liest eine gewisse Anzahl derselben Eyer auf, die in einer abgemessenen Entfernung auf dem Boden liegen; während daß eine andere Anzahl bis auf eine gewisse Entfernung von der Stadt läuft und wieder zurückkommt. Die Partey, die am ersten ihr Werk vollendet, gewinnt. Sie sind alle in weiß gekleidet, mit blaßrothen Bändern und machen einen artigen Aufzug. Tausende kommen, dieses Schauspiel zu besehen. Ich konnte alles aus einem Zimmer sehen, wo ich mich in einer zahlreichen Gesellschaft befand, der ich so

fremd war, als sie mir. Wir sahen einander an, ohne einander viel zu sagen zu haben; jede Partey schien im Gesichte der andern lesen zu wollen, was von ihr zu erwarten sey: und dieses machte vielleicht beide nur stillschweigender.

Das Beschwerlichste aber für mich ist hier, daß ich Niemanden recht vollkommen verstehe, und daß viele mich eben so wenig zu verstehen scheinen. Ich rede hier nicht von einer gewissen Art des Verstehens: dies wäre lächerlich; nein, die Sache ist, daß man hier im Ganzen eine Sprache redet, die nichts weniger als deutsch ist. Ich darf wohl sagen, daß ich äußerst wenig von der allgemeinen Unterredung verstehe, und an den Mannspersonen, die mit mir sprachen, merkte ich sogleich, daß sie die Höflichkeit hatten, etwas anders mit mir zu sprechen, als sie mit ihren Landsleuten thaten. Dies ist denn die Ursache, warum ich die Frauenzimmer, die natürlich weniger nach Deutschland kommen, als die Mannspersonen, auch weniger als diese verstehe. Man spricht hier diejenigen Worte, die wirklich deutsch sind, nicht nur in einer sehr verderbten Aussprache aus, sondern man braucht auch eine Menge Worte (und ihre Anzahl läuft vielleicht in die Tausende) die ganz und gar nicht deutsch sind. Manche ihrer Worte sind wirklich deutsch, aber sie brauchen sie in einer ganz andern Bedeutung,

als wir. Veraltete Worte, die in Sachsen nie vorkommen, hab ich auch verschiedene gehört. Viele Dinge endlich, für die wir deutsche Worte haben, nennen sie nie anders als mit den französischen, und wenn ich das deutsche Wort brauchte, fragten mich einige Personen: was ich damit sagen wollte?

Donnerstag, den 11. April.

Man führt mich herum, man stellt mich dem und jenem vor, man zeigt mir dies und das — und wenn ich endlich Abends in mein Zimmer komme, fühle ich eine Ermüdung, eine Trägheit, und eine Geisteserschlaffung, die mich hindern, Ihnen zu schreiben, so sehr ich mich auch nach diesem Vergnügen sehne. O, mein Bester, ich misse Sie, misse Sie mehr, als ich es Ihnen sagen kann, und eine Menge meiner übrigen Bekannten nebenher. Ich habe so viele Jahre zu Leipzig gelebt; wandelte dort zum Theil unter den Gespielen meiner Kindheit, unter den Freunden meiner Jugend, und war in verschiedenen Häusern nach und nach so einheimisch geworden, daß sie meinem Herzen nahe verwandt waren. Und nun bin ich von alle dem fern, finde nichts, das dem Vergangenen gleicht, sehe alles fremd und öde um mich her. Dies war wohl der Fall

so Manches andern vor mir; dies sag' ich mir täglich, aber deswegen fühl ich es nicht weniger.

Ich habe nun schon verschiedne Bekanntschaften gemacht; aber das ist alles so ganz anders. Ich habe diese Tage her die Empfehlungsbriefe abgegeben, die ich an verschiedene Häuser hier hatte, und bin im Ganzen, mit vieler Höflichkeit empfangen worden. Man begleitet seine Visiten gewöhnlich bis vor die Hausthüre, und Mancher bleibt stehen, bis der Besuchende sich einige Schritte weit entfernt hat. Auch hab ich bemerkt, daß die, welche gegangen sind, sich oft noch einmal umdrehen und noch einmal das Kompliment machen. Nun, Jeder hat seine Art, und ich bemerke dieses blos, weil ich es an keinem andern Orte gesehen habe. Aber das glaub ich auch bemerkt zu haben, daß hier im Ganzen ein gewisses ceremonielles, feyerliches Wesen herrscht, welches das Gegentheil der gesellschaftlichen Leichtigkeit ist; und ein gewisser Ernst, den man in Dinge bringt, die, ihrer Natur nach, nichts Ernsthaftes in sich haben. Man sagt mir, dies sey sonst noch mehr der Fall gewesen und nehme täglich mehr und mehr ab.

Mitwoche, den 17. April 1776.

Noch hab ich wenig von dem gesehen, was diese Stadt Sehens- oder Merkwürdiges enthält; ich denke, es ist noch immer Zeit genug dazu. Doch kann ich Ihnen heute von des Herrn von Mechel Kunsthandlung und Kabinet schreiben, denn beides habe ich schon verschiedenemale gesehen. Seine Kupferstich-Handlung soll eine der ausgedehntesten, und seine Niederlage eine der vollständigsten seyn, die man finden kann. Sie sehen hier nicht nur einen ungeheuren Vorrath der neuern englischen, französischen und deutschen Kupferstiche, sondern auch eine grosse Anzahl alter gestochener und geäzter Blätter, die entweder durch ihren innern Werth, oder durch ihre Seltenheit schäzbar sind. Auch solcher Kupferstiche können Sie viele sehen, die unter den Liebhabern, gleich einem klaßischen Schriftsteller, durchaus bekannt sind, und deren Schönheiten, wie die eines Homers oder Virgils abgöttisch verehret werden. Von den besten englischen Kupferstichen hat Herr von Mechel oft verschiedene Abdrücke und verschiedene Preiße. Welche Wonne für mich, lieber Freund, so mitten in der schönen Gesellschaft zu sitzen, und mein Auge an unendlicher Schönheit und Mannigfaltigkeit zu weiden!

Dabey hält Herr von Mechel eine Art Fabrike, die er Akademie nennt, das heißt, eine gewisse Anzahl von Kupferstechern, die beständig für ihn arbeiten, und deren Blätter mehrentheils unter Herrn von Mechels Namen herauskommen. Doch höre ich, daß einige sich dem nicht unterwerfen wollten, und ihn entweder verließen oder ihn nöthigten, ihren eigenen Namen darunter zu setzen.

Seine Gemäldesammlung, ohne sehr zahlreich zu seyn, ist von guter Wahl; viele Stücke werden sehr hoch geschätzt.

Jeder Fremde kann, ohne weitere Empfehlung sich anmelden, oder von Jemanden sich einführen lassen, und er ist gewiß, daß er mit Höflichkeit empfangen wird und alles zu sehen bekommt, Herr von Mechel mag da seyn oder nicht.

Den 23sten April 1776.

Warum ich seit sechs Tagen keine Zeile für Sie geschrieben, mein Bester, kann ich schwerlich sagen! — Was ich mache? Ich träume, lieber Freund! — Es sezt sich, seitdem ich hier bin, eine sonderbare Seelendisposition in mir an; was daraus werden wird, weiß ich selbst noch nicht. Ich bin ernsthaft, spreche wenig, habe oft Langeweile, wenn ich unter Menschen bin,

und suche die Einsamkeit, so viel sichs nur immer thun lassen will. Mir ist nie wohler, als wenn ich auf meinem Zimmer bin, oder allein in diesen zauberischen Gegenden, in denen die Stadt liegt, umher schwärmen kann.

Basel hat eine Lage, die sich die reichhaltigste Einbildung schwerlich schöner denken kann. Ich fliege täglich aus, wenn es das Wetter nur immer zulassen will, und bin schon so bekannt mit der Gegend umher, als wenn ich viele Monate lang darin gelebt hätte. Dies sind meine glücklichsten Augenblicke; hier kann ich mich ununterbrochen meinen Träumen und einer gewissen süßen Schwärmerey überlassen, die immer mehr über mich gewinnt, jemehr ich sie nähre. Da zieh ich umher am majestätischen Rheine, labe mich in den lieblichen Gegenden an der Birs, oder lagere mich an einem kleinen Bache. Dann ersteige ich einen Hügel, nehme Besitz von den weiten Gefilden umher, und fliege mit Adlersflügeln über jene fernen Berggipfel hinweg, deren sanftes Blau meinem Auge so wohl thut. Eine sanfte Schwermuth, ein gewisser Druck — Ach! es ist so Etwas, das ich nicht sagen kann, das mich von andern absondert, und das ich für alles in der Welt nicht aufgeben mag.

Sie, lieber S., sind dann nie ferne von mir, Sie, an den eine mehr als zehnjährige Bekannt-

schaft mich band; Sie, mit dem ich die Scenen früherer Jugend durchging; Sie, an den ich noch tausendmal mehr durch Achtung und Liebe, als durch lange Gewohnheit gebunden war. Ich sehe meine Verwandte, meine Freunde, alle meine verlassenen Bekannten; ich lebe unter Euch, meine Lieben, und ich glaube, Euch hier näher zu seyn, eher Euch wieder zu finden, als unter Menschen.

Ich habe nun verschiedene Bekanntschaften gemacht; aber ich glaube, mir gehts, wie vielen Franzosen, wenn sie aus Paris in eine Stadt außer Frankreich kommen. Sie sind unbekümmert um das, was etwa Gutes und Schönes da seyn möchte, fragen überall nach den Thuilleries, Palais Royal, Louvre, place des Victoires &c. und wenn sie das nicht finden — wie sie denn nirgends gerade das Nämliche finden werden — so hat der Ort nichts Sehenswürdiges. Dem sey nun wie ihm wolle; ich kenne noch Niemanden hier, dessen Umgang ich sehr suchte, oder meiner Einsamkeit vorzöge: und so hänge ich mich immer mehr und mehr an die todte Natur — Nein, lieber Freund, sie ist lebendig für mich, spricht mit tausend Zungen in mein Herz, nährt mich, füllt mich, ist mir alles. In ihr treibt meine Fantasie, und bildet sich selbst eine Welt, eine so süße, so liebe — alle Wesen darin sind meine eigenen Geschöpfe, so ganz nach meinem

Köpfe und Herzen, so ganz, wie ich sie wünsche.

Wenn ich nun wieder nach Hause komme, so suche ich das, was ich so eben verlassen habe, in Büchern auf. Was das für Bücher sind, mögen Sie leicht errathen — Shakspear, Ossian und Göthe. In diesen finde ich alles das, was meine Fantasien nährt, und meinem Herze so wohl thut. (Es versteht sich, daß dies alles von meinen Nebenstunden gesagt ist; denn in meinen Geschäften geht alles seinen gehörigen, regelmäßigen Gang, und ich vergesse auf einige Stunden mich selbst.) Freilich sagte mir Jemand vor etlichen Tagen: „the proper study of Mankind is Man“ und ich glaube, der Mann hätte Recht! Auch wird das alles anders kommen: nur Geduld muß man haben.

Indessen haben die Personen, um die ich am meisten bin, meine sonderbare Gemüthsstimmung nicht unbemerkt gelassen: und da sie von der Art ist, daß andere Leute wenig Genuß davon haben, so kann sie freilich nicht so sehr gefallen. Einige haben gesagt, ich sey entsezlich ernsthaft; andere, ich sey melancholisch, oder hypochondrisch, und noch andere, ich habe das Heimweh. Ich weiß nicht, was diese Krankheit eigentlich ist, die die Schweizer mit dem ausdruckvollen Namen Heimweh belegen, und die sie sonst

vielleicht weit besser kannten, als jezt; wenn aber ein gewisses Sehnen und eine rührende Rückerinnerung an Personen und Gesellschaften, unter denen wir die schönste Epoche unsers Lebens verbrachten, Heimweh ist, so glaube ich, ich habe etwas davon.

Ich habe die unglückliche Grille im Kopf, daß es zur Glückseligkeit eines Menschen nothwendig sey, einen Freund zu haben, oder irgend so ein Wesen, das mit ihm sympathisiret, seine Triebe und Aufmerksamkeit stark an sich ziehe, und viele Dinge in dem Lichte oder Schatten sehe, in dem er sie selbst sieht. So ein Wesen ist mir nun, für mein Individuum, hier noch nicht vorgekommen, möchte auch wohl so bald nicht, denn ich fürchte, daß ich viele Dinge ganz anders ansehe, und ganz anders darüber spreche, als es gewöhnlich ist. Wenigstens hab ich das schon verschiedenemale bemerkt, wenn ich mit Eifer und Wärme über gewisse Dinge sprach. Man lächelte, und einer gab mir lezthin mit vieler Höflichkeit zu verstehen, ich sey ein Schwärmer, und werde manche Dinge mit der Zeit ganz anders ansehen. Das mag seyn! Ich hab oft so etwas von reifer Erfahrung gehört, die den Menschen viel klüger macht, als er vorher war, und durch die er die Welt nun gerade so sieht, wie sie ist. Nun, meine Reihe wird dann wohl

auch kommen. Sie sind mein Freund, guter S. Geben Sie doch Achtung, ob ich alsdann edler, besser, menschenliebender und Antheilnehmender seyn werde an allem was athmet, als ich jezt bin. Armes, armes Herz! ich ahnde so etwas, und fürchte, mir steht allerley hier bevor. Mags! War es nicht mein eigener Wille, daß ich hieher kam? war es nicht mit einigem Widerstande meines guten Vaters und der zärtlichsten der Mütter?

Ich glaube, dieser Brief ist lang genug, um abzugehen; um so viel mehr, da Sie begierig seyn werden, wieder einmal, seit meinem lezten, etwas von mir zu hören. Ich will fortfahren, in dieser Tagebuchform zu schreiben, und wenn ich einige Blätter voll habe, sie Ihnen schicken.

N. im Canton Basel, den 26. April 1776.

Ein Brief von Ihnen, mein Bester! Der erste, den ich von Ihnen erhalte, seitdem ich hier bin. Man hat ihn mir aufs Land nachgeschickt (denn auf dem Lande bin ich jezt), und tausend Dank dem Lieben, der meines S**s Brief genug zu respektiren wußte, um ihn nicht liegen zu lassen, bis ich wieder in der Stadt seyn würde. Daß mir Ihr Brief Freude gemacht hat, wie einem Kinde die Christnacht — das versteht sich,

und das wissen Sie, ohne meine Betheurung. Ich hab ihn gelesen und wieder gelesen, und nun ergreife ich die Feder, um sogleich einen für Sie anzufangen.

Wenn Sie jezt bey mir wären! Ach, liebster Freund, tausenderley hab ich Ihnen zu sagen, und alles auf einmal auf der Feder. Noch nie drang die Natur so in überwältigender Stärke auf mich; noch nie fühlte ich den erhabenen, göttlichen Reiz des Landlebens wie jezt. Nachdem ich fast immer und ununterbrochen in Städten gelebt, seh ich mich hieher gezaubert in diese herrliche Schweizernatur, und das in der Jahreszeit, die immer so seltsam auf mich wirkte, und mein Blut und meine Lebensgeister in so sonderbare Wallungen flammte!

Das Landhaus, in dem ich jezt bin, liegt zwischen zwey Dörfern, in einem langen und engen Thale, auf dessen beiden Seiten sich hohe Gebirge erheben. Dicht vor dem Hause geht eine schöne Landstraße, die beträchtlichste vielleicht in der Schweiz. Es ist der Weg von Basel nach Solothurn, Bern, Lausanne, Genf, Lyon und den Berg Cenis nach Italien. Diese Straße geht hier etliche Stunden, eben wie ein Tisch, in unzähligen Krümmungen fort, windet sich zwischen einer Menge Berge durch, die alle Augenblicke den Paß zu verstopfen scheinen, und führt,

ohne daß man zu steigen hat, bis an den sogenannten Hauenstein, welcher ein Theil des Jura ist. Sie ist an manchen Orten so enge, daß man weder rechts noch links zehn Schritte weit abweichen kann, ohne an den Fuß hoher Berge zu stoßen; denn diese Gegend liegt schon ganz in den Bergen, die alle Aermie des Jura sind, in die er sich auf dieser Seite verliert.

Längst an der Straße hin fließt ein kleiner kristallklarer Bach, der aus Felsen kommt, über Steine hörbar dahin murmelt, und nun schon zweimal unter tausend süßen Empfindungen mich eingeschläfert hat. Er trennt das Haus, in dem ich bin, von der Landstraße. Eine kleine Brücke bringt mich hinüber, und dann an den Fuß eines hohen Berges, den ich schon gestern bis auf die Spitze erstiegen habe. Nun, in solchen Stunden gehöre ich mir selbst (denn kein Mensch hat Lust, mir Gesellschaft zu leisten), bleibe bey jedem Absatze, den ich ersteige, stehen, beschaue mit unendlicher Wonne den ewigen Garten, der zu meinen Füßen liegt, bewundere alle die bunten Bluhmchen, ziehe den stärkenden Duft von den wohlriechenden Blüthen ein, die in unzähliger Menge mich umgeben. Rings um mich liegen auf allen Bergen Sennhöfe oder Güter, die entweder einem Herrn aus der Stadt oder einem Landmanne gehören, der hier mit seinen Kühen

lebt, die Wiesen besorgt, Käse macht, und so das Leben unserer Urväter führt. Alle liegen einzeln in melancholischer Einsamkeit zerstreut, mit einem Garten umgeben, und eine große Wiese in der Rundung umher, auf der hier und da ein Fruchtbaum blüht und Kühe und Schafe herumschwärmen. Auch kehre ich in einer dieser Hütten ein, esse schwarzes Brod und Butter und trinke Milch.

O wie schwebt dann meine Seele in Entzücken empor, wenn ich mich Herr von einer dieser Hütten denke, mit Ihnen, Geliebter, mich beschäftige, oder mit einem süßen Ideal meine Fantasie herumtreibe, dann Hand in Hand allen den schlängelnden Bächen nachfolge, durch Wiesen emporsteige und endlich an ihrer Felsenquell ende — Gott! wenn Sie hier wären! — Aber, liebster Freund, ich bin einsam, und glücklich, daß ich es bin; denn da ich hier keine Herzensbekanntschaft habe (Sie wissen, was das sagen will), so ist mir immer wohl, mit keinem kalten Herzen zu gehen, das bey jedem Schritte sich meiner Empfindung in den Weg stellt und alle Augenblicke verwundernd fragt: warum ich stehen bleibe? Wohl mir, daß ich allein bin, denn nur die Einsamkeit erweckt jene süße Melancholie, die nicht allein durch die Natur, sondern durch die Lage der Seele, die wir mitbrin-

gen, erweckt wird. Und wer kann mehr in dieser Lage seyn als ich!

Noch immer bin ich hier ganz fremd und allein, und werde es vielleicht noch lange seyn. Und wissen Sie, was man thut, wenn es einem an so einer Bekanntschaft, die ungefähr gleiches Alter, gleiche Gesinnungen, gleiche Art zu empfinden mit uns hat, mangelt? Man beschäftiget sich ohn' Unterlaß mit seinen verlornen Freunden, die nun durch den Verlust noch schäzbarer sind; man ruft alle Gegenstände des Vergangenen zurück, sieht alles lebhaft vor sich — und dies sezt uns dann bey den Schönheiten der Natur in eine Lage, wo oft die Thränen nicht mehr weit sind. Und dann sich so auszulassen, so einsam zu seyn — o Freund, dies sind Augenblicke, die ich um alles nicht hingebe.

Auf der hintern Seite unserer Wohnung liegt eine Matte, oder ein umzäunter grüner Platz mit einigen Bäumen besetzt, welcher den untersten Theil eines Berges ausmacht und zum Hause gehört. Hier hätte ich also alle Freiheit, im Grase herumzuliegen, so viel ich wollte, wenn es nur nicht noch immer so naß wäre. — Ich weiß nicht, ob in Leipzig auch schon Frühling ist? Hier ist schon seit vierzehn Tagen alles grün, und die Blüthen fallen jezt schon mehrentheils wieder ab.

Getraidefelder sieht man hier sehr wenige, und mehrentheils sehr hoch an den Bergen. Oefters stehe ich vor Erstaunen still und kann nicht begreifen, wie man in einer Jähe Pflug und Thiere führen konnte; man findet aber desto mehr Wiesen, und die hiesigen Gebirge sehen nicht so rauh, so arm aus, wie die in den sächsischen Erzgebirgen.

Den 27. April.

Was das einem für eine Freude ist, einen Berg zu erklettern! Was für neue Entdeckungen habe ich wieder gemacht! So war mir doch nie, wenn ich auf die Gebirge bey Annaberg ging! War ich damals zu jung, um aufmerksam zu seyn, oder war es, daß ich damals gleichgültiger gegen alles war, weil meine Seele gelassen und ruhig war? Liebster Freund, alle Tage finde ich die Anmerkung wahrer, daß ein Herz, welches unruhig, unbefriedigt ist, oder einen Verlust erlitten hat, der seine Zärtlichkeit angriff, für alle Eindrücke offener ist als ein anders, das in seiner Selbstbehaglichkeit dahin lebt. Ich kann es nicht beschreiben, wie mir wird, wenn ich mich auf dem Gipfel eines Berges sehe, wenn ich weit um mich her Städte und Dörfer und Hütten und Menschen und Thiere unter mir sehe. Wie sich mein Herz da erhebt, sich erweitert, als

wollt' es aus seinem engen Käfig heraus und die ganze Gegend herum füllen!

Aber — finden Sie nicht, liebster Freund, daß ich schwärmerisch werde? Sehen Sie, was es thut, wenn man zu wenig mit den Menschen lebt! (und bin ich jezt nicht in dem Falle? Alles was mich umgiebt, denkt, empfindet, verlangt, freut sich ganz anders, besieht alles mit ganz andern Brillen als ich) man hält sich an die Natur, mehr als jemals, da man unter Menschen war, die an Alter, Denkungsart u. s. w. uns näher kommen. Ich begreife jezt gar wohl, warum Werther so sehr Schwärmer war. Zwar begriff ich auch sonst so etwas davon, aber jezt weiß ich aus Erfahrung, was man vornimmt, wenn man unter Leuten ist, deren Alter oder Jugend, deren Grundsätze und Empfindungen uns von sich stoßen, alle Augenblicke einen beym Rock nehmen und rechts ziehen, wenn man links will, und stehen heißen, wenn man weiter gehen möchte.

Auch mit dem Bache vor unserm Fenster habe ich schon viel zu thun gehabt, bin böse gewesen, daß er in den Rhein und nicht in einen andern Fluß, nicht in die Pleiße fällt. Weit mehr könnte ich mich dann mit ihm unterhalten, könnte ihm Aufträge an meine Lieben nach Leipzig geben, könnte ihn beneiden, daß er in jene glücklichen

Gefilde ging, die ich nicht mehr sehen kann. Aber es ist nur ein ganz gemeiner Bach, er fällt in den Rhein, und wer weiß, in welcher Pfütze oder Sandhaufen Hollands er unedel verdirbt; ganz gewiß gehört er nicht zu jenen edlern Theilen des Rheins, welche das Meer sehen. —

N. den 29. April.

Meine Reise von Basel hieher war mir so interessant, als die Gegend, in der ich jezt bin. Die eigentliche Schweiz fängt sich mit Basel an. Dies ist nicht nur geographisch richtig, sondern man kann mit eben so vieler Wahrheit sagen, daß die eigentliche Schweizer-Natur sich da anfängt. Das Elsaß ist ein sehr schönes Land, und die Vogesen, die sich von Norden gen Süden durch die ganze Länge desselben ziehen, geben oft herrliche Aussichten. Aber Schweizer-Natur ist es nicht. Viele Gegenden auf der andern Seite, im Schwarzwalde, sollen der Schweiz mehr gleichen.

Auf meinem Wege hieher kam ich durch Liehstal, ein kleines Städtchen drey Stunden von Basel, das außer einer grossen Menge Handschuhe, die hier vorzüglich gut gemacht werden, wohl nichts Merkwürdiges hat, als eine schöne Lage. In der Gegend umher giebt es eine

Menge Landhäuser, die reichen Familien aus Basel gehören, fast alle vortreflich gelegen sind und zum Theil ein sehr schönes Ansehen haben. Von Liehstal weg wird das Land wilder, und entsprach mehr dem Begriffe, den ich mir von der eigentlichen Schweiz gemacht hatte. Alles war mir hier neu, alles ward mir interessant und rührend. Ich war in einer unaufhörlichen Bewegung, und hielt mich bey gewissen Kleinigkeiten so auf, daß meine Gesellschaft lachte. O, lieber Freund, der Schweizer weiß nicht, welchen hohen Begriff man achtzig Meilen weit von hier von seinem Lande hat.

Meine Aufmerksamkeit wurde besonders durch eine Menge kleiner Hütten angezogen, die auf den Wiesen umher zerstreuet sind, um das Heu darin aufzubewahren, und so ein malerisches, so ein schäferisches Ansehen haben, daß es für mich unmöglich war, hier nicht an eine realisirte Idylle zu denken. Freylich sagt man, daß das im Leben ganz anders ist; aber das sagt man — und die Wiesen und Hütten und Bäche und Bäume — die seh ich.

Das Land scheint mit großer Sorgfalt gebauet zu werden. — Freylich ist Wiesenbau nicht so beschwerlich, als Feldbau. — Alle Besitzungen sind in grünen Hecken eingeschlossen, alle Bäche haben ihr gehöriges Bette, die Wiesen sind

vortreflich gewässert, und Obst- besonders Nuß- und Kirschbäume, stehen in solcher Menge darauf, daß das Ganze einem Garten gleicht. Diese Obstbäume sind von grossem Ertrage; aus den Nüssen macht man ein Oel, das, wenn es frisch ist, vortreflich seyn soll, und oft statt Baumöl gebraucht wird. Von den Kirschen, besonders den Bergkirschen, wird das sogenannte Kirschwasser gemacht, ein starkes Getränke, das einen angenehmern Geschmack hat, als irgend ein Kornbranntwein, und das unter allen Liqueurs das gesündeste seyn soll. Es wird hier zu Lande in grosser Menge verbraucht, und man giebt es oft in den besten Häusern nach dem Nachteffen.

Den 2ten May 1776.

Ein wonniglicher Tag! Liebster Freund, ich habe heute eine Spatzierfahrt gemacht, und eine warme, volle Fantasie bringe ich zurück, reichhaltig, viele Blätter damit anzufüllen. Ich kann Ihnen nicht helfen, ich muß schreiben und mittheilen. Auf der schönen Berner Landstraße fuhr ich fort, durch Felsen, Berge, Thäler, alles so lachend, so freudig wie der Frühling. Was das einem für eine Herzensfreude ist, einen ewigen Garten weit um sich her zu sehen, alles so bewohnt, bebaut, kein wüster Ort, kein Fleck.

gen, welches von Zerstörungen, Wetterschaden, Armuth zeigt. Allem sieht man den Wohlstand, den Ueberfluß seiner Bewohner an. O! wie himmelweit ist dies alles von dem armen Erzgebirge in Sachsen verschieden! Mit Schmerzen dachte ich an meine dortigen Landsleute, die doch auch in Gebirgen wohnen. Den Felsenbächen ist ihr Weg durch Auen gewiesen, die dadurch gewässert werden; hier laufen sie nicht geradezu über die erste beste Straße, sondern haben ihr bestimmtes kleines Bette, sammeln sich in größere Bäche, und gehen schadlos den ihnen gezeigten Weg.

Nach zwo kleinen Stunden kam ich in ein Dorf Langenbruck, wo eine Menge Fremde hielten, die die große Straße passiren. Von hier aus ging ich in das sogenannte Schönthal; denn dies war eigentlich die Absicht unserer Spatzierfahrt. Wir gingen von Langenbruck aus zu Fuße, weil man mit einem Wagen nicht gut durch die Berge kann. Welcher Anblick! Die Gegend verdient alles, was die Basler zu ihrem Lobe sagen. Ein Thal, ungefähr eine halbe Stunde lang, rund herum mit Bergen umgeben, in die es sich, allmälich sich erhebend, verliert.

In der untersten Tiefe liegt ein altes Haus, welches ehemals ein Kloster war; über der Thüre steht ein Löwe, ein Lamm und die Mutter Gottes

in Stein gehauen. Ein alter helvetischer Graf erbauete es im neunten Jahrhunderte; er hatte sich auf der Jagd verirrt, und Maria, in einem Wagen von einem Schaf und einem Löwen gezogen, hieß ihn folgen. Maria fuhr vor, der Graf zu Pferde nach, und so fand er seine Leute und Maria verschwand. An diesem Flecke ließ er ein Kloster erbauen: und daß die Geschichte gewiß ist, zeigen noch heutzutage die steinernen Figuren und das alte Haus, dem wenigstens niemand absprechen wird, daß es in gothischem Geschmack gebauet ist.

In diesem Hause soll die beste Ziegermilch von der ganzen Schweiz seyn. Das, was sie hier Zieger nennen, eine zusammengeronnene, mehr körperliche Masse von Milch, ist eine vortrefliche Speise, die in Sane, welche hier Niedele heißt, aufgesezt wird, und dem gleicht, was man in den sächsischen Erzgebirgen Matten nennt.

Von da ging ich in die Wirthschaftshäuser und besahe die Käse, welche ungefähr eine kleine Elle im Durchschnitt haben. Weiter hinaus sind die Gebäude, wo gegen funfzig Kühe stehen, welche diese Ziegermilch geben, und am Ende des Thales folgen die Hütten, in denen man das Heu aufbewahret. Alles zusammen gehört dem Spital zu Basel.

Und die Leute — gar nicht zurückhaltend, wie gewöhnlich Landleute sind — offenherzig und frey strecken sie einem die Hand entgegen und zeigen eine unschuldige Freude, daß man sich so um ihre Sachen bekümmert. Doch so sind mehrentheils die Landleute hier herum; Sie wissen, daß sie Bürger, (so nennen sich alle die, die in einem Dorfe wirklich ansäßig sind) daß sie ein freyes Volk sind; einige giebt's auch darunter, die sehr gelehrt sind. So einer ist in hiesigen Gegenden; und Kleinjog in Zürch, der berühmteste unter diesen, wird Ihnen vielleicht aus dem philosophischen Bauer bekannt seyn. Sonderbar kommts einem doch vor, wenn ein Bauer in die Stube eines rebuplikanischen Hauptes tritt, ganz frey ihm die Hand schüttelt, sich dann bey der Tafel neben ihm sezt, und so mit der Gesellschaft speist und discurirt. Auch giebt es Bauern in der Schweiz, die 1, 2, auch 300000 Gulden im Vermögen haben sollen.

Noch etwas sonderbares. — Ich aß in meinem Thale Zieger und Honig; wie ich bezahlen wollte, sagte man mir, daß man nichts nähme. Ich glaubte, daß dies wie gewöhnlich wäre, gab also, brachte es aber nach vielen Nöthigen erst dahin, daß man es nahm. Ich hörte nachher, daß man so was nicht bezahlte; daß die Leute zu reich wären, für so eine Kleinigkeit

Geld anzunehmen; daß sie sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machten, von ihren Sachen vorzusetzen, und kurz, daß ich besser gethan haben würde, kein Geld aufzubringen.

Ich verließ das Schönthal mit schwerem Herzen. Glückliches Volk in diesem Thale der Ruhe und des Friedens! Durch Berge von der übrigen Welt getrennt, lebt es in göttlicher Zufriedenheit dahin, und nur dem demüthigen Fußgänger ist es vergönnt, es in seiner Unschuld zu sehen, sich mit ihm zu freuen und erquickende Seelennahrung einzusaugen. Oft habe ich Mühe, daß ich nicht laut werde und in Deklamationen ausbreche, die schwerlich Jemand um mich verstehen würde. Freylich haben die Leute das von Jugend auf gesehen, und lehren mich manche Dinge, die ich nicht weiß, und um die ich mich auch nicht weiter bekümmere. Wenn mein Auge an einem schönen Gemälde sich weidet, muß ich denn, um es ganz zu kennen, es umdrehen, und sehen, daß da rauhe Leinwand ist?

Basel, Sonntags den 12. May 1776.

Basel hat mehr Kirchen und mehr Prediger, als es braucht. Gleichwohl haben leztere genug zu thun, weil nicht nur Sonntags, sondern verschiedene Tage in der Woche Gottesdienst

gehalten wird, wo, wie ich höre, gewisse Geistliche manchmal für 10 bis 20 Zuhörer predigen müssen. Die Anzahl der guten Prediger soll überaus klein seyn. Daß so viele und grosse Kirchen hier sind, kommt von der ehemaligen unendlich größern Bevölkerung der Stadt her. Man rechnet jezt 15,000 Seelen hier, die Fremden mit einbegriffen; in gewissen Zeiten soll diese Zahl vier ja fünfmal stärker gewesen seyn. Ich glaube, die Stadt, so wie sie jezt ist, könnte gar wohl 60,000 Seelen fassen, wenn ich ihren Umfang mit Strasburg oder Frankfurt vergleiche.

Wenn man hier zur Kirche geht, muß man hauptsächlich um der Predigt willen gehen, weil sie den größten Theil des Gottesdienstes ausmacht. Der ganze Gottesdienst dauert in den deutschen Kirchen anderthalb Stunde, und in der französischen nur eine Stunde. Den größten Theil dieser Zeit nimmt die Predigt ein. In allen Kirchen sezt man den Hut auf, wenigstens thun es sehr viele. In der französischen Kirche haben ihn die Geistlichen sogar auf der Kanzel auf; während der Gebete nimmt man ihn ab.

Die Gesänge, deutsche und französische, sind höchst elend; denn beide sind eine schlechte Uebersetzung der Psalmen: die Melodien sind schleppend und ermüdend langweilig. Man hat hier eine bessere deutsche Uebersetzung der Psalmen von

Prof. Spreng; aber man braucht sie eben so wenig, als man in Sachsen das Zollikofersche Gesangbuch in den lutherischen Kirchen braucht. Dort würde es der Religion schaden, und hier der republikanischen Freiheit. Uebrigens sangen die Väter der hiesigen Einwohner diese Psalmen und waren ehrliche Leute dabey, so wie die Vorfahren der Sachsen mit ihrem Gesangbuche. — Spott bey Seite: ich glaube, es geht hier, wie überall! Alte Vorurtheile sind schwer auszurotten; und wenn der Eine etwas Besseres vorschlägt, so verwirft es der Andere, weil er nicht den Einfall hatte. Der Mensch läßt sich alte Gewohnheiten, wenn er sie auch abgeschmackt findet, nicht gern nehmen, weil er sich schämt, daß er sie nicht ablegte, ehe ihn ein Anderer daran erinnerte. Und so möchte das Volk hier wohl ein neues Gesangbuch annehmen, wenn nur die Geistlichen sich erst darüber vergleichen könnten.

Montags den 13. May.

Heute habe ich, dicht an der Stadt, eine Revue oder Musterung mit angesehen. Sie wissen, lieber Freund, daß in der ganzen Schweiz keine stehenden Truppen sind, einige hundert Mann in jeder Hauptstadt ausgenommen. Jedermann ist Soldat, und die ganze Mannschaft

eines Cantons ist in so und so viel Regimenter eingetheilt. Da die Einwohner des Cantons Basel nicht frey, sondern Unterthanen der Stadt sind, so sind sie ziemlich alle Gemeine und Unteroffiziere, und die Offiziersstellen haben die Bürger in der Stadt. Der Canton Basel hat vier Regimenter. Zur Reiterey nimmt man die reichsten jungen Landleute, die es sich zur Ehre machen, auf einem guten Pferde zu erscheinen.

Ich habe schon lezthin einer Musterung beygewohnt, denn man mustert nur einige Compagnien auf einmal.

Die Einrichtung des Soldatenwesens gefällt mir. Jede Mannsperson ist vom sechszehnten Jahre an Soldat, muß sich auf eigene Kosten eine Uniform wie bey regulirten Truppen mit allem Zubehör halten, und jährlich an einem Orte zusammenkommen, wo seine Compagnie gemustert wird. Ein Landmann, wenn er sich verheurathet, erscheint vor dem Altare in seiner Uniform und mit dem Degen. Dies ist eine sehr weise Einrichtung, denn hin und wieder ist ein junger Mensch nachläßig, oder wirklich zu arm, sich eine Uniform anzuschaffen. Doch machen sie es sich ziemlich allgemein zu einem Ehrenpunkte, eine zu haben. Sonst hatte ein Canton diese und jener eine andere; jezt aber ist, so viel ich weiß, die Infanterie in der ganzen Schweiz blau

mit roth. Die Berner Reiterey ist, im deutschen Lande, roth mit schwarz; im französischen roth mit gelb.

Alle Sonntage im Sommer wird das junge Volk exercirt; ein besonderer Wachtmeister, den jedes Dorf hat, unterrichtet sie. Man betrachtet dieses als eine Belustigung, und oft sind eine Menge junger Mädchen aus dem Dorfe als Zuschauerinnen dabey. Diese Exercitien müssen sie nun auf den jährlichen Musterungen zeigen; und ob sie schon den regulirten Truppen nicht beykommen, so ist das, was sie thun, doch sehr viel für die kurze Zeit, die sie im Jahre darauf wenden. Auch machen sie allerhand Manövres und liefern einander kleine Scharmützel, in denen sie manchmal so sehr in Hitze gerathen, daß sie einander Schaden thun. Die vier Häupter der Republik, das heißt, die zwey Bürgermeister und die zwey Oberzunftmeister, werden als das Haupt der Truppen dieses Cantons betrachtet, und darum ist in Friedenszeiten kein anderer Commandant en chef.

Die Offiziersstellen, ob sie schon nichts eintragen, werden sehr gesucht, und ich weiß, daß es häufigen Verdruß und Feindschaften deswegen giebt. An Bällen und bey andern öffentlichen Gelegenheiten erscheinen viele lieber in ihrer Uniform, als in einem andern Kleide. Männer

aus den reichsten und besten Familien suchen Offizierstellen, oft weil sie dadurch eine Gelegenheit mehr haben, ihre Popularität zu zeigen, und sich unter die verschiedenen Stände zu mischen, welches immer vortheilhaft ist, wenn man Stimmen (vota) nöthig hat, und diese hat hier jeder nöthig, der in den Stand, das heißt, in die Regierung will.

Mitwoche, den 15. May.

Unter den Personen, die ich hier öfters sehe, ist Herr Haase, ein Mann von mannichfaltigen Kenntnissen. Er ist ein Schriftschneider und Gießer; seine Typen sind wegen ihrer Schönheit bekannt, und er treibt damit ein weitläufiges Gewerbe, indem er sie sehr weit an Buchdrucker verschickt. Er ist ein sehr sinnreicher Kopf, der auf allerley verfällt, und so geht er jezt mit gedruckten Landkarten um. Die erste Probe, die er davon liefern wird, ist eine kleine Karte vom Canton Basel. Ich gestehe, daß ich die Sache, als eine Seltenheit betrachtet, sehr interessant finde; aber Nutzen und Vortheil erwarte ich nie davon. Die gestochenen Karten werden allemal schöner ausfallen und dem Auge angenehmer seyn, als diese gedruckten oder gesezten. Herr Haase müßte also die seinigen wohlfeiler geben, und dies

ist schwerlich möglich, da man eine Homännische hier für 16 Kreuzer haben kann. Zwar wird man von den gesezten Karten mehr Abdrücke machen können, als von den gestochenen; allein die Typen und Figuren, Berge, Flüsse, Schatten u. s. w. erfodern eine ungeheure Zeit zur Verfertigung, und der größere Theil davon kann doch wohl nur für eine einzige Karte gebraucht werden. *)

E 2

*) Als Herrn Haasens Karte vom Canton Basel fertig war, wovon ich einen Abdruck erhielt, erschienen ungefähr in der nämlichen Zeit, oder kurz nachher, die Breitkopfischen von der Gegend um Leipzig und von dem Reiche der Liebe. Man stritt sich nun um die Ehre der Erfindung; Beide maßten sich dieselbe an, und Beide hatten vielleicht ein gleiches Recht dazu. — Man machte diesen Karten den Einwurf, daß sie nie im Großen würden ausgeführt werden können, worauf Herr Haase eine von Sicilien lieferte, fast in Form der Homannischen. Im Jahr 1779 lieferte Herr Breitkopf noch einen dritten Versuch von dem Quell der Wünsche, und seitdem hat man nichts weiter von gedruckten Karten gehört, und das gedruckte geographische Werk, welches Herr Breitkopf mit Herrn Büschings Beytritt ausführen wollte, ist nicht erschienen. S. Breitkopf über den Druck der geographischen Karten, 1777. A. d. H.

Den 16. May.

So eben hab ich den seltsamsten Aufzug gesehen! Man muß ein Republikaner seyn, um ganz ernsthaft dabey zu bleiben. Glieder des großen und kleinen Raths, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker, Männer in Uniform, Leute in der Standslivree, Kinder, und hintennach ein ganzes Heer von Bedienten, alles bunt durch einander und alles zu Pferde, eine Reiterey von zweyhundert Mann. — Was das bedeutet? Ein alter Gebrauch: und jeder alte Gebrauch erhält sich in den Republiken und freyen Reichsstädten länger, als in den Monarchien. —

Dieser Aufzug heißt der Bannritt. Er versammelt sich früh beym Bannherrn, das heißt, beym Präsidenten derjenigen Commission, welche die Besorgung der Gränzen des Cantons hat, denn Gränzen heißen hier Bann: der Zug begleitet den Bannherrn mit Musik und aufgeputzten Bäumen zur Stadt hinaus bis an den Bann (Gränzsteine) gegen Frankreich u. s. w. und untersucht, ob noch alles richtig ist. Bey einem dieser Gränzsteine hält der Bannherr eine Rede; dann frühstückt man, reitet wieder in der Stadt herum, wo auf einem öffentlichen Platze die vier Häupter oder Ersten des Staates sitzen und den Bannritt erwarten.

Es ist eine Höflichkeit, die man dem Bannherrn erzeigt, mitzureiten, und je zahlreicher der Ritt ist, desto mehr Ehre und Freude für ihn. Viele, die nicht selbst mitreiten wollen, schicken ihren Kutscher oder Bedienten, um den Zug wenigstens zahlreicher zu machen.

Den 17. May.

Ich habe nun eine Menge Bekanntschaften gemacht, ohne mit irgend Jemandem in eine genauere Bekanntschaft gekommen zu seyn. Herr Z. hatte mir einen Brief an den Herrn Rathschreiber Iselin gegeben, in dem ich einen gefälligen, sanften Mann gefunden habe. Ich war sehr mit seinem Empfange zufrieden, und habe ihn nach der ersten Visite und Gegenvisite öfters besucht. Sein Umgang ist äußerst interessant, denn er ist ein Mann von den ausgebreitetesten Kenntnissen, hat ungeheuer viel gelesen, und mit einem Gedächtnisse, es zu behalten. Er studirt neben seinen Amtsbeschäftigungen noch immer fort, unterhält eine genaue Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur und kennt die neuesten Produkte darin. Seine Art, diese zu beurtheilen, ist, wie Sie sie von einem Manne seines Alters erwarten können, der sehr strenge an den systematischen Regeln hält, der seinen Geschmack mehr nach

französischen als deutschen oder englischen Schriftstellern gebildet hat, und Werke der Einbildungskraft gewöhnlich mehr nach dem Nutzen, den sie stiften können, als nach ihrer Schönheit beurtheilt. Er wünscht und sucht, mit wahrem Eifer, moralisches Gutes, und legt manches auf diesen Probierstein, das auf einem ganz andern abgezogen werden sollte. Kalt für vieles, das die Einbildungskraft in Bewegung sezt und das Herz rührt, richtet er oft seinen Haupttadel gegen Dinge, die andere, um der übrigen Schönheit willen, übersehen.

Er ist hier Rathschreiber, welches, auf andere Art zu reden, Kanzler der Republik ist. Als ein Mann, der unter den Schriftstellern einen gewissen Rang hat, und der mit Beifall über politische und philosophische Gegenstände geschrieben; glaubte ich, daß er im hiesigen Staate in hohem Ansehen stehen, und daß seine Stimme im Rathe von äußerster Wichtigkeit seyn müßte. Gleichwohl scheint er in dem das allgemeine Schicksal der Menschheit zu theilen; er steht höher im Auslande, als in seinem Vaterlande, und seine Stimme, geehrt und geliebt im Zirkel seiner Freunde, gilt in öffentlichen Verhandlungen nicht mehr, als die eines andern.

Er ist nicht glücklich in seinen Plänen, und sein gutes Herz, das voll allgemeiner Menschen-

liebe ist, führt ihn vielleicht bisweilen in Entwürfe, wo bloßer Scharfsinn arbeiten sollte. Ist die Ursache hievon, daß die Theorie etwas ganz anders ist, als die Praxis; und daß die Geschäfte mehr Routine und einen gewissen wendsamen Gang, als Gelehrsamkeit erfodern? oder, daß nicht alles darum, weil es gut ist, auch thunlich ist, und daß Manches, das im Engen gut ist, sich nicht ins Weitere bringen läßt? Oder sind es Vorurtheile und Unbiegsamkeit derer, mit denen er zu thun hat? Das alles mag ein Klügerer entscheiden, als ich bin.

Den 18. May.

Morgen geh ich auf eine Reise, von der ich mir unendlich viel Vergnügen verspreche. Ich soll ein gutes Stück von der Schweiz mehr sehen, soll wandern durch einen Strich des Landes, und von den Bergen und Thälern und Flüssen, nach denen ich hungere und an denen mein Herz hängt. Aber das ist nicht alles, ich habe Hofnung, zu Schinznach, wohin ich gehe, einen grossen Theil jener Männer zu sehen, die Deutschland groß nennt, und mit denen wir uns schon in früher Jugend so manchmal beschäftigten.

Ich muß Ihnen vor allem etwas von der Schinznachischen Gesellschaft sagen, die in der

Schweiz sehr berühmt, in Sachsen aber wenig bekannt ist. Sie hatte vor ungefähr vierzehn Jahren einen sehr unbeträchtlichen Anfang. Als hier bey Iselin einige Zürcher waren, kamen sie beym Abschiede auf den Einfall, sich öfter zu sehen, und damit aus andern Städten auch Freunde kommen könnten, wählte man einen Mittelort *) Schinznach, ein Bad mit einigen wenigen Häusern, welches von Bern nicht gar zu weit, von Zürch sechs Stunden, und von Basel zwölf Stunden ist. Nach wenigen Jahren fanden sich

*) Da diese Gesellschaft zahlreicher wurde, suchte man eine Nationalversammlung daraus zu machen, und wünschte, daß besonders auch die katolischen Cantone sie besuchen möchten, um unter den Bekennern dieser beiden Religionen mehr Verbindung zu stiften. In der That fanden sich verschiedene Jahre nach einander katholische Mitglieder ein; allein ihre Cantone sahen das mit scheelen Augen an, meynten, die Versammlung verhandle Politik, oder Religion, und wer weiß was. Und so wurden die katholischen Mitglieder seltener. Dies mag wohl eine der Ursachen seyn, warum man einige Jahre nachher diese Gesellschaft nach Olten, im Canton Solothurn, verlegt hat. — Diese und andere dergleichen Anmerkungen, die historische Nachrichten enthalten, sind oft nichts anders als Nachrichten aus spätern Briefen des Verfassers, die ich auf diese Art an den dahingehörigen Orten einrücken wollte. A. d. H.

aus allen Cantonen Männer ein, da anfangs einer den andern mitbrachte; man formirte nunmehr eine ordentliche Gesellschaft, machte Gesetze, einen Vorsteher und auch kleine Arbeiten, welche aber nicht das Hauptwerk sind, denn es soll eine bloße freundschaftliche, keine gelehrte Gesellschaft seyn; in der That besteht sie auch bey weitem nicht aus lauter Gelehrten. Zugleich erreicht man dabey im Kleinen die politische Absicht, die die Griechen bey den Olympischen Spielen hatten; Männer aus allen Cantons lernen sich kennen, knüpfen Freundschaften, unterreden sich über das gemeinschaftliche Wohl und beschäftigen sich mit den großen Thaten ihrer Vorfahren und — freuen und belustigen sich.

Izt ist die Gesellschaft viel über hundert Mann stark; man nimmt keinen Fremden auf *) (doch hat man einen oder zwey Fürsten aufgenommen, den Erbprinzen von Baden, als er die Gesellschaft besuchte, und einen seiner Hofleute) wohl aber ist Fremden erlaubt, dazu zu kommen und bey allem, ausgenommen bey der Wahl des Präsidenten, zu seyn. Die Acta da-

*) Seitdem hat diese erste Einrichtung mancherley Veränderungen erlitten, so daß man im Jahr 1784 sogar einen Fremden, den Herrn Pfeffel zu Colmar, zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt hat. A. d. H.

von werden jährlich gedruckt, und sind nunmehr seit zwölf Jahren fortgesezt worden. Schlosser und Pfeffel sind auch nur als Fremde dabey. —

Ich werde morgen früh von hier abgehen, und die Nacht in Aarau bleiben, wo jezt eine Tagsatzung, das heißt, eine Versammlung der Cantone, wegen eines Bündnisses mit Frankreich ist. Diese Tagsatzung, die aber nur aus den protestantischen Cantonen und zugewandten Orten besteht, wird auf den Montag eröfnet, und da man dabey seyn kann, so will ich die Reden der Gesandten mit anhören; diese nennt man hier den Eidgenößischen Gruß. In unserer Reisegesellschaft ist unter andern auch Herr Pfeffel aus Colmar, den ich heute kennen gelernt habe.

Aarau, den 19. May.

Sie wissen, liebster Freund, daß, seitdem ich aus Sachsen bin, jede müßige Viertelstunde in einem Wirthshause, oder die lezte Zeit vor dem Schlafengehen, Ihnen gehört. Alles was ich gesehen, ist dann in ganz frischem Andenken und mit Vergnügen schreib' ich denn auch die kleinsten Begebenheiten nieder, unbekümmert, ob es auch einen andern Menschen interessiren könne. Sagen Sie mir, Lieber, könnt' ich wohl besser

die leeren Minuten, in denen ich Langeweile haben würde, ausfüllen?

Aarau ist eine kleine, niedliche Stadt, im Canton Bern, an den Ufern der Aar. Ich habe noch keine so reinliche, gut gebaute Stadt in der Schweiz gesehen, als diese; sie hat etwas, das ich noch nirgends gefunden, und das in allen Städten seyn sollte: durch alle Gassen fließt in der Mitte ein Bach, etwa zwey Ellen breit, frisches, gesundes Wasser, das in ein artiges gemauertes Bette eingeschlossen ist, und das die Stadt nie überschwemmen kann, weil es von den Einwohnern abhängt, wie viel sie Wasser einlassen wollen. Jeder Besitzer eines Hauses hat in diesem Bache ein Fischbehältniß.

Ich hatte manchen herrlichen Genuß auf der Reise hieher! Zuerst geht der Weg durch Liehstal, der mir denn schon bekannt war; dann geht von der großen Landstraße eine andere eben so schöne links ab. Da diese Straße nach Lucern führt und also eine der Hauptstraßen nach Italien ist (über den Gothard), so ist sie vortreflich unterhalten, und wird häufig von Reisenden besucht. Eine Menge Güter aus Italien machen diesen Weg, so wie auch die Weinfuhren aus dem Elsaß, welches den Canton Lucern und verschiedene der demokratischen Cantone mit Wein versorgt.

Das erste, das einem von Liehstal aus in die Augen fällt, ist Sißach, ein ansehnliches Dorf, das am Anfange eines engen, aber reizenden Thales liegt, in welchem einige Weinberge, fruchtbare und wohlgebaute Hügel, mit grössern Bergen, Wäldern und kleinen Bächen und den schönsten Wiesen, alle dick mit Obstbäumen besezt, abwechseln. Der kühle Vormittag, die vielen Sennhöfe, hier und da ein Landgut eines Städters, und die Heerden, welche auf den Gebirgen weideten, machten mir die Gegend zu einem Paradis, in dem die alten frommen Patriarchen wohnten. Allemal fällt mir bey solchen Gegenden die Stelle ein: „Da lebt die patriarcha„lische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle die „Altväter am Brunnen Bekanntschaft machen „und freyen ꝛc.“

Was ist es, daß in dieser Natur so mächtig mir in die Seele spricht, mein Blut in Wallung und jede Nerve in Schwingung bringt? Ich wurde keinen meiner Reisegefährten gewahr, saß tief in mich selbst vergraben, als auf einmal eine Melodie mein Ohr rührte, einfach und kunstlos wie der Gesang der Hirten in der Vorwelt. Es war der Kühreihen, dieses bekannte Lied der Schweizerhirten, das sie auf einem langen krummen Rohre blasen, und das ich hier zum erstenmale hörte. Es ist ganz einfach und rauh, und

dennoch hat es so etwas von Unschuld, von stillem ländlichen Leben auf einem Sennhofe, der einsam im Thal steht, oder am Fuß einer Alpe; so etwas, das uns in die frühern Jahre zurücksezt und mit einem Gefühle uns füllt, das keiner unserer Tonkünstler uns einflößen kann, weil er es nicht selbst hat. Ich begreife es, warum es unter den Schweizerregimentern in Frankreich und Holland strenge verboten ist, den Kühreyhen zu blasen. Da lebt der arme Schweizerlandmann im platten Lande, ferne von seinen Alpen, von seinem Dorfe, oder von seinem geliebten Sennhofe; sieht nicht mehr vor sich seine Kühe, und die Ziegen, die am schroffen Felsen klettern; hört nicht mehr den Bach, der durch die Wiese über den Berg herabmurmelt, trinkt nicht mehr aus der Felsenquelle, nährt sich nicht mehr mit der Speise seiner Kindheit. — Auf einmal schlägt das wohl bekannte Lied an sein Ohr. O, ich kann für ihn fühlen, wie das auf ihn eindringt, ihn drückt, sein Blut in Wallung bringt, sein Herz ihm einengt. Er sieht eine weite Welt um sich her, findet nichts von dem, was sein Auge sucht, und wonach sein Herz schmachtet, und alles ist öde. Und wenn er es nun nicht länger aushalten kann, und wieder heim muß, und von seinem Regimente läuft, und wieder gefangen wird, und — O Schicksal, o Menschheit!

Am Ende dieses Thals kamen wir an einen hohen Berg, den man abermals den Hauenstein nennt, weil es der nemliche Arm des Jura ist, über den die Straße bey Langenbruck führt. Beide Hauensteine sind Hauptpässe auf dieser Seite der Schweiz. Die Natur scheint da einen unersteiglichen Wall aufgeworfen zu haben, und es ist zum Erstaunen, was die Kunst that, um hinüber zu kommen. Man hat die Felsen gesprengt und gehauen, ausgegraben und aufgeworfen, Chausseen gemacht, kurz beide Straßen sind so schön und so bequem, als man sie sich über einen so hohen Berg denken kann. Diese Seite des Hauensteins hat, wenn man auf die Höhe gekommen ist, eine reizende, weit ausgedehnte Aussicht, auf Olten, die Aar, und einen guten Theil des Aargaues.

Zu Mittage speisten wir in Olten, einem kleinen Städtchen im Canton Solothurn, an der Aar. Die Weibspersonen tragen hier, wie im Canton Bern, kleine weiße Strohhüte, die ihnen ein sehr gutes Ansehen geben; eine artige Tracht, und viel Leichtigkeit im ganzen Betragen, auch auf dem Lande, macht sie recht liebenswürdig. Da es Sonntag war, wo alles vor den Häusern steht, sah ich manches artige Gesicht, das uns freundlich in den Wagen zulächelte. — Eine Bemerkung, die ich fast allgemein gemacht habe: die Landleute in der Schweiz sind himmelweit von

denen in Deutschland unterschieden; überall mehr Freiheit, Offenherzigkeit und ungezwungenes Wesen; kein Landmädchen schlägt die Augen furchtsam nieder, wenn man sie anredet, sie reden Fremde öfters selbst an, machen einen guten Spaß und fürchten nicht, daß man sich über sie moquire. Hat das Gefühl der Freiheit auch dann, wenn es blöße Einbildung, bloßer Selbstbetrug wäre, so viel Eindruck auf das ganze Betragen des Menschen? — Schade! daß ich die Landleute gar nicht verstehe, unerachtet aller Mühe, die ich anwende; schon hundertmal hab ich es bedauert. In Basel komm' ich jezt so ziemlich fort, wenigstens verstehe ich von jedem allgemeinen Gespräche über die Hälfte, einen Theil errath ich, und das übrige — nun da komm' ich denn immer noch oft genug in Verlegenheit. Die Mannspersonen können durchgehends mehr deutsch sprechen, als die Frauenzimmer: wehe thut es mir, wenn ich sehe, welchen Zwang manche Leute sich anthun, um sich mir verständlich zu machen. —

Als wir auf das Solothurner Gebiet kamen, sagte einer von der Gesellschaft: „Man sieht es „doch gleich, wenn man auf katholischen Boden „kommt; mehr Armuth und weniger Reinlichkeit „unterscheiden sie von den protestantischen Can„tons.“ In der That soll in den protestanti-

schen Cantons weit mehr Reichthum, mehr Wohlstand anzutreffen seyn, als in katholischen.

Sonderbar kommt es einem vor, wenn man weiß, wie reich die Schweiz, auch auf dem Lande ist, und wenn Knaben und Mädchen, die leztern öfters von zwanzig Jahren und gut gekleidet, dem Wagen nachlaufen und lachen und schreyen: „Schenk me de Herr au e Rappe." (Zehn Rappen machen einen Batzen, und dieser nicht ganz einen Groschen.) Sie bitten nie um eine Gabe oder Almosen, denn das wollen sie nicht, haben es auch nicht nöthig; eine bloße Gewohnheit ist es, und wenn man nichts giebt, sind sie auch zufrieden und eben so höflich wie zuvor. Sagt man ihnen, man habe nichts, so machen sie manchmal in einem kläglich lachenden Tone die Anmerkung: „Ein armer Herr, der „nicht einen Rappen vermag!"

Wir kamen bey Zeiten in Aarau an. Die evangelischen Cantons nebst ihren Bundsgenossen und zugewandten Orten halten hier ihre Tagsatzungen, so wie in Frauenfelden die Tagsatzungen der ganzen Schweiz gehalten werden.

Schinznach den 20. May.

Diesen Morgen hab ich zu Aarau in einem großen Saale alle Abgesandten der protestanti-

schen Stände geschen. Man heißt sie Ehrengesandte, und jeder Stand schickt deren gewöhnlich zwey. Die Schweiz soll mit Frankreich ein allgemeines Bündniß errichten, und da ist es nöthig, daß Protestanten und Katholiken sich vorher besonders berathschlagen, ob so ein allgemeines Bündniß heilsam ist. Diese Berathschlagungen werden nun heute eröffnet: jeder Ehrengesandte hält eine Rede, die man den eidgenossischen Gruß nennt, und zu dieser kann jeder Fremde gelassen werden.

Gleich nach der Mahlzeit verließ ich Aarau, und da es nur drey Stunden von Schinznach ist, kam ich bey Zeiten hier an. Man hat auf dem ganzen Wege die Aar zur Seite; die Gegend ist angenehm und die Straße schön. Wir waren nun nahe an Schinznach, und die ersten, die uns begegneten, waren Lavater und Schlosser, die in einem Wäldchen, durch welches wir nach Schinznach kamen, spatzieren gingen.

Lavatern erkannte ich den Augenblick, und gewiß wird sich niemand irren, der sein Porträt gesehen hat, und seine Art sich zu kleiden kennt. Wie ungewöhnlich schlug mein Herz, als ich den frommen lieben Mann sahe, wie hüpfte und erhob sich alles nach ihm zu, dem Liebenswürdigen, mit dem wir uns, lieber Freund, seit vielen Jahren so manchmal beschäftigt haben, wenn

wir seine Schweizerlieder und andere seiner Werke mit einander lasen! Ich wäre gern aus dem Wagen gesprungen, um ihm, weil er jezt noch beinahe allein war, alles zu sagen, was ich für ihn empfinde. Niemals hät meine Vorstellungskraft weniger sich betrogen; ich fand ihn ganz so, wie ich ihn oft mir gedacht habe, wenn ich sein Bild ansah und man mir seine Kleidung beschrieb: völlig alle die edeln menschenfreundlichen Züge, das lebendige Bild seines Herzens, die stille Ruhe und gelassene Heiterkeit, die den warmen Verehrer der Religion ankündigen, der in der Erfüllung seiner Pflichten Glück und Seligkeit findet. Er ist lang, schmächtig, mager und blaß. Seine Kleidung ist einfach, nicht die, in der wir in Sachsen die Geistlichen zu sehen gewohnt sind: ein farbiges Kleid, ein runder Hut und ein blondes Haar, das in dem Nacken in eine einzige Locke fällt. Er wird zwey- bis dreyunddreißig Jahr alt seyn; seine Tracht aber giebt ihm ein weit jüngeres Ansehen.

Daß es mir sehr angenehm war, auch den Verfasser des Landkatechismus *) zu sehen, können Sie sich leicht vorstellen. Ich kann nur von seinem Aeußern reden, welches mich beym ersten

*) Herrn Schlosser, der seitdem durch verschiedene andre Schriften seinen Namen noch bekannter gemacht hat. A. d. H.

Anblicke eingenommen hat. In seinen Bewegungen herrscht Schnelligkeit und Lebhaftigkeit, und in seiner Rede ungewöhnliches Feuer, das nur von natürlicher Güte gemildert zu werden scheint. Sein Gesicht ist außerordentlich offen, und scheint zu näherer Bekanntschaft einzuladen. Er ist Göthens Schwager, und da ich diesen nur vor einigen Monaten gesehen, so sprachen wir lange von diesem. Herr Schlosser lebt zu Emmedingen, das dem Markgrafen von Baden gehört; er ist da Hofrath, welches, nach sächsischer Art zu reden, ungefähr so viel als Amtmann ist. Man sagt, er habe viel Einfluß in der ganzen Gegend, sey in seinen Geschäften ein überaus thätiger Mann, stifte in seinem Amte sehr viel Gutes, und werde vom Markgrafen geehrt und geschätzt.

Schinznach den 2ten, Dienstags früh.

Ich war gestern vom Lärm, von der Reise und langem Aufbleiben ermüdet, und gleichwohl mußte ich munter seyn, und Ihnen die Schinznachische Gesellschaft mit allem dem Antheile beschreiben, den ich an ihr nehme. Nie hab ich so viele Menschen beysammen gesehen, die alle auf eine Art leben, die mich entzückt, die mich so stark angezogen und mit innigem Vergnügen erfüllt hat.

Wir stiegen im Hofe ab und fanden da auf einem grossen grünen Platze schon auf vierzig Personen von der Gesellschaft, wovon die mehresten auf unsern Wagen zukamen. Einige, die wir kannten, empfingen uns und machten uns den Umstehenden bekannt; Einer stellt den Andern, ohne viel Redens, ohne Ceremoniel vor, und in kurzer Zeit mag ein jeder alle Andern kennen. — Die Gesellschaft theilt sich in viele Partien, zu denen man sich schlägt und sie wieder verläßt, wie man will; man ist ganz frey, und lebt so ungezwungen, daß sich einer, der es nicht gesehen hat, schwerlich einen Begriff davon machen kann. Ein Theil geht längs den Gebäuden spatzieren, ein anderer mitten im Hofe; Andere gehen auf der Wiese, im Walde, an den Ufern der Aar u. s. w. Wenn man zu einer Partie kommt, so findet man natürlich einen oder zwey, die man schon kennt, und diese machen einen mit den Uebrigen bekannt. Man geht im Negligee, im Ueberrock, man legt sich und sezt sich, geht, raucht Tabak, wie Jeder es gut findet. Von allen Mitgliedern werden die Fremden mit mehr als Höflichkeit, mit Güte und wahrer herzlicher Gefälligkeit empfangen.

Schlosser und Iselin disputirten über die Religion und die Philantropinen; eine Menge im Walde Spatzierengehender blieben stehen und ver-

sammleten sich um sie herum. Schlosser ist gegen die Philantropinen, und seine Gründe schienen mir aus der Natur des Menschen hergenommen zu seyn. In Iselins Gründen sah ich einen Mann, der strenge an bürgerliche Verfassungen sich bindet, und da er immer das allgemeine Wohl will, sind seine Aussichten und Entwürfe vielleicht so allgemein, daß sie im Besondern ihre Wirkung verlieren.

Ich werde Ihnen nach und nach diejenigen bekannt machen, die mir vorzüglich aufgefallen sind. Lange hab ich mich mit Herrn Pfenninger, einem sanften und liebenswürdigen Manne, allein unterhalten. Er ist Prediger zu Zürich und Herrn Lavaters Freund; hat verschiedenes geschrieben, das aber in Sachsen wohl noch nicht bekannt ist.

Was einem Fremden die Schinznachische Gesellschaft außerordentlich interessant macht, ist, daß er Gelegenheit hat, auf einmal Männer aus einer Menge verschiedener Cantone und Orte zu sehen, und wenigstens ihr äußeres Wesen und Thun zu vergleichen. Auch wird er mehr oder weniger Bekanntschaften hier machen, die ihm in Zukunft nützlich und angenehm seyn können. Er sieht einen ansehnlichen Theil der Schweiz, ohne von der Stelle zu reisen, und mag bemerken, wie oft die einen gegen die andern kontrastiren. So,

sind gegenwärtig Personen hier aus Bern und verschiedenen Städten des Cantons; aus Zürich und Winterthur; aus Basel, Schafhausen, Glarus und Appenzell, aus Solothurn und verschiedenen zugewandten Orten. Obschon Alle Schweizer sind, so müssen sie doch mannichfaltig unter einander verschieden seyn. So fiel mir z. B. gestern sogleich auf, daß unter allen denen, mit denen ich sprach, die Züricher am leichtesten sich mittheilen. Sie haben etwas, das den Fremden anzieht, ihm Vertrauen einflößt, und macht, daß er sie sucht und sich mit Vergnügen an sie wendet. Das nämliche hab ich an keinem Berner bemerkt, ob ich schon mit verschiedenen derselben geredet habe. In dem ganzen Aeußern, Tracht, Art und Wesen ist zwischen den Männern dieser beiden Cantone ein Unterschied, der dem Fremden im ersten Augenblicke auffallen muß.

Auch fehlt es nicht an Ausländern, die diese Gesellschaft besuchen. So ist z. B. ein Engländer, ein Schottländer, ein Amerikaner und andere Fremde hier, denen allen es hier zu gefallen scheint, wiewohl ich überzeugt bin, daß man deutsch verstehen muß, um wahren Antheil hier zu nehmen.

Ich stand diesen Morgen früh auf und schrieb bis hieher, und nun seh ich, daß verschie-

dene von der Gesellschaft spatzieren gehen, und da will ich auch hinaus.

Abends.

Zur Mahlzeit wird eine Glocke geläutet, und da eilt Jedermann in einen großen Saal, wo wir alle zusammen an Einer Tafel speisen. Gestern Abends belief sich die Gesellschaft ungefähr auf siebenzig Personen. Die Tafel war mit zu vielen Dingen besezt, um mit der eidgenossischen Mäßigkeit und Einfalt, die man zu Schinznach nie aus dem Gesichte verlieren will, zu bestehen. Man sezt sich, wie man will und wie man kömmt. Nach der Mahlzeit gingen wir in einen großen Saal, der gewöhnlich zum Frühstücken gebraucht wird, und wo man verschiedene von Lavaters Schweizerliedern sang. Die Melodien sind so einfach, daß sie mir im ersten Augenblicke zu schleppend und psalmenmäßig vorkamen. Doch behauptet diß Einfalt immer ihre Rechte; ich fand, daß der kunstlose Ton sich sehr wohl zu diesen Schweizerliedern schicke, und daß die Musik von einigen etwas Jovialisches hat, z. B. Nein, vor dem aufgesteckten Hut u. s. w. Man hat einige Exemplare daliegen: Viele können die mehresten dieser Lieder auswendig; ein Jeder stimmt ein, Männer von funfzig und sechzig Jahren, alles singt.

Die Gesellschaft hat einen Präsidenten, der allemal das Jahr vorher, ehe die Gesellschaft aus einander geht, gewählt wird. Er wird durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, muß aber jedesmal aus einem andern Orte seyn.

Nachdem die ganze Gesellschaft diesen Morgen gemeinschaftlich gefrühstückt hatte, hielt dieselbe ihre Sitzung, welcher alle Fremde beywohnen. Der diesjährige Präsident, Herr Zelwegger, ein Kaufmann aus Appenzell, hielt eine Rede, die sich für die Umstände schickte. In diese Rede wird gewöhnlich viel Nationales gebracht: man spricht von der Freiheit der Schweizer, von den Thaten ihrer Vorfahren, ihrer Einfalt und ihren Tugenden; von der Stiftung der Gesellschaft und ihrem Zwecke; von eidgenossischer Freundschaft und Einigkeit u. s. w. In der gegenwärtigen Rede war eine lange Episode gegen den Luxus, der der Schweiz für nachtheiliger erklärt wurde, als irgend einem andern Lande. Darauf wählte man sechs aus den Mitgliedern, welche die ersten sind und die Commission genannt werden. Dies dauerte etwas über eine Stunde.

Nach geendigter Sitzung gingen etwa sechszehn von der Gesellschaft nebst fünf Musikanten mit blasenden Instrumenten auf das Schloß Habsburg, das dicht an Schinznach liegt, auf

einem Berge, den man in einer halben Stunde übersteigt. Was mich das gerühret hat, wie ich auf einem schlechten Wege durch dicke verwilderte Gebüsche endlich an diese Trümmern ehmaliger Herrlichkeit, an dieses Stammhaus der österreichischen Größe kam! wie es jezt daliegt in seinen Trümmern, und über seine Kinder trauert, die es verlassen haben, und jezt, uneingedenk ihrer ehmaligen Wohnung, Herren der Welt sind und einen Theil der Schicksale Europens lenken. Auch flößt dieses Schloß nicht jene melancholischen süßen Empfindungen ein, die das Heidelberger oder andere dieser Art erwecken; es ist zu sehr zerstört, und man betrachtet das, was von Gebäuden noch übrig ist, mit Schauder. Ein Hirt mit seinem Weibe, seinen Kindern und einigen Ziegen bewohnt es, und lebt in seiner Armseligkeit vielleicht glücklicher als Rudolf, denn er weiß seine Wohnung zu schätzen, ist zufrieden, lebt frey und kennt nicht jenen Ehrgeiz, der über die fernen Gebirge hinausgeht. Ich hab ihn mit Vergnügen angesehen und seine Heiterkeit und Zufriedenheit bewundert.

Um die Aussicht, welche außerordentlich schön ist, sobald man den Berg erstiegen hat, noch besser zu sehen, wollte ich auf den obersten Boden des Schlosses steigen. Bey der dritten Treppe wurde ich durch ein ödes Zimmer aufge-

halten, wo ich unzählige Namen sahe; auch der meinige steht jezt dort. — Kurz vorher, ehe die Gesellschaft nach Schinznach gekommen ist, war ein österreichischer Amtmann hier gewesen. Er ließ sich auch heraufbringen und schrieb an einen Fensterladen: Josephe dormis? Lavater kam gestern herauf und schrieb darunter:

Sey Hirt von deinen Schafen,
Schlaf wohl und laß uns schlafen.

Ich stieg noch weiter und fand auf dem obersten Boden kleine Löcher in der Mauer, die der Erde gleich waren, und die ehemals Fenster gewesen seyn mochten. Ich war nun fast ganz allein, weil dies Steigen den mehresten zu unbequem schien; legte mich auf die Erde, und kam so mit dem obern Theile des Körpers in die dicke Mauer, und o! — Freund, welcher selige wonnereiche Anblick! Wahrlich, der kannte die Natur in allen ihren Schönheiten, der diesen Platz zu seiner Hausung wählte. Das Nächste zuerst: Ein großes viele Stunden langes Thal, in dem die Aar von Mittag nach Abend und Mitternacht einen vollkommenen halben Zirkel macht; auf beiden Seiten die fruchtbarsten Wiesen, hier und da Getraidefelder, Obstbäume, einzeln zerstreute Sennhöfe, Dörfer und kleine Städte, und alles in dem herrlichen Wohlstande, in dem ich alles

Ende, was ich bisher von der Schweiz gesehen habe. Hier sieht man, wie sich allmälich ein Hügel ins Thal verliert und angenehm mit dem Berge abwechselt, der in einiger Entfernung von ihm sich steil erhebt; dort, wie Wiesen und Wälder mit einander abstechen, und ihre Bäche im Thal mit einem weißen Schaum in die Aar ergießen. Dann bringt abwechselnd der Schiffer seine kleinen Lasten auf einem Kahne, oder es kommen auf einem kleinen Boote allerhand Waaren und Holz. Auf den Feldern sieht man den fleißigen Landmann, der in seiner Freiheit dahin lebt, und das süße Bewußtseyn mit sich herumträgt, daß das, worauf er arbeitet und pflanzt, und was er ärntet, sein ist, und daß sein Schweiß nicht für Zollbediente, Accise und Steuer ihm die Stirne herabfließt. In der weitern Ferne schließen Berge, die in einem ungleichen, aber beinahe ganzen Zirkel herumgehen, diese schönen Thäler ein. Aber über alles dies hinaus ist das bessere Auge noch beschäftigt, und kann sich an einer Aussicht letzen, die das meinige nur in einem Schleyer sieht. Zwischen Morgen und Mittag erheben sich die Lucerner und ein Theil der Graubündner Alpen, deren Eis mir wie eine lichte Wolke in die Augen fiel. Hier weilte ich über eine Stunde, sahe bald durch dieses, bald durchs entgegenstehende Fenster, und überließ

mich mir selbst. Kaum hörte ich die blasenden Instrumente, welche doch hier eine vortrefliche Wirkung thun. Gegen Mitternacht sieht man die schwäbischen Gebirge und in der weiten Ferne gegen Mittag die Berner Alpen.

Wie böse war ich in diesen Augenblicken auf jenen Rudolf, wie hab ich ihn im Grabe noch gescholten! Der Unersättliche, der nicht zufrieden, daß er sagen konnte: dies alles ist mein, noch über jene Gebirge seinen Arm hinausstreckte, und weit hinter diesen über Völker zu herrschen, von denen die Natur dem Auge den Anblick versagte. Warum, Graf von Habsburg, freutest du dich nicht in dem stillen Thale an den Ufern der Aar, auf Hügeln und in Wäldern unter der Heerde am klaren Bach, unter deinen Unterthanen, die in ihrem Wohlstande dich gesegnet hätten? Warum sezteſt du den feindseligen Fuß über jene Gebirge hinaus, um den Grund zu unzähligen Unruhen, zum Tode vieler Tausende zu legen?

Freund, ich muß alles schreiben, was ich gedacht habe, (freylich immer nur wenig) und denken und fühlen muß man, wenn man auch, mit allem Eise Grönlands ums Herz, hinaufgekommen wäre. — Vielleicht, dacht' ich dann wieder, ruhte hier einst auch eine liebe zärtliche Seele, vielleicht an der Stätte, wo ich jezt liege, die unter ihrer Größe, unter der Herrlichkeit, die

sie umgab, ein zärtliches Herz verbarg, hier, auf diesem Fleckgen, den Eindrücken der Natur sich überließ, und süße Fantasien im Anblick der herrlichen Gegend nährte. Auch nach Deutschland ging ich zurück, und ließ deutsche Gebirge angenehme Erinnerungen mir seyn.

Den Nachmittag brachte ich mit Spatzierengehen und in Gesellschaft auf dem Zimmer zu.

Mittwochs den 22. Abends.

Heute früh fuhr ich nach Lenzburg, einer kleinen Stadt im Canton Bern, um die Musterung eines Theils der Bernier Reiterey zu sehen. Dicht neben der Stadt liegt ein schönes Schloß, der Sitz des Landvogtes, auf einem Berge, von dem man aber nicht so weit sehen kann, als vom Habsburger, weil die Berge, die es zunächst umgeben, höher sind. Dieses Schloß hat das Sonderbare, daß man, wenn man ein Stück den Berg hinangegangen ist, an steinerne Stufen kommt, und wenn man dreyhundert und fünf und sechzig erstiegen hat, so ist man oben. Wir wurden im Schlosse herumgeführt, und fanden ein gutes Sehrohr, die Aussicht besser zu genießen. Diese Landvogtey ist die beträchtlichste im Canton Bern. Der Landvogt hat keine Gelegenheit, Aufwand zu machen, wie etwa der zu

Lausanne; und man sagt, daß er seine sechs Jahre (so lange bleibt ein jedesmaliger Landvogt) anständig leben und auf hunderttausend Berner Franken (an vierzigtausend sächs. Thaler) zurücklegen könne. Manche sagen, Romainmotier, im französischen Berner Gebiete, sey noch besser. Lausanne gehört auch in die Klasse.

Zu Mittage speiste ich in Schinznach mit achtzig Personen. Professor Füßli hatte früh eine Rede vorgelesen; ich bat ihn darum, und las sie gleich nach der Mahlzeit. Ich freute mich, einen künftigen Schriftsteller in ihm zu sehen, der vortreflich schreibt. Darauf ging ich nach Brugg, einem Städtchen eine Stunde von Schinznach. Es ist Zimmermanns, der über den Nationalstolz geschrieben hat, Geburtsort. Ich verweilte da nicht lange, um geschwind in das Kloster Königsfelden zu kommen, welches noch eine Viertelstunde davon ist. Sie wissen, Kaiser Albert I. ward in dieser Gegend erstochen. Seine Wittwe Elisabeth und ihre Tochter Agnes baueten an dem Orte ein Frauenkloster, mit einer ansehnlichen Kirche. Der Altar steht gerade auf dem Flecke, wo Albert, abgemattet von seinen Wunden, zu Boden fiel. An den Wänden der Kirche hängen die Bildnisse des Herzogs Leopold und aller der österreichischen Ritter, die in der Schlacht bey Sempach blieben. Die ganze Kirche

ist davon voll: sie sind gut erhalten, in einer betenden Stellung, aber elend gemalt. Im Kloster zeigte man uns die Zelle der Königin Agnes, in der Sie und ich nicht wohnen möchten, wenn sie auch gereinigt und ausgeputzt wäre. Ihr Geld- und Schmuckkasten, den man da zeigt, mag eher ein Behältniß schmutziger Wäsche gewesen seyn, so groß und schlechtgearbeitet ist er.

Noch hab ich Ihnen nichts von Schinznach selbst gesagt. Es ist ein Bad in der anmuthigsten Gegend, besteht aus einem großen Hauptgebäude, welches sehr lang ist, und nebst einigen kleinern Gebäuden einen großen grünen Platz umschließt. Es liegt dicht an der Aar, und für die mehresten schweizerischen Hauptstädte ziemlich in der Mitte.

Zu bedauern ist es, daß die Gesellschaft, welche eigentlich gestiftet ward, daß die verschiedenen Cantons einander kennen lernten und Freundschaften knüpften, ihre Absicht mit den katholischen Cantonen nicht erreicht. Von allen katholischen Cantonen war ein einziger Chorherr aus Solothurn da, ein braver, wackerer Mann, dessen Vertraulichkeit mit Lavatern ich besonders mit vielem Vergnügen bemerkt habe.

Unter den Bernern, die hier waren, sah ich unter andern Herrn Tscharner, Verfasser einer guten helvetischen Geschichte, und den Herrn Bi-

bliothekar Sinner. Dieser leztere ist Verfasser des kleinen dramatischen Stücks les malheurs de l'amour nach Werther, welches er vermuthlich zum Spaße schrieb. Er soll ein Mann von vielen Kenntnissen seyn, und ist wegen seiner Sonderbarkeiten und launichten und witzigen Einfälle bekannt, deren man in Menge von ihm erzählt. Zum Beyspiel, man wollte nicht, daß die Pucelle d'Orleans und Helvetius de l'Esprit so sehr zu Bern gelesen würden. Herr Sinner, als Censor oder Bibliothekar bekommt denn Auftrag, Untersuchung anzustellen, und nach einiger Zeit kommt er, wie man erzählt, und sagt, daß er genau untersucht habe, mais que *dans tout Berne* il n'y avait *ni Esprit, ni Pucelle*. *)

Sicher ists, daß jezt hier, in diesem kleinen Bezirke eines Bades, eine Menge interessanter Männer beysammen sind. Da mir noch alles neu in der Schweiz ist, so unterhalte ich Sie, lieber Freund, gern mit dem, was mir vorkommt. So ist z. B. ein junger Mann von Zürich hier, der sehr geschäzt zu seyn scheint; sein Name ist

*) Dies ist Herr Sinner, der in der Folge Voyage dans la Suisse occidentale 1781. geschrieben hat. Es sind nur 2 Bände davon gedruckt; eine Krankheit, in die er verfiel, als er Landvogt zu Cerlier oder Erlach war, hinderte ihn an der Fortsetzung. A. d. H.

Weber. Er ist ein Zinngießer, und, wie man sagt, sehr thätig in seinem Gewerbe. Dabey arbeitet er auf der Kanzley, und schreibt allerley, worin sehr viel Originales seyn soll. Zu Basel erzählt man viel von seinen Briefen, deren er viele dahin schreibt, und aus denen sehr viel gemacht wird.

Ein anderer junger Mann, der hier ist, und der sehr viel Originales in seinem Betragen hat, das beym ersten Anblicke auffällt, ist Herr Kaufmann aus Winterthur. Herr Iselin erzählte mir, daß er, nebst ein paar Freunden, ein kleines Buch hat drucken lassen, Philantropinische Aussichten, und daß er nun herumreist, um die Philantropisten kennen zu lernen, und sich einst ganz diesem Geschäfte zu widmen. *)

Herr von Salis kam aus Graubünden hieher. Er ist der Mann, der zeither das Philantropin zu Marschlins, nicht weit von Chur, hielt, von dem, seit der Errichtung des Dessauischen, viel in Leipzig gesprochen worden ist. Ich kann Ihnen sagen, daß dieses Marschliner Philantropin nun so gut als aufgehoben ist.

Herr Schletwein kam gestern auch hier an. Er war Kammerrath am Badischen Hofe, hatte

*) Herr Kaufmann hat sich seitdem oft und lange in Deutschland aufgehalten, und ist jetzt bekannt genug. A. d. H.

anfangs vielen Einfluß auf den Fürsten, wollte das Regierungssystem ändern, und machte eine Menge Entwürfe und Projekte, die, wie man sagt, dem Lande keineswegs zum Nutzen gereichten; und nunmehr, da er mit dem Markgrafen nicht mehr auskommen kann, da man sich seinen Projekten überall in den Weg stellt, hat er seinen Abschied genommen.

Ich nannte Ihnen weiter oben den Professor Füßli: keiner von denen, die Sie kennen, denn er hat nie etwas drucken lassen, wenigstens nicht mit seinem Namen. Alle, die ihn kennen, erwarten außerordentlich viel von ihm, und sagen, er sey ein Mann von glühendem Geiste, scharfem und hellem Blicke, und habe sehr ausgebreitete Kenntnisse. Er war einige Zeit zu Rom, wo er die Kunst studirte, und wo er sich große Kenntnisse in der Antike erworben haben soll. Seine vorzügliche Stärke ist die Geschichte, besonders die vaterländische, in der er Professor ist, seit Bodmer diese Stelle niedergelegt hat. In Basel las ich lezthin ein Manuscript, das mir viel Vergnügen gemacht hat, und das von ihm seyn soll: „Briefe des Grafen Alessandro an den Prinzen Cossini." Die Zürcher sind darin hin und wieder mit vieler Laune durchgezogen. Die Sprache in diesen Briefen ist durchaus warm, stark und zärtlich. Da fällt mir eben der Schluß eines

Briefes an seine Gemahlin zu Rom ein: „Lebe „wohl, du Weib, das seines gleichen nicht hat; „küsse mich in deinen Kindern, und bilde sie nach „deinem Gleichniß.“ Von Lavater sagt er: „Dieser liebenswürdige Schwärmer, der einen „schönen Geist verderbt, der, wenn er auf- „wüchse und Frucht brächte, Nahrung und Se- „gen über ganze Länder verbreiten würde,“ u. s. w. *)

Noch muß ich von einem Mitgliede der Schinznacher Gesellschaft reden, einem Manne,

*) Man darf nicht die Namen Füßli, Füeßly und Füeßlin verwechseln, welches alles Namen von bekannten Schriftstellern sind. Der, von dem hier die Rede ist, ist H. H. Füßli, den man nun allgemein als einen vortreflichen Schrift-steller kennt. Durch die Herausgabe der allgemeinen **Blumenlese der Deutschen** (die den heiligen Gesang enthält) — **Oden und Elegien der Deutschen** und **Lieder der Deutschen** hat er sich um alle die, die nicht Zeit und Gelegenheit haben, unsre Dichter in ihren gesamten Werken zu lesen und den Geist der deutschen Dichtkunst kennen zu lernen, ein unendliches Verdienst gemacht, das jeder Leser der deutschen Literatur mit Dank erkennt. — Von seinen übrigen Schriften nenne ich noch **Schärfgen auf dem Altar des Vaterlands gelegt**, und das **Schweizerische Museum**, in so weit er daran Antheil hat. **A. d. H.**

der sehr viel Interessantes und Anziehendes für mich hat. D. Hirzel aus Zürich, ein Mann zwischen funfzig und sechzig Jahren, mischt sich eben so gern, eben so offen und freundschaftlich unter Jünglinge, als er mit Männern von seinem Alter umgeht. Sein volles Gesicht, die liebenswürdige Heiterkeit, und das offene, altschweizerische Betragen, das in seinem Tone und in jeder seiner Bewegungen herrscht, thut mir wohl, so oft ich ihn sehe oder höre. Seinen philosophischen Bauer kennen Sie. Eine Herzesfreude ists, wenn man ihn erzählen hört, wie er Anno 40 und weiter in Leipzig und Berlin gewesen, wie er da Spalding und Ramler und andere als Jünglinge gekannt, manche süße Stunde mit ihnen verlebt hat, auf verschiedene Anekdoten sich besinnt u. s. w. Wenn er dann von seinem besten Freunde, dem redlichen Kleist spricht, wie er ihn in Berlin gekannt, wie er ihn in Schafhausen wieder angetroffen, wie Kleist da verliebt war, und dann in Zürich Hirzeln besuchte; wenn dann Hirzels Sprache dumpfer wird, und das Gefühl für verlorene Jugendfreunde in seinem Gesichte sich malt — o! dann bin ich ganz Ohr, und mein ganzes Herz ist voll Antheil!

Herr Hofrath Pfeffel war auf unserer ganzen Reise unter allen der vergnügteste. Unbegreiflich ist mirs, wo die unausgesezte Heiterkeit und Zu-

friedenheit herkommt; da der Mann seit vierzehn Jahren blind ist. Er liebte ein Frauenzimmer und war im Begriffe, sie zu heurathen, als er durch eine Krankheit beide Augen gänzlich verlor. Er entsagte ihr, allein das edle Weib liebte ihn und heurathete ihn. Sie führen die glücklichste Ehe, wie ich höre.

Basel, Mittwochs den 29. May.

Ich hab Ihnen vor vierzehn Tagen von einem Bannritte geschrieben. Diesem zu folge hatte die Gesellschaft am Montage ihr Fest, das heißt; eine Art öffentlicher Mahlzeit, bey der sich ein großer Theil derer befand, die mitgeritten waren. Jemand trug mir an, mich dahin zu führen, und als einen Fremden Antheil daran nehmen zu lassen. Dies nahm ich mit vielem Vergnügen an, weil ich begierig jede Gelegenheit ergreife, wo ich etwas Nationales zu sehen vermuthe, irgend einen Zug, eine Gewohnheit, ein Fest, das einem, der in einer Monarchie erzogen worden ist, neu oder seltsam vorkommt. Die Mahlzeit wurde auf einer Zunft gegeben, wo ich die Gesellschaft ungefähr so bunt antraf, als ich sie beym Ritte gesehn hatte. Herren des großen und kleinen Raths, Kaufleute, Bäcker, Schuhmacher, Schneider u. s. w. alle da beysammen in einer anscheinend vollkommenen Gleichheit.

Die hiesige Regierung ist so beschaffen, daß nicht nur jeder Bürger ein Recht hat, in die Regierung zu kommen, sondern es müssen von dem und jenem Handwerke so und so viel Mitglieder darin seyn. Die ganze Stadt ist in achtzehn Theile getheilt; funfzehn in der grossen Stadt, welche man Zünfte (tribus) nennt, und drey auf der andern Seite des Rheins oder der kleinen Stadt, welche Gesellschaften heissen. Jede dieser Zünfte hat ihr Haus, das man die Zunft nennt, und die Bürger der Stadt, die dazu gehören, kommen bey gewissen Gelegenheiten in demselben zusammen. Eine dieser Zünfte heißt die Kaufleute, eine andere die Rebleute (Winzer), eine dritte die Schuster, die Schneider, die Bäcker u. s. w. Jede dieser Zünfte hat sechzehn Glieder im Stande, oder in der Regierung, und wenn eins dieser Glieder stirbt, so muß das neu zu wählende aus der nämlichen Zunft genommen werden. Stirbt also ein Schneider oder ein Winzer, so muß er durch einen Schneider oder durch einen Winzer ersezt werden. Die höhern Stellen im Stande aber werden nicht nach den Zünften besezt, sondern aus dem kleinen Rathe überhaupt nach der Mehrheit der Stimmen gewählt. Diejenigen also, die nach diesen Stellen streben, müssen popular seyn, um, wenn sie Stimmen brauchen, in allen Ständen welche zu

finden. Solche Männer ergreifen jede Gelegenheit, sich unter das Volk zu mischen, mit ihnen zu essen, zu trinken, und überhaupt in Ton und Art zu zeigen, daß sie die Sitten und Gebräuche des Volks lieben, daß sie Republikaner sind, daß sie alle einander gleich sind und gleiche Rechte haben. Mahlzeiten, dergleichen die heutige war, geben hiezu gute Gelegenheiten.

Das zu sehen, ist nun sehr interessant für den Fremden; aber ich weiß doch, daß man im Grunde einen sehr wesentlichen Unterschied zu machen weiß, und daß ein Handwerker, auch in dieser Republik, unendlich weniger gilt, als z. B. ein reicher Kaufmann. Indessen kützelt es doch den Niedern, wenn er mit dem Größern aus Einer Schüssel essen und sein Glas mit ihm anstoßen kann; und am Ende machen öftere Zusammenkünfte dieser Art, daß der wahre Unterschied der Stände wirklich hier bey weitem nicht so groß ist, als in einer Monarchie.

Daß bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich Ausschweifungen im Essen und Trinken vorgehen, läßt sich leicht vermuthen.

Den 3ten Jun. 1776.

Damit Sie manches, das ich etwa in Zukunft berühren mag, besser verstehen, will ich zu

dem, was ich so eben geschrieben, noch einige Zusätze machen.

Sie wissen, daß hier ein grosser und ein kleiner Rath ist; beide zusammen machen den Souverain der Republik aus. Der grosse Rath versammelt sich alle Monate nur einmal, ausgenommen, wenn er für besondere Vorfälle zusammengerufen wird. Der kleine Rath macht die mehresten Geschäfte, so daß ein Mitglied desselben weit mehr Einfluß und Macht hat, als ein Mitglied des großen. Auch kann niemand in den kleinen kommen, wenn er nicht schon ein Mitglied des großen ist. Ueberdies behält er seine Stelle im großen Rathe, so daß, wenn dieser versammelt ist, er den kleinen Rath zugleich mit in sich hat. Jede Zunft giebt zwölf Mitglieder zum großen Rathe, die man Sechser nennt, und zum kleinen vier, wovon zwey Rathsherren und zwey Meister heißen. Meister und Rathsherren sind jezt ungefähr einerley; sonst aber waren die Meister die eigentlichen Tribuni Plebis, welche das Interesse des Volks besonders zu Herzen nehmen sollten. Auch konnten sie sonst von ihrer Zunft zur Rechenschaft gezogen, ja sogar abgesezt werden; allein dieses Recht hat das Volk schon lange verloren.

Der kleine Rath besteht aus sechzig Gliedern, wovon aber allemal nur dreyßig in der Macht

stehen. Man wechselt nämlich alle Jahre ab, so daß die dreyßig, die dieses Jahr den kleinen Rath ausmachen, der neue Rath, die andern dreyßig der alte heißen. Der Wechsel geschieht zu Johannis, so daß der itzige neue Rath, in zwey Monaten der alte wird, und so fort.

Die vier Häupter der Republik sind zwey Bürgermeister und zwey Obristzunftmeister. Jede der beiden Rathspartheyen hat einen Bürgermeister und einen Obristzunftmeister an ihrer Spitze. Der jedesmalige alte Rath kann den Sitzungen des neuen beywohnen, wird auch oft consultirt, hat aber keine Stimme zur Entscheidung der Geschäfte.

Außer dem großen und kleinen Rathe giebt es eine Menge Kollegien, Kammern oder Tribunale, als z. B. das Gericht, (Justice) dessen Mitglieder Gerichtsherren heißen; das Ehegericht, (nach unserer Art zu reden, das Consistorium) das Dreyzehner-Gericht, der geheime Rath u. s. w. Alle diese Stellen werden mit Männern aus allerley Ständen besezt, und es ist zu keiner derselben nöthig, ein Studirter zu seyn.

Ueber die Zünfte muß ich Ihnen noch sagen, daß diejenigen Bürger, deren Stand sich unter keine der Zünfte bringen läßt, z. B. Studirte,

die weder Geistliche sind, noch zur Universität gehören, sich, wenn sie in die Regierung zu kommen wünschen, auf irgend einer Zunft einschreiben lassen, deren Mitglieder nicht so zahlreich sind, als etwa die verschiedener anderer Zünfte.

Den 12. Jun. 1776.

Ich bin einige Tage zu Colmar gewesen, und komme so eben wieder zurück; eine angenehme, interessante kleine Reise durch einen Theil des fruchtbaren Elsaßes. Sie haben von Basel bis Colmar auf der linken Seite beständig die Aussicht in die vogesischen Gebirge, und rechts sehen Sie jenseit des Rheins, der Ihrem Auge bald seine Silberwellen zeigt, bald sich wieder verbirgt, die hoch aufgethürmten Berge des Schwarzwaldes. Demungeachtet ist die Straße vortreflich, eben und fast ganz gerade. Es ist eine Freude, in Frankreich mit Postpferden zu reisen, und im Elsaß noch mehr als in manchen Provinzen Frankreichs. Man rechnet 7½ Meile von Basel nach Colmar über Neu-Breisach, und in sieben Stunden ist man dort. Ich habe mit Vergnügen einige Tage in dieser Stadt zugebracht; ihre Lage, Umfang, Bevölkernng, nebst dem daselbst residirenden Conseil oder Parlament der Provinz, machen sie zur zweyten Stadt des

Elsaßes. Ich werde bald wieder dahin kommen, und dann ein mehreres davon.

Ich nahm meinen Rückweg über Mühlhausen, eine Straße, die wegen der Nähe der Vogesen vielleicht interessanter ist, als die längs dem Rheine hin. Diese mit der protestantischen Schweiz verbündete Stadt liegt, wie Sie wissen, mitten in den elsaßischen Besitzungen des Königs von Frankreich; man kann mit Recht von ihr sagen: hier ist weder Frankreich, noch Deutschland, noch Schweiz. Sie ist von keinem großen Umfange, soll aber über zehntausend Seelen enthalten. Die außerordentliche Arbeitsamkeit, die in dieser Stadt herrscht, hat einem Theile ihrer Einwohner einen ziemlichen Reichthum gebracht; dieser ist aber noch so neu, daß man ein sichtbares Streben sieht, zwischen alter Einfalt und neuerer Eleganz und jener Art von keimendem Luxus, der immer eine Folge des an einem Orte sich mehrenden Geldes ist. Man zählt in dieser Stadt über zwanzig Indiennefabriken. Indienne nennt man in der Schweiz und in hiesigen Gegenden überhaupt, was man mit zwey Worten Cattun und Zitz nennt; doch ist der Hauptartikel Cattun.

Um die deutsche Sprache steht es hier, wie in der Schweiz. Sobald die Leute hören, daß der Fremde ein sogenannter Hochdeutscher ist,

sprechen sie französisch. Freylich sprechen auch diese Sprache nur sehr wenige gut; indessen versteht man sie doch besser darin, wenn man nicht an ihre eigene Mundart gewöhnt ist.

Basel, den 13. Jun.

Sie haben Recht, lieber Freund! Ich wundre mich nun selbst, daß ich Ihnen noch nicht weitläufiger über die Lage von Basel geschrieben habe, die für mich so vielen Reiz hat. Bey unendlichen Schönheiten der Natur hat sie tausend Vortheile für die Annehmlichkeiten des Lebens sowohl, als für das Interesse ihrer Einwohner. An den Gränzen von Frankreich, Deutschland und der Schweiz gelegen, scheint diese Stadt zu einem Handelsplatze bestimmt zu seyn, der gleichsam ein Gebieter über die Producte dieser benachbarten Länder ist. Gleichwohl ist Basel größer durch Fabriken als durch das, was man eigentlich Handel nennt. Zwar giebt es Handlungshäuser hier, die gleichsam eine Niederlage von Waaren für verschiedene andere Orte sind; doch ist es bey weitem nicht das, was ihre Lage beym ersten Anblicke verspricht. Der Rhein, der für den Handel eines Orts bequem zu seyn scheint, wird hier gar nicht gebraucht; sein Lauf ist so reissend, daß die wenigen Fahr-

Zeuge, die hinabgehen, nicht ohne viele Kosten wieder herauf gebracht werden könnten: deswegen verkauft man sie an den Orten, wo sie ausgeladen werden. Von Basel hinauf nach dem Bodensee ist dieser Fluß noch reißender, und seine beiden Fälle zu Laufenburg und Schafhausen hemmen alle Schiffahrt. Die sogenannten Glarner Schiffe, welche jährlich mit Schiefer, Glarnerkäse und andern Waaren den Rhein hinab bis in die Niederlande fahren, müssen an diesen Fällen abgeladen werden.

Die große nur von Hügeln durchschnittene Ebene, in welcher Basel liegt, ist nur gegen Mitternacht ganz offen. Auf der deutschen Seite wird sie durch eine ungeheure Bergkette, die man mit einem zu unbestimmten Namen den Schwarzwald nennt, eingeschlossen; auf der französischen Seite ist der Anfang der Vogesen, die sich auf sechzig Stunden weit zwischen Elsaß und Lothringen gegen Mitternacht ziehen; und auf der Schweizer Seite der Jura, von dem ein Arm sich hinter Basel in mäßigen Bergen endet, während daß zwey andere Aerme sich bis gegen Schafhausen und Mümpelgard und die Franche Comté ziehen. Den Anfang dieses ungeheuern Gebirges rechnet man am besten von dem Pays de Gex, nicht weit von Genf.

Die große Ebene zwischen diesen Gebirgen ist eben so fruchtbar als bebaut, und fähig, Produkte unzähliger Art hervorzubringen. Der Schwarzwald sichert sie vor den kalten Ostwinden, der Jura fängt die vom Schnee und Eis der Alpen gekälteten Winde auf, und selbst der strenge Nord wird zum Theil von den Vogesen gebrochen. Dies mag wohl die Ursache seyn, warum im Frühlinge hier alles frühzeitiger ist, als an einer Menge anderer Orte, die südlicher liegen. Man sagt, gewisse Früchte habe man zu Basel früher, als selbst am Genfersee, obschon die nachher folgende Hitze des Sommers dort ungleich strenger ist.

Basel liegt gerade genug in der Schweiz, um vortrefliche Viehzucht in der Nachbarschaft, und alle Arten von Fleische in großer Vollkommenheit zu haben. Die herrlichen Kräuter in den Bergen geben eine Milch und eine Butter, von der wir in Sachsen keinen Begriff haben. Nicht weit von der Stadt wächst, in den Ländereyen des Markgrafen von Baden, der sogenannte Markgräfler Wein, der, für einen gewöhnlichen Tischwein, an Milde und Annehmlichkeit wenig seines gleichen hat. Man schätzt besonders einige Distrikte, wovon der Wein fast ganz in den Händen der Basler ist. Und dabey ist er so wohlfeil, daß die sächsische Kanne sehr guten Tischweins

von fünf, sechs und mehrern Jahren kaum auf drey sächsische Groschen kommt, wenn man ihn nämlich im Hause einlegt.

Die Flüsse umher liefern eine Menge guter Fische, unter denen die Rheinkarpfen und Forellen besonders geschäzt werden. Zweimal im Jahre ist Lachsfang, der eine Stunde von Basel überaus beträchtlich ist. Man macht hier einen großen Unterschied zwischen Salmen und Lachs, ob es schon der nämliche Fisch ist, nur zu verschiedenen Zeiten gefangen. Der Salmen wird vorzüglich geschäzt; sein Fang beginnt im spätern Herbst, oder Anfange des Winters. — Mehr als alle andere Fische schäzt man die Selmlinge, fingerlange Fischgen, die nirgend als in der Wiese gefunden werden, einem kleinen Flusse, der aus den markgräflichen Gebirgen kommt, und nicht weit unter Basel in den Rhein fällt. Der deutsche Name dieses Fisches, und der französische Saumoneau, haben vermuthlich zu dem Wahne Anlaß gegeben, daß es junge Lachse seyen. Allein warum fände man sie nirgend als in der Wiese, und nie viel größer als ein Finger? *)

Industrie bringt Reichthum, und Reichthum erweckt Industrie. Die benachbarten Orte su-

*) Diese Fische sind auch in Sachsen, unter dem Namen Lachskünzchen, bekannt, und werden in der Tzschopau gefangen. A. d. H.

chen so viel als möglich von Baslergelde zu ziehen; und da sie es nicht im Großen können, so arbeiten sie wenigstens für der Basler Vergnügen. Kurz, dieser Eingang führt mich zu nichts wenigerm, als zu der ungeheuern Menge von Gärtnern, die um Basel herum leben. Alle Gemüse und Gartengewächse sind hier vortreflich, und ich seh oft große Felder, die damit angebaut sind. Man macht hier ein eigenes Studium daraus, und ein Gerichte schöner Spargeln, junger Erbsen u. s. w. wird oft theuer genug bezahlt. Selbst die Früchte der Treibhäuser werden auf dem Markte ausgeboten. Nicht weit von hier liegt im Elsaß ein großes Dorf, Neudorf, dessen mehreste Einwohner für die Baslerküchen arbeiten.

Da der Landmann so viel thut, so können Sie leicht denken, daß der Koch nicht zurückbleiben will. Kurz, die Baslerküche ist weit und breit berühmt, und es giebt vielleicht wenig Orte, wo man über diesen Artikel so viel raffinirt. Der Basler, nicht zufrieden, daß die Natur so viel für ihn gethan hat, nimmt die Kunst zu Hülfe, und selbst entlegene Länder müssen seinem Gaume Befriedigung liefern. Ich muß oft lachen, wenn ich die wichtigen Artikel verhandeln höre — von Maynzer Schinken, Westphälischen Gänsen, Hamburger Pökelfleische, Frankfurter, Braun-

schweiger und Bologneser Würsten, Rothkehlgen und eingemachten Früchten aus Metz, Pasteten aus Strasburg und Abbeville! Der Schweizerkäse ist in der ganzen Welt berühmt, und doch giebts hier hin und wieder Limburger und Parmesan. Und der Artikel der fremden Weine — nun dieser ist ohne Ende! Subscription und Protektion — alles wird manchmal versucht, um den rechten Jahrgang und vom rechten Orte zu haben. — — Fast hätte ich über alles das vergessen, daß man hier Krystalwasser und vortrefliches Brod hat.

Den 18. Jun. 1776.

Da hätte ich Ihnen, lieber Freund, nun allerley über die Lage von Basel geschrieben, und doch noch immer sehr wenig von dem, was den meisten Reiz für mich hat; sehr wenig von dem, was hier meine glücklichsten Stunden mir macht, mir oft Gesellschafter und Freund ist! Aber wie soll ichs auch anfangen? wie soll der todte Buchstabe auf das Papier bringen, was der Maler nur unvollkommen auf Leinwand darstellen würde? Ich habe meine Lieblingsplätzchen für Morgen und Abend, für lange und kurze Spatziergänge; und überall ist Mannichfaltigkeit, überall Nahrung für dieses Herz, das in der Sättigung geizt!

Da ist nahe bey der Stadt, am sanften Abhange eines Hügels, eine Reihe von Bäumen, die die Ufer eines kleinen Baches beschatten. Da lieg' ich im Grase und träume, oder lese manchmal und schau' oft auf nach dieser und jener Seite, und unaussprechliche Wonne ist um mich her. Der Bach murmelt, die Obstbäume auf der Wiese ertönen vom Gesang der Vögel, und im Grase um mich her rührt sich eine halb unsichtbare Welt. Auf der einen Seite seh ich einen Theil der Stadt, deren Wälle und alte Thürme, mit dem hohen hervorragenden Münster, einen romantischen Anblick geben. Auf der andern Seite öffnet sich ein kleines Thal und zeigt im Grünen die vordern Häuser eines Dorfes. Ein Hügel scheint den Eingang des Thales zu beherrschen, und eine alte Kirche mit einigen Häusern scheint darauf gezaubert zu seyn. Oft besuch' ich den Gipfel dieses Hügels in den Abendstunden, und überschaue ein Land umher, das Gottes Finger gemalt hat. Da liegt die ganze Stadt vor mir mit allen ihren altgothischen oder maurischen Kirchen und Thürmen, und über und unter ihr entdeck' ich auf viele Meilen weit den Rhein, dessen Silber bald in der Sonne glänzt, bald unter lieblichem Grün sich versteckt. Mein Auge folgt ihm viele Meilen weit ins Elsas hinab, bis er zwischen dem Schwarzwalde und den Vogesen

verschwindet. Hier übersehe ich das ganze Sundgau bis an die Berge, die es von Lothringen trennen; dort folge ich den hohen Gipfeln im Markgrafenlande, bis ferne, in Vorderösterreich, ihr Blau sich mit dem Azur des Himmels mischt. Näher liegen mir die Berge des Cantons, ein Stück von Solothurn und vom Bisthum Basel. Manches artige Dorf, eine Menge Landhäuser und Meyerhöfe halten mein Auge in der Ebene auf, und auf den Bergen winkt melancholisch manches alte Schloß. Im Geiste geh ich dann zurück in vergangene Jahrhunderte, und sehe Menschen, deren Gebein schon längst im Staube modert. Dort liegt St. Jacob, wo unsterbliche Schweizer gegen Frankreichs Dauphin fielen, und im Tode den Sieger nöthigten, sich zurückzuziehen. Der Plaz, wo diese kühnen Söhne der Freiheit fielen, ist mit einer Mauer umfaßt, und nahe dabey ragt ein einsamer Kirchthurm aus Bäumen hervor.

Hier sah ich die Gegend, in der Rudolf von Habsburg sich gegen die Stadt gelagert hatte, als er die Botschaft erhielt, er sey zum Kaiser erwählt. Jenseit des Rheins erkenne ich aus der Lage einiger Dörfer den Plaz, auf welchem, in neuern Zeiten, ein kleines östreichisches Heer geschlagen wurde. Liebliche Natur! Du lächelst so schön und so freundlich; bietest allen deinen

Söhnen Brod und eine Hütte dar! — Und sie wollen nicht genießen, wollen sich nicht freuen. Wild zerfleischt einer den andern, und raubt dem Tode sein uraltes Recht!

Aber was schaut mein Auge umher in die Ferne? Ein Schauer durchbebt mich, und mich dünkt, Gestalten aus der Vorwelt zu sehen! Ich sitze auf Schädeln und Todtenknochen; dieses schöne Grün deckt die Gebeine Erschlagener! hier, hier auf dem Platze, auf dem ich sitze, fiel ein kleines Heer von Engländern, die Karln dem Kühnen aus Burgund gefolgt waren. Fern von ihrem Vaterlande, und fern von ihrer Insel, suchten sie hier den Tod und fanden niemanden, der ihnen die lezten Worte des Trostes im Tode in ihrer Sprache zurufen konnte.

Ein Heer von Trauergedanken steigt dann auf in meiner Seele; ich denke über Schicksal und Menschheit; ich sehe ein unerklärbares Dunkel um mich her, greife nach Licht und finde es nicht; ich zittere, weine — und bete an.

Genug! — mit eingeengtem Herze verlasse ich die Stätte, und gehe etwas tiefer, wo die alte Kirche mit einigen Häusern steht! Die Aussicht hier giebt der wenig nach, die man auf der Spitze des Hügels hat, und der Ort hat — ich weiß nicht was Interessantes für mich. Sie nennen ihn St. Margarethe. Eine alte Sage,

wahr oder nicht, hat sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt. Drey reiche alte Jungfern verliessen die Welt, und jede von ihnen baute sich ein Haus und eine kleine Kirche auf einem einsamen Hügel. Noch stehen sie alle drey, wenigstens die Kirchen, jede etwas mehr als eine Stunde von den beiden andern, von jedem Hause sieht man die beiden andern. St. Margarethe, Geischona, Dillingen hiessen die drey Jungfern. Täglich hingen sie, vor dem Schlafengehen, ich weiß nicht welches Zeichen aus, wodurch sie sich sagten, daß sie noch lebten, noch an einander dachten, einander Gutes wünschten.

Wer auch diese drey mögen gewesen seyn — ihr Andenken ist mir ehrwürdig, nicht darum, daß sie die Welt verliessen, sondern daß sie sich so zu betten wußten.

Sonnabends den 22. Jun.

Ich habe Ihren lezten Brief wieder durchgelesen; und o! wie dankt Ihnen mein Herz bey jedem neuen Ueberlesen! Theuerster meiner Freunde, was für Innigkeit, was für herzlicher Ausdruck in allem, was von Ihnen kommt und für mich geschrieben ist. Ich lese Ihre Briefe oft wieder, erhole mich daran, und wenn ich einmal recht viele beysammen habe, will ich sie heften

und wie ein Buch lesen, wie ein Buch, das allen andern vorzuziehen ist, weil es für mich geschrieben, in mein Herz geschrieben ist.

Ihr lezter vorzüglich enthielt so Manches, was wir mit Freuden lesen, und was uns wohlthut, weil wir es zu lesen wünschten!

Schon manchmal, wenn ich spatzieren ging, oder einsam der Natur genoß, oder allein auf meinem Zimmer saß; dann stellte sich Ihr Bild so lebhaft, so anschauend mir dar! — Wie wäre es, wenn mein Freund nun mit mir ginge; mit mir theilte, mit mir genöß! Ich träume oft fantastische Scenen, die eine umhergetriebene Einbildungskraft mit emsigem Pinsel ausmalt.

Aber das ist thörig, möchte mir Mancher sagen! Freylich! Auch schweb ich nicht immer in der Welt der Unmöglichkeiten. — O, wie oft hab ich ihn erfleht, den Freund, nicht, der wie Sie durch jahrelangen Umgang an mich gefesselt wäre, dessen Leben, Weben und Seyn ich durchaus kennte — ich bin genügsam, fänd ich nur einen, mit dem ich mich in gewissen Hauptpunkten einverstehen könnte; der über gewisse Dinge dächte und fühlte, wie ich; mit dem ich mich von meinen Lieblingsbeschäftigungen, Lieblingsstudien unterhalten könnte: — ich wäre zufrieden. Wie oft hab ich schon meine Arme nach ihm ausgestreckt, und geweint, daß ich einen Schatten um-

ling! Wie oft, wenn ich eine neue Bekanntschaft machte, und die erste, zweite Unterhaltung mir gefiel, dacht' ich ihn zu finden — und zankte mich mit meinem Schicksale, wenn ich, nach einem kleinen Gange aus Einem Standorte, sahe, daß wir meilenweit von einander entfernt waren. Und doch — — hab ich je mein Herz verschlossen? — Ach! es ist nur zu jugendlich offen! — Ich bin nie zurückhaltend, wenn man sich mittheilt; habe nie offenes Wesen und Ergießung mit Kälte zurückgestoßen.

O! ich sehe nach und nach nur zu sehr, daß der, der einen Jugendfreund hatte, nicht hoffen muß, einen zweiten zu finden. Ich sehe meine Thorheit ein, und schließe mich immer mehr und mehr in mich selbst; aber gerade das vermehrt allmälich jene Disposition, die andere Leute so wenig genießbar finden. M** sagte mir einst: Menschen von einer gewissen Art müssen abgeschliffen und abgerundet werden, ehe sie zur Ruhe kommen. Sobald alle die Ecken und Schärfen weg sind, an denen andere Leute sich stoßen, und mit denen man ohne Unterlaß an alles stößt, was um uns ist — o dann kann man mit der ganzen Welt im herrlichsten Frieden leben, genießen — was nämlich da zu genießen ist — und genossen werden.

Ich weiß nicht, welche Möglichkeit, Sie in der Schweiz zu sehen, ich in einigen Worten Ihres lezten Briefes gefunden habe. — Wie ich das auffing, und das ganze Bild, von dem Sie mir kaum einen Umriß gaben, ausmalte! Sie fänden hier einen Freund, und ich die Erfüllung meiner Wünsche! Was sollte das denn für ein Leben und Wonne seyn, wenn wir auf den Schweizergebirgen herumwandelten, Wohlstand und Ueberfluß um uns her sähen, und in die stillen fruchtbaren Thäler herabblickten. An der Seite meines Freundes sollte mir jede Freude willkommener seyn, jedes Gräsgen schöner grünen und jedes Blümchen lieblicher duften. Wie wir das alles mit einander fühlen und verschlingen wollten! Gewiß, Freund, Sie sollten eben so wenig, als ich, unserer schönen Natur satt werden, oder sich daran gewöhnen und zur Gleichgültigkeit übergehen, da es der Abwechselungen unendliche giebt. Und käm dann der Winter, da sähen wir uns im wohlthätigen Zimmer, und sättigten unsere Seelen in freundschaftlichem Umgange. Aber dies alles ist ein süßer Traum, das Spiel einer erhitzten Einbildungskraft; manches Land und mancher Fluß trennt uns; ich bleibe, und Sie kommen mir nicht nach.

Sonntags den 30. Jun.

Der Theil von Basel gegen Süden, den man die große Stadt nennt, ist wenigstens dreimal so groß, als die sogenannte kleine Stadt, auf der deutschen Seite, gegen Norden. Der Rhein, der beide Theile trennt, giebt ihr ein majestätisches, und die vielen alten Thürme ein romantisches Ansehen. In der großen Stadt sind längs dem Rheine hin verschiedene Anhöhen, von denen man weite Aussichten auf den Fluß, auf die sehr malerische Brücke und viele Meilen weit auf die Landschaft umher hat. Hinter der Hauptkirche ist so ein Plaz, den alle Reisende besuchen. Er ist mit wilden Kastanienbäumen besezt, deren dichte Gipfel kühle Schatten geben. Längs der Mauer gegen den Rhein hin ist eine lange Bank, auf der ich manchmal sitze, wenn die Abendsonne die Gipfel der Gebirge des Schwarzwaldes vergoldet. Rechts und links ist ein Theil der großen Stadt im schönsten Amphitheater sichtbar. Da seh ich, wie der schönste der Flüsse seine grünen Wellen hinabwälzt, höre das Getümmel auf der halb steinernen, halb hölzernen Brücke, und überschaue alle die mannichfaltigen Figuren, die ohne Unterlaß sich darauf bewegen.

Da diese Brücke sehr breit ist, so ist sie Abends nach neun Uhr eine Art Spatziergang, wo ich

manchmal über hundert Menschen gesehen habe. Lieber Freund! es sind herrliche Augenblicke, die man auf einer Rheinbrücke im Mondscheine verbringen kann. In der Mitte sind auf beiden Seiten Auswürfe, in die man sich setzen kann, ohne von Gehenden beschwert zu werden. Vor etlichen Tagen saß ich ganz allein bis spät in die Nacht, und konnte mich nicht satt sehen an den Thürmen und seltsamen Formen alter Häuser im Mondscheine, oder wie sein sanftes Bild auf der unsteten Welle dahin glitschert.

Die große Stadt ist mehr bergig als eben, schlecht gepflastert, enge und höckerig zusammengebaut, und hat keinen einzigen Markt, der Aufmerksamkeit verdiente. Gassen und Häuser tragen ein Ansehen von Alterthum, wie ich es noch in keiner Stadt gefunden, und von der sogenannten gothischen Bauart findet man allenthalben Reste.

Ein Fremder, der eine Weile in der Stadt umhergegangen ist, wird angenehm überrascht, wenn er auf den Münsterplaz kommt. Von einem großen wohlgepflasterten Plaze hat er eine freye Aussicht auf die Hauptkirche, das Münster, meines Erachtens das schönste, das ich nach dem Strasburger gesehn habe. Schon Kaiser Heinrich II. fing dieses Gebäude an, welches alle Spuren des edlern Geschmacks dieser Bauart

noch an sich trägt. Der Plaz ist gröstentheils mit neuen Häusern umgeben, in denen die vier Häupter, der erste Geistliche des Cantons, den man Obristpfarrer nennt, u. s. w. wohnen. Auch ist hier die öffentliche Schule. Diese Gebäude geben, weil sie neu sind, dem Platze ein heiteres Ansehen; von Seiten der Baukunst aber erregen sie keine Aufmerksamkeit.

Die große Stadt hat ringsherum Vorstädte, welche sonst durch Thore, Mauern und einen Graben von der eigentlichen Stadt abgesondert waren; allein man hat schon seit geraumer Zeit die Mauer hin und wieder durchbrochen, und der Graben wird an manchen Orten ausgefüllt und in kleine Gärten angelegt. Die Vorstädte haben verschiedene lange, breite und ziemlich schöne Gassen: man wohnt hier lieber, als in der eigentlichen Stadt, und dies ist wohl die Ursache, warum es in denselben viele artige Häuser giebt. Hinter manchen derselben sind große Plätze, die zu Gärten, ja sogar zu Weinbergen angelegt sind. Der Weisische Garten ist unendlich größer als irgend einer, den ich in einer Stadt gesehn habe. Er hat unter andern ein ansehnliches Wäldchen, ein Labyrinth von Weinreben und große Grasplätze.

Auf einer andern Seite dieser Vorstädte ist der sogenannte Petersplaz, ein großer grüner

Plaz, der mit Linden in angenehmer Regellosigkeit besezt ist. Hier sieht man Sonntags, nach Endigung der Kirchen, eine Menge Personen spatzieren gehen, für deren Bequemlichkeit hin und wieder unter den Bäumen Bänke stehen. Es ist Schade, daß in einer Gegend, die so reich an schönen Aussichten ist, dieser Plaz gar keine hat. Die Häuser, die ihn umgeben, sind, etwa zwey ausgenommen, äußerst schlecht. Das Zeughaus, das daran stößt, ist vor einem Jahre abgebrannt.

Diese Vorstädte haben Mauern, Gräben, Wälle und einige Bastionen, die aber gegen die neuere Kriegskunst wohl sehr wenig bedeuten möchten. Das schönste, das ich daran finde, ist, daß man fast ringsherum auf den Wällen spatzieren gehen kann, und daß man da eine viele Meilen weite Aussicht hat, die unbeschreiblich schön ist. Solche Spatziergänge sind sehr angenehm in einer Stadt, deren Thore bald nach Sonnenuntergang geschlossen und für kein Geld wieder geöffnet werden.

Rings um die Stadt giebt es etliche hundert kleine, leichte, in einem schlechten Geschmacke gebaute Häuschen, die man Gartenhäuschen nennt; an manchen Seiten bilden sie ganze Gassen. Sie gehören meistentheils Handwerkern und den mittlern Klassen der Bürgerschaft, die oft, besonders

an den Sonntagen, mit ihrer Familie oder guten Freunden ein paar Stunden da zubringen, und ein sogenanntes Abendessen (Gouté) halten, wobey gewöhnlich wacker gegessen und getrunken wird. Mehrentheils ist an diesen Häuschen eine kleine Wiese, oder gewöhnlicher ein kleiner Weinberg, der in der Zeit der Weinlese zu besondern Festen und Schmäusen Anlaß giebt.

* Sulzbach im Elsas, den 12. Jul. 1776.

Hier bin ich seit vergangenem Freytage, in einem Bade, an dem ich noch nichts angenehmes habe finden können, als seine Lage. Es ist drey Stunden von Colmar, an den Gränzen von Lothringen, mitten in den vogesischen Gebirgen. Der ganze Ort besteht etwa aus dreißig Häusern, die in einem Thale liegen, das immer offener und angenehmer wird, je weiter man sich davon entfernt. Wir bewohnen ein Haus, aus dem man von allen vier Seiten, weil es ganz frey steht, eine freye Aussicht auf Berg und Thal hat. Aus meinem Zimmer seh ich dicht vor dem Fenster ei-

*) Die wenigen Briefe, die außerhalb der Schweiz geschrieben, aber doch immer aus derselben abgeschickt sind, werden, wie ich glaube, den Titel des Buchs darum noch nicht einer Unwahrheit beschuldigen. A. d. H.

nen schönen Hügel, der mir immer Muth und angenehme Empfindungen einflößt.

Ich kam um Mittag nach Colmar, und freute mich außerordentlich, die Pfeffelische Familie und das ganze Erziehungsinstitut wieder zu sehn, wo ich lezthin einige Tage so angenehm zugebracht hatte. Ich fand aber niemanden als Herrn Lerse, der so gut war, mir ein paar Stunden zu schenken: und sie waren sehr süße. Abends gingen wir vollends hieher.

Anfangs war hier nur wenig Gesellschaft: doch nimmt sie mit jedem Tage zu, und der Plaz, vor dem Hause, in dem ich wohne, gleicht zwischen Zehn und Zwölfen schon vollkommen einem Marktplaze.

Unter den Personen, die wir hier fanden, war Herr Pfeffel, der ältere Bruder des in Colmar, ein Mann von Genie und großen Fähigkeiten, wie man sagt. Er lebt seit zwanzig Jahren in Hofdiensten; arbeitete ehemals für den Minister Brühl, lebte in Dresden, Warschau und an einigen kleinen Höfen, bis er endlich nach Versailles kam, wo er jezt Sekretär am Bureau des Affaires étrangères ist. Sie kennen vielleicht seine Reichsgeschichte, die er in französischer Sprache geschrieben hat, und in der man besonders Ordnung und Klarheit im chronologischen Theile rühmt.

Colmar den 18. Jul. 1776.

Diese Stadt ist, so wie Strasburg, weder eine deutsche noch eine französische, und mich dünkt, ich seh in allem, was mir in die Augen fällt, einen seltsamen Kampf zwischen freyreichsstädtischen Ueberresten und neuem französischen Modeton. Daß der leztere unter Personen von Range, und überhaupt in dem Kreise, den man gute Gesellschaft nennt, die Oberhand erhalten hat, versteht sich. Gleichwohl hat diese Stadt noch nicht so viel Weg gegen französische Umbildung gemacht, als Strasburg. Diese leztere ist dreimal mehr bevölkert; liegt an dem großen Passe aus Frankreich nach Deutschland, hat eine zahlreiche Garnison, die gröstentheils französisch ist, und in ihr sind eine Menge Chargen, die fast durchgehends nur mit eigentlichen Franzosen besezt werden. Zudem giebt es da viele ansehnliche einheimische Familien, die so ziemlich die alten Sitten und Gebräuche gegen französische vertauscht haben. Alles das findet sich in der Stadt Colmar nicht; dafür hat sie aber das Parlement der Provinz, welches aber nur Conseil heißt, und dessen Mitglieder mehrentheils aus gebornen Franzosen bestehen.

Die Frauenzimmer hatten sonst hier eine eigene Tracht, so wie zu Strasburg und zu Basel,

welche noch jezt unter den mittlern und niedern Ständen sorgfältig erhalten wird. Dieser ihre gewöhnliche Sprache ist die deutsche, doch versteht und spricht fast Jedermann auch französisch. Es ist ein auffallender Kontrast, die Frau eines Conseiller, und die aus einer alten wohlhabenden bürgerlichen Familie zu sehen, die einen gewissen Stolz, eine gewisse Würde darin findet, so viel als möglich von der freyen Reichsstadt in ihrem Hause und Tone zu zeigen.

Das Gebäude, in dem das Conseil seine Sitzungen hält, heißt hier der Palast (le Palais). Ich habe das Vergnügen gehabt, eine solche Sitzung zu sehen und plaidiren zu hören. Sie wissen, daß die Prozesse in Frankreich mündlich geführt werden: ein Umstand, der wohl die Ursache seyn mag, warum die Rechtssprache in Frankreich viel gereinigter als in Deutschland ist, und warum man unter den Advokaten oft vortrefliche Redner findet. Sie lassen oft ihre gerichtlichen Reden (plaidoïers) drucken, und die französische Sprache hat hierin manches Muster der Beredsamkeit. Ich erstaunte über die reissende Schnelligkeit, mit der einige Advokaten vor diesem Gerichte sprachen.

Sulzbach den 19. Jul.

Heute hatte ich einen vergnügten Abend! Ich brachte einen Theil desselben in einer Gegend zu, die ganz nahe beym Dorfe ist, und in die ich noch nicht gekommen war, weil ich meine Spaziergänge zeither immer in die Berge der entgegengesezten Seite gerichtet habe. Ich wollte ausreiten, und da ich sehr viel von einem Münster gehört hatte, und von einem Thale, das nebst noch einem andern, das schönste im ganzen Elsas seyn soll, so ließ ich mir den Weg zeigen. Ich ritt um einen kleinen Berg herum, und auf einmal sah ich mich in einer ganz paradiesischen Gegend. Um mich her ein weites Thal, das schnur eben fortgeht bis an den Fuß einer Menge Berge, die alle sehr hoch, aber von geringem Umfange sind. So sind hierzu Lande die mehresten Berge beschaffen; sie hängen wenig unter einander zusammen, sind also in größerer Anzahl und lassen zwischen sich ganz ebene Thäler, die oft ziemlich weit sind; auf einmal fängt der Berg an und erhebt sich sehr steil; zugleich bekommt man dadurch Verschiedenheit, weil doch immer ein Berg sich von dem andern unterscheidet, und alle hundert Schritte ändert sich die Aussicht. Die Oberfläche der Berge ist fast ganz ohne Felsen, mithin mit Gras, Früchten, Obst- und wilden Bäumen

bewachsen. Die untere Hälfte der Berge ist in den Gegenden von Sulzbach ganz mit Reben bepflanzt, denn es ist für den Weinbau der beträchtlichste Theil des Elsasses. Getraide gibts nur sehr wenig. Durch alles dies haben die Berge das Ansehen eines Gartens. Denken Sie sich nunmehr mein Thal, in dessen Mitte ich nach allen Seiten eine halbe Stunde weit sehen kann, in dem ich ein kleines Städtgen und drey Dörfer, einen kleinen Fluß, und eine Menge Berge übersehe.

Unter tausend verschiedenen Empfindungen war ich bald geschwind geritten, bald stille gestanden, bis ich an die kleine Stadt Münster kam, welche eine Stunde von Sulzbach liegt, und in deren Nähe ein steiler Paß über die Vogesen nach Lothringen geht. Ich fand, daß es eben Zeit war, geschwind zurück zu reiten, wenn ich zu Abend speisen wollte; und am Hunger fehlt es einem hier nie, wegen der Brunnenkur, die entsezlich angreift.

Freitags den 20. Jul.

Heute sind wir acht Tage hier und seitdem hat sich die Gesellschaft sehr verstärkt. Aus Basel sind auf dreyßig Personen hier, aus Strasburg einige, und aus Colmar etliche Familien, und

viele Offiziers. Früh um sechs Uhr sind wir gewöhnlich bey der Quelle, die ich wirklich in allem Ernste trinke. Man sagt, sie habe unter tausend wunderbaren Eigenschaften auch die, daß sie das Blut abkühle, verdünne, und alle Wallungen besänftige und zur Ruhe bringe. Nun, ich finde das Ding angenehm genug! Man trift da die ganze Trinkgesellschaft, die bis acht und neun Uhr in einem Spaziergange herumläuft, der weder für das Vergnügen noch für die Bequemlichkeit der Gesellschaft sich im geringsten empfiehlt. Ermüdet vom Brunnen und vom Laufen kommt man nach Hause, und da nehm ich denn irgend eine Beschäftigung vor.

Gegen Mittag ziehen wir uns an und gehen zum Pfarrer des Orts zu Tische. Bey ihm ist das beste Speisehaus und wir sind jezt eilf Fremde, die bey ihm speisen. Da sein Tisch so sehr gesucht wird, können Sie schon ungefähr urtheilen, was er für ein Mann ist. Er scheint die Welt ziemlich zu kennen, und — nimmt einen grossen Antheil daran. Mit den Damen ist er französischer Abbé, unter den Mannspersonen lustiger Gesellschafter, und an der Tafel hat er einen vortreflichen Magen. Das Wort zum Scherz fehlt ihm nie, und seine Einfälle sind oft witzig und original. Ehrwürdig ist er eben nicht; aber dafür ist er desto unterhaltender; und nie-

mand von der Gesellschaft macht Ansprüche auf seine Messen und sein Brevier. Er mischt sich in alle öffentliche Vergnügungen, und am Farotische spielt er eine beträchtliche Rolle, ob ich schon weiß, daß er öfters gegen das Spielen predigt.

Das Spiel herrscht hier bis zum Unsinn; Spieler von Profession, die sich in allen Bädern einfinden, giebts hier die Menge, und Gelegenheit zum Spielen ist auch genug, weil außer den Badgästen, fast täglich Gesellschaft von Colmar und andern Orten kommt, die in der Nacht, manchmal auch erst am Morgen wieder nach Hause geht. Ich habe schon in zwey bis drey Stunden auf zweytausend Thaler gewinnen sehen, und fast eben so viel verlieren. Nach der Mahlzeit geht man gewöhnlich zu den Damen, um Visiten zu geben, eine Gewohnheit, die fast in allen Bädern herrscht. Nach diesem findet man sich auf einem öffentlichen Saale ein, wo der größte Theil der Gesellschaft beysammen ist, und wo die gewöhnlichen unbedeutenden Gegenstände, die in allen vermischten Versammlungen die nemlichen sind, verhandelt werden. Manchmal machen die Liebhaber Musik und eine von den Damen singt sehr gut; auch spielt man in der Karte; doch ist dieses gesellschaftliche Spiel von der Bank und andern Hazardspielen ganz getrennt. Abends geht

man spatzieren, und die Weisern begeben sich dann auf ihr Zimmer, während daß ein Theil der Gesellschaft den größten Theil der Nacht [illegible] Spieltische zubringt.

Diese einförmige Lebensart wird bisweilen durch einen Ball, eine große Mahlzeit, oder eine zahlreiche Partie nach Colmar oder in eine benachbarte Gegend u. s. w. abgewechselt.

Die hier allgemein übliche Sprache ist die französische, weil wirklich ein großer Theil der Gesellschaft keine andere versteht, und ein anderer Theil keine andere sprechen will. So giebt es z. B. unter dem Conseil zu Colmar, so wie überhaupt im Elsas Familien, welche die deutsche Sprache gänzlich verbannt haben, ob sie schon ursprünglich Deutsche sind. Andere, obschon seit langer Zeit im Lande, wollen doch diese Sprache durchaus nicht annehmen. Viele Mitglieder des Conseil sind freylich geborne Franzosen; viele aber sind von französischen Vätern oder Großvätern geboren. Als das Elsas an Frankreich kam, schickte der König, aus einer ganz natürlichen Ursache, viele Männer aus den innern Theilen von Frankreich, um mit ihnen das Conseil sowohl als eine Menge anderer Stellen zu besetzen.

Sonnabends den 28. Jul. 1776.

Klöster haben — ich weiß nicht was Anziehendes für mich. Freylich ist es einem aus unsern Landen etwas neues, ein Kloster zu sehen; aber es ist noch etwas mehr darin! Ich bin keiner von denen, die ohne Ausnahme über Mönche und Nonnen schreyen, sie nur als eine Bürde der bürgerlichen Gesellschaft betrachten und sich einbilden, daß es zureiche, ein Mönch zu seyn, um seinen Körper zu pflegen und die Bauchfülle zu studiren. Ich bin jezt vielmehr überzeugt, daß die mehresten nichts weniger als glücklich sind, und daß Leidenschaften und unbefriedigte Wünsche mancher Art in diesen Wohnungen der Einsamkeit und Ruhe toben, nagen, tödten. Die jungen Leute werden in den mehresten Klöstern strenge gehalten, haben wenig Freiheit, und ihr Gelübde des Gehorsams unterwirft sie allen Capricen und der oft versauerten Laune ihrer Obern. Ueberdies sind viele Klöster wirklich sehr arm und haben wenig von dem, was zum Ueberfluß und zur Befriedigung der Ueppigkeit gehört. Wenn der Mönch zu mehrerer Freiheit kommt, ist er schon in einem gewissen Alter, seiner Genußfähigkeiten sind wenigere, und man sollte ihm die Freuden, deren er etwa fähig ist, nicht so sehr beneiden.

Diese Betrachtungen werden in mir erregt durch ein Kloster, in dem ich gestern war, und durch ein paar andere, die ich vorher gesehn habe. Das Kloster zu Münster ist eine Art Abtey von Benediktinern, und gehört keinesweges unter die ärmern. Ich fuhr gestern mit einigen Frauenzimmern dahin, und wurde sehr wohl empfangen. Ich besahe das weitläufige Gebäude, den noch weitläufigern Garten und die Bibliothek, die ich für ein Kloster sehr beträchtlich fand. — Der Prior ist ein lebhafter, angenehmer Mann von vieler Höflichkeit und Güte.

Da man keine Frauenzimmer empfangen darf, so erhielten wir unsere Mittagsmahlzeit in einem Gebäude, das außerhalb der Ringmauern des eigentlichen Klosters liegt, und wo man oft und willig Frauenzimmer empfängt. Man gab uns vier der ersten und vermuthlich ältesten Mönche zur Gesellschaft, die so munter und lebhaft waren, daß man es ihnen ansahe, daß sie an Menschen gewöhnt sind. Aber als wir in den Garten spatzieren gehen wollten, sah ich mit Betrübniß, daß man vorher zusehen ließ, ob keiner der jungen Mönche darin sey, und zugleich befahl, daß keiner aus dem Gebäude gehen sollte.

Ich höre, daß manchmal die ganze Badgesellschaft in diesem Kloster speist, daß man es ei

ten Tag vorher sagen läßt, und dann in jeder Betrachtung sehr gut empfangen wird.

Sonntags den 29. Jul.

Ich habe mich, Liebster, auf eine Stunde aus dem Getümmel gerissen, um einsamer und stiller, aber gewiß auch glücklicher bey Ihnen zu seyn. So viel Menschen waren noch nie hier, wie heute. Es ist zu wenig, wenn ich sage, daß dreyhundert Menschen auf einem nicht allzugros-sen Plaze beysammen sind, die alle nach den verschiedenen Leidenschaften und Absichten verschieden handeln. Lieber Freund, soll ich Ihnen die alte Wahrheit wiederholen, die schon so mancher vor mir empfunden und bekannt hat, daß man so oft im Gewühl Langeweile hat, und aus einem Haufen unzähliger Menschen sich nach einer Stunde der Einsamkeit und der Stille sehnt. An solchen Orten fühlt man mehr die Beschwerde des Gedränges, als das Vergnügen, das man etwa daraus ziehen kann. Alles ist zu unstät, zu beweglich, um irgend etwas Bestimmtes zu treiben. Man empfängt vielmehr die Impulsion von andern, die aber keine absichtsvolle Richtung hat. An eine Unterredung, die Zusammenhang hätte, ist da nicht zu gedenken. Mit denen, die man schon kennt, kann man wenig sprechen, denn

man ist zu sehr durch den Schwall von Fremden von ihnen getrennt. Von den Fremden kann man keinen recht kennen lernen, weil immer einer den andern vertreibt. Also taumelt man unter einander herum, ohne Absicht und Endzweck, unter beständigen Lärm, ohne wirkliche wahre Freude. Wenn dieses Gewühl ein wenig ausgebraust hat, und ein Theil der Gesellschaft wieder fort ist, oder irgend eine bestimmte Richtung bekommen hat, dann läßt sich das Ganze mit mehrerer Klarheit überschauen.

Das Spiel und der Tanz sind alsdann die zwey großen Räder, die an den Sonntagen alles in Bewegung setzen, um die sich alles, als wäre es eine Riesenoperation, mit Eifer und Anstrengung dreht. — Ich trete oft an die Spieltische, um den Ausbruch der verschiedenen Leidenschaften zu bemerken; aber da hab ich noch wenig gelernt; viele haben ihr Gesicht schon zu sehr gewöhnt, in der gewöhnlichen Falte zu bleiben, als daß die Seele im Stande seyn sollte, durchzudringen und ihre Empfindungen darauf zu malen. Ich habe gesehen, daß hier einer seine funfzehn Louisd'or, die er auf eine einzige Karte gesezt hatte, mit eben der Miene herunterstreicht und funfzehn frische darauf sezt, mit welcher der Banquier sie empfängt. Ich habe gesehen, wie man dem Bankier eine beträchtliche Bank gesprengt

hat, und wie dieser mit gelassener Miene davon ging. —

Mit weit mehr Vergnügen seh ich dem Tanze zu. Mich freut's, wenn ich die Menschen da so heiter und unbefangen herumspringen sehe, wo ein jeder für seinen Theil alles vergessen zu haben scheint, was ihn drückt, und wo man auf den Gesichtern zahlreicher Gesellschaften nichts als Freude gemalt sieht.

Colmar den 1. Aug. 1776.

Ich bin nun schon so oft in Colmar gewesen, manchmal auf zwey, manchmal auf drey Tage, und immer hab ich es aufgeschoben, Ihnen von dem Pfeffelischen Erziehungsinstitut zu schreiben. Ich begreife gar leicht, daß Sie begierig sind, etwas davon zu hören, da ganz Deutschland von Erziehung spricht und schreibt, seitdem Basedow seine Stimme so laut hat ertönen lassen. Herr Hofrath Pfeffel schlug einen ganz andern Weg ein; er machte seinen Plan ganz einfach bekannt, ohne das geringste vom Publikum zu verlangen. Vom Könige bekam er für sein Institut den Titel einer Ecole militaire (Kriegsschule) und die Erlaubniß, seine Zöglinge in eine militarische Uniform zu kleiden, welche blau mit gelb ist. Er that dieses, um jedes Ansehen von Pedanterey

zu vermeiden, und zugleich dem Institut einiges Ansehen zu geben. Auf der andern Seite aber mag er sich wohl damit einigen Schaden gethan haben; ich weiß, daß verschiedene Aeltern ihre Kinder nicht dahin schicken wollten, weil es eine Kriegsschule wäre. *)

Anfangs machte er sich anheischig, nicht mehr als vierundzwanzig Knaben anzunehmen; doch hat er deren jezt zweyunddreißig, hat aber seitdem verschiedene abgewiesen. Er nimmt sie in einem Alter von zwölf bis funfzehn Jahren an, auch wohl jünger, und behält sie drey bis vier Jahre.

Sie bekommen Unterricht in der Geschichte, Erdbeschreibung, Philosophie, Sittenlehre, Religion, in der deutschen, französischen, englischen, italienischen und lateinischen Sprache. Sie können Physik und Mathematik, die reine sowohl als die angewandte, treiben; auch irgend ein Instrument lernen, zu dem einer Lust hat, so wie auch Singen, Reiten, Fechten, Tanzen, Zeichnen. Sie haben Gelegenheit, sich im Reden und Schreiben fast aller der genannten Sprachen zu üben.

*) Herr Pfeffel hat in der Folge seinem Institute den Titel einer Académie élémentaire gegeben. A. d. H.

Die Zahl der Lehrer und Meister beläuft sich in allem, wenn ich nicht irre, auf sechzehn. Drey davon, die Herren Pfeffel und Lerse ungerechnet, wohnen im Hause, und müssen zugleich die Stelle von Aufsehern oder Hofmeistern vertreten.

Die Stadt und Garnison helfen dem Institute gar sehr. So geben z. B. verschiedene Schullehrer vom Gymnasium und andere Lehrer in der Stadt, täglich eine Stunde Unterricht. Von der Garnison kommt der Reit- und Fechtmeister, und ein Corporal, der das Exerciren lehrt; eine Uebung, die vielen jungen Leuten mehr Vortheil verschafft hat, als das Tanzen.

Die Lehrer, die im Hause wohnen, müssen sich dem Institute ganz widmen. Die eigentlichen Aufseher und Direktoren aber sind Pfeffel und Lerse, der nun einen eigentlichen Antheil am Institute hat.

Nie hab ich Pedanterey bemerkt, diejenige ausgenommen, welche aus einer pünktlichen Beobachtung der Ordnung entsteht, die überall unter einer beträchtlichen Anzahl von Menschen nothwendig ist. Die jungen Leute sind frey und haben mehrentheils ein offenes ungezwungenes Betragen. Man trägt für diesen Punkt vorzügliche Sorge, und die jungen Leute werden öfters in Gesellschaften, auf Bälle u. s. w. geführt; auch giebt das Institut selbst von Zeit zu Zeit Bälle,

[illegible] ladet Gesellschaft aus der Stadt dazu ein. Sie haben auch ein eigenes Theater, auf dem sie von Zeit zu Zeit spielen, und wo ich lezthin Engels Edelknaben aufführen sah. Im Sommer machen sie, um ihre Vergnügungen abzuwechseln, eine oder ein paar kleine Reisen in die umliegenden Gegenden.

Alle Quartale wird von jedem Jünglinge eine Tafel gedruckt, worinne von seiner Aufführung, von seinem Fortgange in den Studien und Leibesübungen, von seiner Reinlichkeit, seinem Charakter u. s. w. Rechenschaft gegeben wird. Dieses Blatt wird regelmäßig den Aeltern oder Verwandten geschickt. In dem Speisezimmer wird eine Haupttafel von allen Zöglingen zusammen aufgehangen, die Jedermann, der dahin kommt, lesen kann. Sich da gelobt oder getadelt zu finden, ist für die Zöglinge, wie man leicht denken kann, keine Kleinigkeit.

Jeder Knabe bekommt zu Anfange des Monats vierundzwanzig blecherne Zeichen, (jetons) von denen man ihm eins oder mehrere für Vergehungen und Nachläßigkeiten abfodert. Wer am Ende des Monats eine gewisse Anzahl dieser Jetons ausgegeben hat, bekommt eine mauvaise note, welche am Ende des Quartals in seiner Tafel, unter der Rubrik Aufführung gedruckt

wird. Für ganz leichte Vergehungen sind bloß Geldstrafen.

Jeder Zögling hat monatlich sechs französische Pfunde, oder einen Laubthaler Taschengeld, womit er seine Vergnügungen, kleine Ausgaben und Geldstrafen bestreitet.

Für ausgezeichnete Belohnungen hat man verschiedene Orden erfunden, deren Vortheile, Nutzen oder Schaden ich andern zu beurtheilen überlasse. Der Fleiß wird mit der Croix d'application, und gute Aufführung mit der Croix de conduite belohnt. Wer beide erhält, bekommt das sogenannte große Kreuz.

Alle diese Orden werden mit großen Feyerlichkeiten gegeben und auf dem Kleide getragen. Ein grobes Vergehen kann einen des Ordens wieder verlustig machen.

Gewisse Dinge, als Geschichte, Erdbeschreibung, Französisch u. s. w. muß jeder Zögling hier lernen; andere hängen von seiner oder seiner Aeltern Willkühr ab, und werden besonders bezahlt.

Zwey und zwey wohnen in einem Zimmer; aber jeder hat sein eigenes Bette. Die Aufseher besuchen öfters die Zimmer, untersuchen die Sachen der jungen Leute, und bestrafen die Unordnungen und Nachläßigkeiten, die sie etwa finden.

Wenn Fremde das Institut besuchen, so stellt man ihnen vorzüglich diejenigen Zöglinge vor, die sich am besten durch Fleiß oder Aufführung auszeichnen.

Ich hab Ihnen, lieber Freund, dieses Institut so beschrieben, wie ich es gesehen, ohne etwas zu seinem Lobe oder Tadel zu sagen. Um zu urtheilen, muß man so eine Anstalt sehr lange sehen, und durchaus, besonders in ihren Folgen, kennen; und selbst dann ist es noch leicht ein schiefes Urtheil zu fällen. So viel darf ich vielleicht überhaupt sagen, daß die Erziehung, die darin gegeben wird, solchen jungen Leuten am angemessensten ist, die bestimmt sind, entweder Offiziere zu werden, oder von ihren Renten zu leben.

Sulzbach den 2. Aug. 1776.

Heute hatten wir hier ein Piknik in einem Walde, eine kleine Stunde von hier. Die grosse Hitze verderbte einen Theil des Vergnügens. Ueberdies hatten die Mannspersonen den weiten Weg zu Fuß machen müssen, (denn bey solchen Gelegenheiten sind die Wagen nur für die Frauenzimmer) und das in der Mittagsstunde. Der Ort war vortreflich gewählt, an dem Fuß eines angenehmen Hügels, auf dessen Spitze ein altes

verstörtes Schloß steht. Es kann nicht leicht ein Land so voll alter Schlösser seyn, wie das Elsas; überall hab ich auf den Bergen welche angetroffen, und um Sulzbach herum hab ich in einem Umfange von einigen Stunden wenigstens acht bemerkt.

Ich habe nun nach und nach fast alle Berge um Sulzbach herum, die nicht gar zu hoch sind, erstiegen; mit wie vielem Vergnügen können Sie sich vorstellen. Es giebt einige, auf denen man weit in Lothringen hinein, und Basel und Strasburg (einige sagen sogar Manheim) sehen kann; man sagts, und ich will Niemand Lügen strafen, wenn ich auch nie von alle dem etwas sehen sollte. Es ist wahr, ich sehe nicht so weit in die Ferne als Andere, und ich erblicke öfters in der Ferne nichts als Dunkelheit, wo Andere wunder was zu sehen vorgeben. Dadurch hab ich aber auch das Vergnügen, daß ich in dem entfernten Dunkel manches sehr schön sehe, wo ein anderer nichts als gewöhnliche Klarheit sieht.

Es ist mit der Entfernung, sagt Jemand, wie mit der Zukunft; wenns schön bleiben soll, muß es entfernt und dunkel bleiben; bringt man es vor das Auge in Deutlichkeit und Klarheit, so bekommt man richtige deutliche Begriffe von jedem einzelen Theile, aber das fantastische, erha-

die Ganze verschwindet wie ein Morgennebel. Wie oft schon bin ich hintergangen worden, wenn ich in der Ferne ein heiliges Dunkel gewahr ward, wenn ich sahe, wie an der Lehne eines grasreichen Hügels alte ehrwürdige Nußbäume Dunkel um sich her verbreiteten, wie ihre weiten dickgewölbten Aeste eine schauerliche Finsterniß machten, wie unter ihnen niedere Haselstauden, durch die amphitheatralische Ausbiegung des Hügels, Grotten formirten, in denen meine Einbildungskraft mir Gottheiten und Schutzgötter schuf! Wie oft hab ich nach so einem heimlichen Plätzchen sehnsuchtsvoll meine Arme ausgestreckt, wie ein Kind nach dem Mond! wie hat mein Herz der Gegend entgegengeschlagen, wo ich es in Entzücken zu nähren dachte!

Wenn ich so manchmal Abends im Mondscheine ging, wenn ich so sahe, wie hier und da ein seltener gebrochener Strahl durch die Dunkelheit sich drängte, da fiel mir L** ein, mit dem Gedanken an ihre Verstorbenen; da dacht' auch ich mit gebrochenem Herzen an die meinigen, rufte alle die in mein Gedächtniß zurück, die ich je gekannt, und die jezt dort sind, von wo man nicht wieder zurückkehrt. Wie mir da selbst die interessant werden, um die ich mich weniger, da sie noch lebten, bekümmert habe! wie sich besonders die an mein Herz drängen, mit denen ich als Kind

gespielt, und die in dem schönsten Lenz ihres Lebens das Ende ihrer Tage fanden! Aber mehr als alles geht mir dann ans Herz das Andenken

— — — — — — — —

— — — — — — — —

ein Gefühl, dessen Wesen und Natur ich erst hernach habe einsehen lernen. Ich verbarg es, weil ich es selbst noch nicht kannte, vor mir und aller Welt, es hat sich in mir erhalten dieses Gefühl nach vielen langen Jahren, und noch gießt es manchmal in einsamen Stunden der Nacht süßes, wehmüthiges Trauren in mein Herz. Liebster! was vermögen die ersten Eindrücke auf ein jugendliches noch unverderbtes Herz! wie erhalten sie sich noch viele Jahre hindurch, wenn spätere Eindrücke nebenher verlöschen!

Oft denk' ich mir dann in diesen Gebüschen meine Hütte, wo ich einsam und ruhig lebte; eine liebe Seele, die dann diese melancholische Wonne mit mir theilte, und einige friedfertige häusliche Thiere wären meine Gesellschaft, und hinter der Hütte, wo das Dunkel am dicksten ist, wäre mein Grab: mit traurigen Cypressen wäre es umgeben, und oft säß ich in ihrem heiligen Finster vertieft in dem Gedanken an modernde Gebeine, in dem Gedanken an mein Grab.

Ach, Lieber! wie wirds seyn, wenn auch dieser Körper in einer der schauernden Höhlen

ruhn, so enge, so finster! wenn dies meiner Seele Haus ruhen wird, und meine Gebeine versammlet zu der Asche meiner Vorfahren, in Verwesung und Staub übergehen werden? Wird mich dann auch noch ein Freund überleben, der mein Grab mit Rosen baut und eine Zähre auf meine Verwesung weint? Liebster, wenn Sie mich einst überleben, so weiß ich, daß ein Freund noch nach mir weint, der dieses Herz kannte, und dieses Herz betrauert! Aber wenn und wo werd' ich einst zu dieser Ruhe eingehen? O des Gedanken, der Welten enthält, und den unser angestrengtester Verstand nicht absehen kann! Werd' ich einst in meinem Vaterland bey meinen Lieben ruhn, oder wird ausländische Erde diese Gebeine decken? Wo es auch sey, geht nur dieses Herz mit der seligen Beruhigung schlafen, daß ich das Wohl meiner Nebenmenschen nicht vorsezlich untergrub, daß ich sie liebte und ihnen wohlwollte, so gut ich konnte, und daß ich meinen Freund liebte bis an mein Ende, dann ist mir jeder Winkel der Erde zu meinem Grabe willkommen.

Sehen Sie, guter S**, so beschäftige ich mich oft, so finde ich oft im Trauern süße Wonne und Seligkeit. Und dies Gefühl hab ich der Natur zu danken, die durch ihre Erscheinungen, durch ihre Zaubergesichte aus dem Innern meines Herzens es hervorlockte. Dank dir, Gott,

daß du mir ein Gefühl gabst für die Natur, für alles, was du um mich schufst! Aber dann, wenn ich so etwas in der Entfernung sehe, hüt' ich mich sorgfältig, ihm zu nahen, hüte mich in dem, wo ich so viel Herrliches von weitem erblickte, simple Bäume zu finden, die aus einander stehen und Licht einlassen, und nur durch ihre Menge, und weil viele hinter einander stehen, die schöne Finsterniß von weitem mir zeigen.

Lieber, ich mache alle Arten von Thorheiten mit, und bisweilen ists, als wenn mir wohl dabey wäre. Heute früh bin ich auf einem hohen Berge gewesen. Wir ritten auf Eseln hinauf. Drey alte Schlösser hab ich da in einem kleinen Bezirke besucht, bin auf den Trümmern herumgewandert, habe vielleicht auf eine Asche getreten, vor der ganze Gegenden sonst zitterten. Ich weiß nicht wie mir ist, wenn ich so alle die Zerstörung vor mir sehe, wie keine Mauer, kein einziges Plätzchen unbeschädigt dasteht, und das alles erbaute man ehmals mit so viel Mühe, führte alle die hohen Thürme auf, daß sie jezt kaum Nachtvögel beherbergen. Aber das ist ja das Loos der Menschheit; stehen wir nicht auch so gerade und schön da, und nach dreißig oder vierzig Jahren, vielleicht eher — und, Lieber, — dann sind auch unsere Trümmern nicht einmal übrig; eine spätere Welt geht auf unsern Gebeinen, ge-

nahe als ob das ein Boden wäre, wie ich etwa hier in meinem Zimmer herumgehe.

Den 5. Aug. 1776.

Was mir meinen Aufenthalt in der Nähe von Colmar überaus schäzbar gemacht hat, ist die öftere Gelegenheit, die ich gehabt habe, Herrn Lerse und Pfeffel zu sehen. Ich werde mich immer der Stunden mit Vergnügen erinnern, die ich um sie oder mit ihnen zugebracht habe. Ich hatte öfters von Lerse gehört, ehe ich ihn sahe. Er ist einer von Göthens Jugendfreunden, und sie lebten mit einander zu Strasburg in der Innigkeit, die in einem gewissen Alter unserm Herzen so wohl thut, und die — ach! vielleicht nur für dieses Alter gemacht ist! Göthe hatte den sonderbaren Einfall, seinen Freund mit Vor- und Zunamen in seinen Göz von Berlichingen zu bringen. Lerse bekam in der Folge eine Pfarre im Zweybrückischen, seinem Vaterlande; er gab sie aber bald wieder auf, und übernahm die Erziehung der Söhne des Herrn Pfeffel zu Versailles. Hier lebte er mehrentheils kränklich, bis er nach Colmar kam und Antheil an dem Erziehungsinstitute nahm. Seine Unpäßlichkeiten haben in seinem Gesichte einen Zug zurückgelassen, der etwas Leidendes hat, mit vieler Milde vermischt

Ueberhaupt scheinen Milde und Güte Hauptzüge seines Charakters zu seyn. Ich habe ihn oft beobachtet, wenn ihn seine jungen Leute umgaben, wie er ihnen Liebe und Vertrauen einflößte, und Heiterkeit und Freude unter ihnen verbreitete. Es scheint, daß den Knaben besonders wohl ist, wenn sie um ihn seyn können.

An Herrn Pfeffel bewundere ich, mehr als alles, jene ausserordentliche fast unausgesezte Heiterkeit, die man öfters an blinden Personen bemerkt hat. Er weiß aus allem Genuß zu ziehen, und da er Freude fühlt, verbreitet er Freude um sich her. Er hat in einem hohen Grade jene Fähigkeit der Blinden, allerhand Dinge durchs Anfühlen zu beurtheilen, und ich habe ihn manchmal über Form, Vollendung, Feinheit, oder Rohigkeit u. s. w. einer Sache auf eine Art sprechen hören, die mich in Erstaunen gesezt hat. Er erkennt Personen, die er einmal gesehn hat, sogleich an ihrer Stimme wieder, auch nach einer langen Abwesenheit. Zu seiner Belustigung macht er manchmal ein kleines Gedicht: ich habe deren verschiedene gesehen, die überaus artig sind; und seine Fabel hat ein gewisses eigenes Gepräge.

Rheinfelden, den 10. Sept. 1776.

Diese Stadt ist, wie Sie wissen, eine der vier sogenannten Waldstädte; man nennt sie

Waldstädte, weil sie alle vier am Schwarzwalde liegen. Verschiedene Spuren zeigen, daß diese Stadt sonst mehr gewesen seyn muß, als sie jezt ist. Sie hat verschiedene artige Häuser, die zum Theil adelichen Familien gehören, welche entweder beständig hier wohnen, oder nur von Zeit zu Zeit von ihren Landsitzen hieher kommen. Doch nimmt dieses ab, und diese Häuser werden entweder verkauft, oder nicht mehr besucht. Es ist unter andern eine Gasse in dieser Stadt, welche lang, breit und ziemlich ansehnlich ist; allein man sieht überall, daß es den Einwohnern an Geld und Wohlstand fehlet. Von Fabriken und Industrie weiß man nichts, und es ist hier kein anderer Handel, als Krämerey mit Basel.

Mir thut es weh, wenn ich in so einer Stadt eine schöne Kirche sehe, welches in katholischen Orten häufig der Fall ist. Die hiesige Kirche fällt sehr gut in die Augen, ob sie sich schon von Seiten der Architektur weiter nicht empfiehlt. Sie hat einige Chorherren, an deren Spitze ein Prälat steht, den man Probst heißt, und der über dreytausend Gulden Einkünfte haben soll. Neben diesen giebt es einen Pfarrer, einen Kaplan und ein Kapuzinerkloster. Welche Menge unverheuratheter Männer, die allein dem geistlichen Stand gehören, in einer Stadt, die weder groß noch bevölkert ist!

Die Stadt liegt in einer schönen Gegend am Rheine, und hat eine bedeckte Brücke, die ansehnlich und malerisch ist. Mitten im Rheine liegt eine Insel, oder vielmehr ein ungeheurer Fels, auf welchem sonst Stein stand, ein kleines Fort, welches die Franzosen zerstört haben, und dessen Mauern und Bruchstücke sich nun mit Epheu und Sträuchern mischen. Die Brücke über den Rhein geht von der Stadt auf diese Insel und von da auf das gegenseitige Ufer.

Unsere vornehmste Belustigung ist hier die Jagd, die einen Ueberfluß an Rehen und Hasen hat. Es ist eine angenehme Ueberraschung, wenn man bisweilen aus dem dicken Walde auf einmal in einen offenen grünen Plaz kommt, und vor sich den Rhein und ringsumher Berge, Hügel und Dörfer sieht. Vor einigen Tagen war ich auf einem Berge, an dessen Fuße ich tief unten am Rheine die kleine Stadt Sekingen sahe, wie sie mit ihrer Stiftskirche artig in die Augen fällt. Auf der deutschen Seite erheben sich die ungeheuren Berge des Schwarzwaldes, immer einer höher hinter dem andern und immer weiter und weiter hinaus, bis endlich alles in einander fließt und in der blauen Ferne sich verliert. Mir im Rücken lagen denn die Schweizergebirge, in die man hier weit in den Canton Bern hineinsehen kann.

Lieber Freund, woher mag es wohl kommen, daß ein großer Fluß so viel Anziehendes für uns hat? und sollte wohl bey allen Menschen dies Gefühl seyn? Entstünde dieser Eindruck blos aus der Größe, so müßten alle hohe Berge eben das Gefühl in uns hervorbringen. Und doch ist dies nicht. Zwar bleib' ich auch stehen, wenn ich die ungeheure Masse eines Berges so ganz todt, ganz gefühllos in seiner Last vor mir liegen sehe; fühle etwas anders, als wenn ich durch die Gassen einer Stadt gehe: aber was ist das gegen einen Fluß, der sich durch Berge und Thäler dahin wälzt? Unzähligemal hab ich den Rhein gesehen, und noch immer schlägt mir das Herz bey seinem Anblicke. Dank sey es dem Himmel, daß dies Anschauen noch nicht alltäglich geworden, daß ich noch nicht daran gewöhnt bin, wie man sich nun so an viele andere Dinge gewöhnt, die man oft sieht. Ich gehe in Basel bisweilen Abends beym Mondscheine auf die Brücke, setze mich in einen Bogen ganz allein und bekümmre mich wenig um alle die Menschen, die auf der Brücke spatzieren gehen. Da seh ich mit immer neuem Entzücken, wie der Mond sich im Rhein spiegelt, sehe sein grünes Wallen, wie er dahin geht ins Unabsehbare, und sich weit von mir in den Wolken verliert.

O du Bild des Lebens, der Größe, der Wandelbarkeit und der Wetterschnelle, mit der alles vor unsern Augen vorbeyflieht! Ein Fluß hat Leben in der Natur, indeß alle andere Gegenstände um ihn her todt scheinen. Da seh ich die ungeheure Masse, wie sie sich in ihrer erhabenen Größe herabwälzt, meinem Auge sich nähert; ich will sie umfassen mit allverschlingendem Auge, aber mein Blick glitschert auf der Welle, unfähig, sich daran zu klammern; die Welle schwindet hinab und kehrt nie zurück. Eine neue Welle folgt an ihrer Stelle, so ähnlich, so gleich der vorigen — und auch sie schwindet dahin und verliert sich in dem unabsehbaren, in dem alles verschlingenden Grabe des Oceans. Und er wird nicht größer und es zeigt sich keine Veränderung und alles geht seinen Gang nach wie vor.

O, Lieber! diese Welle ist unser Leben! Da be[illegible]t sichs, da braußt es, da walzt es hinab, alles zum gemeinschaftlichen Ziele. Wie sie einander folgen, wie sie alle dahin eilen mit Wetterschnelle, stolz ihren Plaz einnehmen — ein Augenblick mehr — und eine neue Welt treibt sie aus ihrer Stelle, und der vorigen wird nicht mehr gedacht! — Und der Mensch steht da, und sieht es an und nennt es einen Fluß! —

Den 11. Sept.

Es ist doch eine große Lust ums Jagen! Sie lachen vielleicht, lieber Freund, und ich will Ihnen das wohl vergeben, weil ich bey einem andern auch lachen würde. Aber wenn man einmal angebracht wird, wenn man alle die Rehe, Hasen, Füchse ꝛc. um sich her sieht, wenn man selbst erlegt, dann kommt allmälig das Vergnügen daran, und ich begreife gar wohl, wie bey manchem die Jagd zur Leidenschaft werden kann.

Indessen würde ich mir doch nie erlauben, ein beständiges Vergnügen daraus zu machen. Das Morden, die Wildheit und Ausgelassenheit, die natürlich zumal in großer Gesellschaft damit verknüpft ist, hat Einfluß auf den Charakter, macht das weiche, wehmüthige Gefühl härter, und schwächt das Gefühl der Menschheit. Wenn ein gejagtes Thier so im vollen Lauf zu Boden stürzt, und dann in seinem Blute schwimmt, oder der Schweißhund ein angeschossenes Thier verfolgt, oder das geängstete Reh in vollem Lauf in den Rhein springt, um in einem andern Element sich zu retten; da steigt mir mitten im Vergnügen der Gedanke auf, daß es grausam ist, und daß die Jagd unter die wildesten Freuden gehört. Aber bitter will ich nie über diejenigen spotten, die in der Jagd eine ihrer größten Vergnügungen fin-

den. Dichter und Moralisten predigen und spotten über manchen Fehler, über manches Laster, weil sie seinen Reiz nie fühlten, weil sie nie Gelegenheit hatten einzusehen, wie man Geschmack und Freude daran finden könne.

So geht's mit vielen Fehlern, und ich fange an alle Tage toleranter zu werden und die Menschheit zu entschuldigen, ohne mir deswegen selbst etwas nachzusehen, oder im geringsten meine Grundsätze über die Fehler der Menschheit auf Linde herabzusetzen, sobald ich selbst im Falle seyn sollte. Dies ist keine Prahlerey, Liebster; aber ich habe seit einem halben Jahre so viele Menschen, ich möchte fast sagen unzählige, kennen gelernt, Gute und Böse, habe Gelegenheit gehabt, den Grundsätzen, Leidenschaften und Bewegungsgründen mancher bis auf den Grund nachzuspüren, habe an den Bösen oft so viel gute Seiten, an den Guten oft so viel zweydeutige Bewegungsgründe ihrer Handlungen bemerkt, daß ich die Bösen bedauert und von meiner Strenge gegen sie nachgelassen habe, wenn ich den Gang ihrer Seele, ihre mannichfaltigen Schicksale und die allmäligen Abwechselungen und Fälle ihres Charakters gesehn habe.

Den 13. Sept.

Da hätt' ich wieder einmal eine halbe Stunde frey; möchte Ihnen gern schreiben, und wüßte nichts, wenn mir da nicht Augst eingefallen wäre, welches zwischen Basel und Rheinfelden im Wege liegt. Zwey Dörfer führen jezt diesen Namen; Kaiser-Augst, welches ganz nahe am Rheine auf österreichischem Boden liegt, und Basler-Augst, ein wenig höher, welches dem Cantone gehört. Beide sind ein Theil des alten Augusta Rauracorum. Ich kann nie den Weg ohne Rührung fahren, wenn ich mir da die alte Stadt vorstelle, die drey Stunden im Umfange gehabt haben soll, wo jezt der Landmann ruhig seine Wiese abmäht oder sein Feld umpflügt. Eine Stunde von Basel, sagt man, habe sich die Stadt angefangen, und wäre bis nahe an den Rhein bey Rheinfelden gegangen. Auch finden die Bauern beym Umpflügen öfters noch römische Münzen: ich habe nur noch vor kurzem einige gesehen, die ein Bauer hieher brachte. Nahe an dem Dorfe Basel-Augst sind noch Trümmern von einigen alten Gebäuden und verschiedene Alterthümer zu sehen, von denen ein andermal.

Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch ein lustiges Stückchen erzählen, das die Basler 1528 gemacht haben. Basel soll im vierten

Jahrhundert nach der Zerstörung der Stadt Augusta Rauracorum entstanden seyn. Nun fiel es 1528 dem Bürgermeister und Rath ein, gegen den Erbauer der Augusta Rauracorum dankbar zu seyn; kurz, man ließ dem Munatius Plancus eine Statue setzen, welche noch wohlbehalten und schön angemalt zu Basel zu sehen ist.

Basel, Mittwochs den 20. Sept.

Schon lange hab ich Ihnen einmal die hiesigen Münzen und die Art zu rechnen bekannt machen wollen. Die kleinste Münze sind hier die Rappen. Zehn Rappen machen einen Batzen, zwölf Batzen ein Basler Pfund, funfzehn Batzen einen Basler Gulden. An ganzen Stücken hat man halbe Batzen, ganze Batzen, Drey-Batzenstücke, Fünf- Zehn- Funfzehn- Dreißig-Batzenstücke. Dabey gilt alle Art französischer Münze bis auf die Sechs-Sousstücke herunter. Die französische Art zu rechnen ist eben so gebräuchlich, als die hiesige. Ich rechne am liebsten nach der französischen, weil sie mir unter allen die bequemste scheint. Drey Sous machen einen Batzen, wenigstens will der Unterschied in kleinen Summen nichts sagen. Unbequem ists, daß sich keine einzige der hiesigen Münzen auf die sächsischen reduciren läßt. Die alten Louisd'or (fünf Thaler)

haben hier keinen Cours, eben so wenig die Dukaten; die neuen oder Schildlouisd'or haben wieder in Leipzig keinen Cours, weil man sie da nicht für sechs Thaler acht Groschen nehmen will. Indessen läßt sich die sächsische Münze noch am bequemsten auf französische reduciren. Zwanzig Sous machen einen Livre, sechs Livres einen Laubthaler, und vier Laubthaler, oder ein Schildlouisd'or, machen zu Basel zehn Guldeu vierzig Kreuzer, oder zehn Batzen.

Morgen früh verreise ich, sehe in Baden die sämtlichen Cantone nebst allen zugewandten Orten beysammen, höre den eidgenossischen Gruß, gehe darauf nach Zürich, dann nach Einsiedlen im Canton Schweiz, und mache dort mit allen den lothringischen, elsaßischen, bischöflich-baselschen, schweizerischen und schwäbischen Sündern, die entweder für sich selbst oder für andere (um Geld) ihre Rosenkränze abwinden und ihre Geschenke tragen, der heiligen Jungfrau meine Aufwartung. Zu allen diesen nun, lieber Freund, Gesundheit und gut Wetter auf den Weg, und guten Wind auf den See.

Baden den 21. Sept. 1776.

Die gewöhnliche Straße von Basel nach Baden und Zürich geht über Rheinfelden, durch das

Frickthal an den Bötzberg, an dessen Fuße die kaiserlichen Lande von dieser Seite aufhören. Man kommt nun in den Canton Bern, und das erste, das einem da in die Augen fällt, ist ein hoher Berg, über den eine steile und höchstelende Straße führt. Der Canton hat eine neue abstechen lassen, die freylich erst in etlichen Jahren fertig werden, aber dem Canton sehr viel Ehre machen wird. Diese neue Straße bekommt eine von der alten ganz verschiedene Richtung, und geht bey weitem nicht so hoch den Berg hinan. Als wir auf der höchsten Höhe der alten Straße waren, fühlte ich eine scharfe rauhe Luft, und endlich fing es gar an zu schneyen.

Auf beiden Seiten des Berges wohnen Leute, die Pferde halten, um sie den Reisenden als Vorspannen zu leihen. Man sagt mir, daß Güterwagen manchmal zwölf Pferde, außer den ihrigen, vorspannen müssen. Dieses hält die Reisenden sehr auf, um so mehr, da man in der Schweiz nichts von Postpferden weiß. Man nimmt gewöhnlich für die ganze Reise, die man zu machen denkt, einen Lohnkutscher, den man täglich sechs französische Livres, oder einen sogenannten Laubthaler für jedes Pferd bezahlt. Dafür unterhält er sich und seine Pferde; aber man muß ihm auch die Tage, an denen man stille

liegt,* so wohl als seine Rückreise im Falle man nicht selbst mit ihm zurückkommt, bezahlen.

Man sagt, die Schweizer wollten die Extrapost in ihrem Lande nicht einführen, damit der Reisende desto länger aufgehalten werde, und desto mehr Geld im Lande lassen müsse. Ich weiß nicht, wie weit das wahr seyn mag; fast sollte man es glauben, wenn man sieht, wie theuer alles in den Wirthshäusern ist. Wer mit seinem eigenen Wagen und Bedienten reist, der muß oft an kleinen Orten, wo keine Table d'Hôte ist, bis auf einen Laubthaler, par tête, für eine Mahlzeit bezahlen. Demungeachtet aber glaube ich, daß sich für den Mangel der Postpferde eine andere Ursache angeben läßt. Die verschiedenen Cantone müßten zu so einer Einrichtung zusammentreten, und bey allen solchen Gelegenheiten können sie gewöhnlich nicht einig werden. In den sogenannten kleinen Cantonen können Postpferde nie Statt finden, weil man an den wenigsten Orten fahren kann.

Von der Höhe des Bötzbergs hat man eine schöne Aussicht auf die herumliegenden Berge, und in der Tiefe sieht man die Aar, Schinznach, das alte Schloß Habsburg u. s. w. Am Fuße des Berges liegt das Städtchen Bruk, oder Brugg, an der Aar, die hier so enge zwischen Felsen ge-

drängt ist, daß eine Brücke mit einem einzigen Bogen darüber führt.

Von Brugg führt der Weg über das Kloster Königsfelden, von dem ich Ihnen vor vier Monaten schrieb, nach Windisch, welches das alte Vindonissa ist, eine der größern römischen Pflanzstädte. Hier geht eine fliegende Brücke über die Reuß. Auf diesem Flecke soll Kaiser Albert den ersten Stich bekommen haben, sobald er über den Fluß gesezt war. Einige hundert Schritte von hier sieht man, wie die Reuß in die Aar fällt, und ein wenig weiter hinaus sieht man die Limmat, welche auch da in die Aar fällt. Diese drey Flüsse, die alle für sich ziemlich ansehnlich sind, fallen nicht weit von hier in den Rhein, und man sagt, daß man sie da kaum gewahr werde. Von da geht man beständig an der Limmat fort, deren Ufer hier und da überaus malerisch ist.

Sonntags den 22. Sept.

Die Werke des heutigen Tages wären ganz kurz so zusammen zu fassen: Wir sind aufgestanden, haben Visiten gegeben, mit den Zürcher und Basler Gesandten gespeist, wieder Visiten gegeben, etwas Langeweile mit unter gehabt, spatzieren gegangen u. s. w. Aber so macht's keiner, der gern schreibt; über alles das muß geschwazt

werden, und so werd' ich mich nach und nach zum Schlaf einwiegen.

Diesen Morgen war noch kein Stand hier als Zug und Bern. Da wir in der Gasse wohnen, wo beinahe alle Gesandte ihre Zimmer haben, so hatten wir das Vergnügen, die mehresten früh ankommen zu sehen. Mir machte dies nun viel Vergnügen, weil ich das Altgothische, wovon noch immer in solchen Aufzügen etwas herrscht, gern sehe. Da kommen sie Schritt vor Schritt daher gefahren, mit etlichen Vorreitern, die nebst den Kutschern alle die Farbe ihres Cantons tragen. Wir haben oft gelacht, wenn man uns sonst erzählte, wie die Nürnberger Rathsbedienten auf einer Seite diese und auf der andern eine andere Farbe trügen. Dies wäre nun hier der Fall bey allen Cantonen. Basel steht auf der einen Seite schwarz, auf der andern weiß aus; Bern auf der rechten Seite roth, auf der linken schwarz. Blau und grün, schwarz und blau, kurz den drolligsten Kontrast der Farben finden Sie da. Bey den mehresten gehn die Farben die Länge herunter, bey einigen aber auch die Queer. Dies zeigt sich am besten auf den weiten und langen Mänteln, die diese Standsbediente tragen. So trägt z. B. Zürich blau und weiß, in einer schiefen Linie über den Leib.

Manche Cantonen, als Zürich und Lucern, kommen noch in Litieren: dies sind große Sänften, welche den Leipzigern gleichen, nur daß sie bunt gemalt sind, und anstatt der Sänftenträger von zwey Pferden getragen werden. Diese Pferde sind mit Schellen und einer Decke nach der Standesfarbe, auf dem Rücken, aufgeputzt. Uri, Unterwalden und noch etliche andere der sogenannten kleinen oder demokratischen Cantonen, kommen zu Pferde, weil man in ihren Ländern nicht fahren kann. — Schon Cicero kannte den sensum antiquitatis, der uns allen in unsere Seele gegraben ist; was Wunder also, wenn bey diesen Aufzügen, die so viel Altes, Gothisches noch haben, mir das Herz schlug, wenn ich bey alten Gebräuchen, auch alte Redlichkeit zu sehen glaubte!

Nachmittags kam der französische Gesandte, welcher mehr Lärm, mehr Aufzug machte, als alle Cantone zusammen. Die Stadt empfing ihn mit funfzig bürgerlichen Soldaten, welche schwarze Röcke und Beinkleider, weiße Westen und Strümpfe trugen. Das Gelächter war allgemein. Sie trugen Musketen, welche so lang sind als ein Mann. In der linken tragen sie eine Gabel, welche in die Erde gesteckt wird; die Muskete wird darauf gelegt und mit einer Lunte angezündet. Es that mir leid, daß die guten

Leute mit ihrem guten Willen und alten Sitten ausgelacht wurden.

Baden ist ein schlechter Ort, die Lage angenehm, aber etwas zu enge in den Bergen. Es liegt dicht an der Limmat an einem Berge, auf welchem ehedem ein Schloß mit einer kleinen Festung stand. Beides ward 1712 im bürgerlichen Kriege zerstört, als Zürich und Bern es eroberten. Das ehrwürdige Ansehen der alten Mauern und eines Thurmes, der sich ganz oben auf dem Berge noch ziemlich erhalten hat, bewogen mich Gesellschaft zu suchen. Ich fand drey deutsche Edelleute aus Mainz und Würzburg, liebenswürdige Männer, die eben eine Reise durch die Schweiz gemacht hatten, und mit diesen ging ich hinauf, weil sie, wie ich, sich viel versprachen. Wir wurden belohnt. Der Thurm hatte eine steinerne Treppe, die noch fest genug war, um hinauf zu steigen. Wir fanden rechts und links ein Thal, in welchem der Berg, auf dem wir waren, die Scheidewand machte. Ich konnte bis Zürich, geleitet an den Ufern der Limmat, sehen. Ganz nahe bey der Stadt liegt ein Weinberg, größer und malerischer, als ich je einen noch sah: was ihn recht dichterisch schön macht, sind auf sechzehn kleine Häuschen, die alle einzeln auf dem Berge zerstreut liegen. Nahe an der Stadt liegt auf beiden Seiten der Limmat das Bad.

Montags den 23. Sept.

Gestern war ich im Bade. Es liegt eine kleine Viertelstunde vor der Stadt, auf beiden Seiten der Limmat, und ist ungefähr so groß als die Stadt selbst, weil sich eine Menge Leute hier angebaut haben, die zum Theil von den Badegästen leben. Es ist ein heißes Wasser, und, welches äußerst sonderbar ist, quillt an beiden Seiten der Limmat, dicht am Ufer des Flusses. Es wird nur zum Baden gebraucht, nicht zum Trinken. Seine Wirkungen sind mannichfaltig und bekannt und berühmt. Unter andern hat es vorzüglich den Ruf, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen: eine Kraft, die wohl die mehresten Bäder dieser Art haben, wenn man die Freyheit bedenkt, mit der man in vielen Bädern lebt. Daß Baden diesen Ruf schon seit vielen Jahrhunderten hat, wundert mich gar nicht, seitdem ich verschiedene alte Beschreibungen davon gelesen habe. So besinne ich mich z. E. auf eine, die im funfzehnten Jahrhundert ein Italiener davon gab, und die sehr erbaulich ist. Wenn der Mann wahr redet, so war dieser Ort eine Wohnung der Freuden und Liebesgötter, dergleichen man in einer so nördlich gelegenen Gegend von Europa kaum vermuthen sollte; und unter den Schweizerinnen dieser Zeit herrschte eine Eleganz, die mehr auf das Clima von Neapel paßt.

Wenn gegenwärtig dieses Bad nicht eins der wichtigsten in Europa ist, so ist es doch gewiß eins der berühmtesten. Schon Tacitus redet davon und in der Folge findet man es durch fast alle Jahrhunderte durch hin und wieder angeführt.

Ich vermuthe, lieber Freund, daß Sie von den Badenwürfeln gehört haben, die man hier herum in so ungeheurer Menge ausgegraben hat, daß Manche sie für ein Spiel der Natur hielten. Allein es ist klar, daß sie von Knochen durch Menschenhände gemacht sind, und daß die Römischen Soldaten, die hier eine Art von Kriegsplaz hatten, damit spielten. Wir lesen so viel von der alea der Römer: vielleicht wurden diese Würfel dazu gebraucht.

Die Schicksale der Grafschaft Baden sind sehr abwechselnd und sonderbar gewesen. Seit 1715 hat sie drey Herren. Der Canton Zürich läßt sie sieben Jahre lang durch einen Landvogt regieren, dann schickt der Canton Bern einen auf eben so viel Jahre, und endlich der Canton Glarus einen auf zwey Jahre.

Dienstags den 24. Sept.

Gestern früh wurde die Tagsatzung eröffnet durch den gewöhnlichen eidgenoßischen Gruß, das heißt, durch eine Rede, die der erste Ab-

geordnete oder Ehrengesandte eines jeden Standes hält. Solcher Reden hab ich denn neunzehn gehört, denn Glarus und Appenzell erscheinen als zwey Stände, wegen des Unterschiedes der Religion; und Unterwalden erscheint gedoppelt, wegen der Eintheilung dieses Cantons in Unterwalden Ober und unter dem Kernwalde, oder, wie sie sagen „Ob dem Wald, und Nüt dem Wald." Die Stadt St. Gallen, und der Bischof von St. Gallen sind auch zwey verschiedene Stände. Endlich Wallis. Biel erschien nicht, weil es mit der Huldigung des Bischofs von Basel beschäftigt war: Sonderbar genug! Genf gehört nicht zur Schweiz, und ist nie als ein eigentlich zugewandter Ort betrachtet worden, so wenig als der Bischof von Basel, obschon beide mit verschiedenen Cantonen in Verbindung stehen. Mühlhausen darf bey allgemeinen Tagsatzungen nicht öffentlich erscheinen, weil es jezt nur mit den protestantischen Orten in Bündniß steht. Es hatte einst Händel (wenn ich nicht irre) mit dem Canton Schweiz, welcher das Recht des Stärkern plaidirte, und da die kleine Republik nicht nachgeben wollte, schickten ihr die katholischen Cantone den Bundsbrief zurück. Gegenwärtig wird sie vermuthlich wieder ins allgemeine Bündniß aufgenommen werden. Ihr Abgesandter ist hier, ohne zu erscheinen.

Die Bündner können nicht in dieses allgemeine Bündniß mit Frankreich treten, wegen ihrer besondern Verträge mit Oestreich und Mailand.

Jeder dieser Abgesandten hat noch einen Nebengesandten zur Seite. Die Rede des Urner-Gesandten fiel mir besonders auf; sie bestand aus lauter Metaphern und Tropen. Man wünschte daß in dem eidgenössischen Gärtlein kein wilder Zweig wachsen möchte und daß die wankenden Wurzeln der Freyheit mit frischer Erde wieder befestigt werden möchten ꝛc. So gings durch die ganze Rede. Aber über das Feuer, mit dem der Mann sprach, bin ich erstaunt, so wie über einiger Andern. Noch scheint auf ihnen der Geist ihrer Vorfahren zu ruhen, noch sprach Wilhelm Tell aus dem Urner. Auch fühlt' ers und gabs andern zu fühlen und war stolz auf die Linde zu Altorf und auf die drey Eidgenossen unter denselben. Er schloß: „So denkt unser Stand, so denken die, deren Vorfahren den Grund zur ganzen helvetischen Freyheit legten, und so denken auch ihre, zwar jezt übel gewählte Gesandtete.“

Der französische Gesandte hat beym Vorort Zürich seine Ankunft melden lassen, ist aber nicht selbst gekommen. Man dringt auf das leztere, weil er noch nicht Ambassadeur, sondern nur

Ministre plénipotentiaire ist; erst bey dieser Tagsatzung soll er sich als wirklicher Gesandter einführen und nur bey einer allgemeinen Tagsatzung kann dies geschehen. Die morgende Sitzung wird sich damit beschäftigen, wie man sich heraus ziehen will. Der Gesandte ist mit seiner ganzen Familie hier.

Im Juli 1776. *)

Herzlich gerne, lieber Freund, will ich Ihnen über das Bündniß mit Frankreich schreiben, was ich davon weiß, da ich sehe, daß Ihre Aufmerksamkeit, durch verschiedene falsche Nachrichten, die Sie in den Zeitungen gelesen, erregt worden ist.

Ich hab Ihnen, glaub ich, schon einmal geschrieben, daß nach dem Tode Ludwigs XV. die katholischen Stände der Schweiz dem neuen Könige antrugen, ihr Bündniß zu erneuern. Frankreich schrieb zurück, daß es wünsche, ein solches Bündniß (zum erstenmale) mit den gesammten katholischen und protestantischen Ständen zugleich zu schließen, und das auf ewig. Ich muß Ih-

*) Ich rücke hier einige Briefe, die dieses Bündniß betreffen, hinter einander ein, damit der Leser die ganze Sache im Zusammenhange übersehe. A. d. H.

ken bey der Gelegenheit sagen, daß ein solches allgemeines Bündniß, mit allen Ständen, nie vorher zwischen Frankreich und der Schweiz existirt hat, obschon diese beiden Länder seit Jahrhunderten in genauer Verbindung mit einander gestanden, und manchen Bund mit einander geschlossen haben. Das Hauptbündniß zwischen Frankreich und der Schweiz ist schon mit Ludwig XIV. abgestorben, und seitdem hat man sich mit dem sogenannten ewigen Frieden von 1615 beruhigt, der aber nichts weniger als ein ewiger Friede ist.

Frankreich schrieb nun in den verbindlichsten Ausdrücken an die Schweiz, sagte, es wollte nicht anders als ein Souverain mit einem Souverain (de Souverain en Souverain) traktiren, und versprach unter andern, der Schweiz im Fall der Noth, mit seiner ganzen Kriegsmacht beyzustehen. Dafür verlangt es, außer den sechs Schweizerregimentern, die es schon hat, und die fast noch einmal so viel Sold bekommen, als die französischen Nationaltruppen, noch sechstausend Mann mehr.

Alles ist in den schönsten Ausdrücken abgefaßt, und die Bedingungen scheinen höchst annehmlich zu seyn! Gleichwohl macht die Schweiz unzählige Schwierigkeiten. Darüber spricht man nun sehr verschieden, und viele sagen: daß,

wenn die Bedingungen weniger annehmlich, die Ausdrücke weniger verbindlich wären, man weniger Schwierigkeiten machen würde. So aber glaubt man, weil alles so vortheilhaft ist, müsse etwas dahinter stecken. Ich sagte dieses einigen Schweizer-Staatskundigen und diese gaben mir eine ganz andere Aufklärung. „Was das Schöne, Freundschaftliche und Verbindliche in den Ausdrücken betrift, sagten sie, so kostet dieses niemanden etwas, denn ein jeder kann sich ausdrücken, wie er will, und Worte sind Worte; was aber die wirklichen Vortheile betrift, so sind sie, bey einer nähern Beleuchtung nicht so groß, als sie scheinen. Jeder Stand, der mit einem stärkern in Verbindung tritt, unternimmt ein gefährliches Werk, denn er läuft allemal Gefahr, in seinem Verbündeten mit der Zeit seinen Herrn zu finden. — Die französische Politik ist bekannt, und obschon die Schweiz der älteste und standhafteste Verbündete dieses Landes ist, so hat doch Frankreich schon öfters gezeigt, daß es sich über gewisse Artikel der Verträge hinwegsetzen und die Schweiz als den Schwächern, der nachgeben muß (und nachgegeben hat) betrachten kann. So war z. E. festgesezt, daß die Schweizertruppen nicht über den Rhein gehen sollten; gleichwohl hat Frankreich sie hinüber geführt, und das Regiment, das sich widersezte, mit Gewalt gezwun-

gen. Eben so sprach Frankreich von seiner Höhe herab, als vor etwa vierzig Jahren ein armseliger Streit zwischen einigen Baslern und Hüningern im Elsas, wegen des Lachsfanges entstanden war. Der Canton mußte bitten und sich unterwerfen, um die Uebereilung eines unvorsichtigen Landvogts wieder gut zu machen. Andere Beyspiele zu geschweigen.

Daß Frankreich der Schweiz mit seiner ganzen Kriegsmacht beystehen will, fällt schön in die Ohren, bedeutet aber nicht das geringste. Wenn irgend einmal eine Macht unser Land wegnehmen wollte, so ist Frankreich viel zu sehr interessirt, als daß es gleichgültig dabey seyn sollte. Es müßte, ohne Verbindung und Versprechen, nothwendig Theil daran nehmen. Sollte es aber seinen Vortheil finden, die Schweiz getheilt zu sehen, so wird niemand so schwach seyn, zu erwarten, daß Frankreich, zu unserm Besten, seine Kriegsmacht in Bewegung setzen würde. Ueberdies haben wir nichts zu befürchten, denn unser Land macht eine Scheidewand, zwischen Oestreich, Sardinien und Frankreich. Eine dieser Mächte allein wird die Schweiz nie angreifen, weil die andern es nicht zulassen würden; sollte man aber die Schweiz jemals unterwerfen, das heißt, theilen wollen, so geschieht es gewiß ohne Schwertschlag, denn jeder Vernünftige

weiß, daß die Schweiz nicht mehr in der Lage ist, aller ihrer Berge und engen Päße ungeachtet, sich selbst zu erhalten. Man mag von unserer Stärke sagen, was man will, es ist ein schöner Traum! und ob wir schon im Stande sind, die größte Armee beym ersten Angriffe abzuhalten, so sind wir doch nie vermögend, einen förmlichen Krieg Jahre lang auszuhalten. Wir haben freylich eine schöne Miliz; wer wird aber, wenn wir sie Jahre lang ins Feld stellen, unsere Felder, Wiesen und Weinberge bauen? Der Krieg von 1712 beweist hier nichts. — Daß uns Frankreich oder Sardinien die Truppen, die es von uns hat, in so einem Falle zurücksenden sollte, davon wird wohl kein Vernünftiger träumen. — Zudem braucht es Geld, heut zu Tage einen Krieg zu führen! und unsere mehresten Stände sind arm, so reich auch die Individuen eben dieser Stände seyn mögen. — Die Stärke der alten Schweizer war eine innere, inländische, eine auf Armuth, Mäßigkeit und auf Mangel an Bedürfnissen gegründete Stärke (die einzige wahre, deren die Schweiz fähig ist;) unsere heutige ist eine ausländische, der Schweiz unnatürliche, auf Fabriken und Handlung gebaute Stärke. Sie hat uns Reichthum, und mit ihm Luxus und alle Laster unserer Nachbarn gebracht. — Man sagt, die sogenannten klei-

nen Cantone seyen in ihren Alpen unüberwindlich! Freylich wohl; aber es wird keinem Menschen einfallen, eine Armee hinein zu schicken, da man sie alle zusammen in einem Jahre aushungern kann.

Viele stoßen sich an das Wort ewig: und mit Recht! denn was ist ein ewiges Bündniß? Ein Bündniß, durch das der Schwächere für immer gebunden ist, und der Stärkere so lange, als er es gut findet.

Sechstausend Mann, die Frankreich aufs neue von uns verlangt, sind wieder sechstausend Mann in unserm Lande weniger, und dann müssen sie, so wie jene, die wir schon gegeben haben, beständig unter uns rekrutiren. Dies ist eine herrliche Sache für die kleinen Cantone, die den Krieg wie ein Handwerk treiben und schöne Pensionen von Frankreich ziehen. Aber der französische Kriegsdienst ist für die übrige Schweiz nicht ganz so vortheilhaft, als vielleicht manchem scheinen mag. Freylich ist er eine schöne Nahrungsquelle für tausende, und viele haben sich großes Ansehen und schönes Vermögen dabey erworben. Aber davon ist hier die Rede nicht; sondern die Frage ist: „Ist der französische Kriegsdienst für die Cantone Zürich, Bern, Basel ꝛc. ein Vortheil oder nicht? — Und diese Frage ist so gar schwer nicht zu entscheiden. Viele tausende sind

nach Frankreich gegangen, deren Arme in den Wiesen, Weinbergen und Feldern ihres Vaterlandes Wunder gethan und eine frische, kraftvolle Nachkommenschaft hinterlassen haben würden. Die Schweiz hätte dadurch an innerer wahrer Kraft gewonnen, denn sie ist noch lange nicht, wie China, in dem Falle, zu viele Einwohner zu haben. So mancher Strich nicht genugsam angebauten Landes, und die vielen Elsasser, Schwarzwälder und Markgräfler, die man theils zum Landbau theils zu Gesinde braucht, sind ein Beweis davon.

Viele unserer Landsleute würden nicht so schöne Pensionen haben; aber es würde auch nicht so viel französische Luft aller Orten athmen, und der französische Gesandte würde nicht so viel Hand und so viel Interesse in allem haben, was eigentlich nur uns angehen sollte. Kurz, wir würden mehr eine Nation für uns und durch uns seyn, da wir jezt unsere Richtung bisweilen durch einen ausländischen Einfluß bekommen. — Diejenigen, die ehemals viel Geld aus dem französischen Dienst brachten, änderten auch unsere Sitten, und lehrten uns Bedürfnisse, die wir ohne sie — freylich am Ende auch wohl, aber doch gewiß später gelernt haben würden.

So viel für ehemals. Heut zu Tage ist es aber gar nicht einmal erwiesen, ob der französi-

sche Dienst Geld in die ansehnlichern Cantons bringt. Die Balanz läßt sich nicht leicht machen; aber so viel ist gewiß, daß die Berner, die im Regimente Erlach dienen, jährlich ungeheure Summen aus ihrem Vaterlande nach Frankreich ziehen, die sie nebst ihrem Solde verzehren. Es ist eine bekannte Sache, daß, wenn das Regiment Erlach in eine Stadt einzieht, allgemeine Freude und Frohlocken unter allen Leuten entsteht, die Lust haben, Geld zu verdienen. Mancher junge Berner von gutem Vermögen und mancher Jüngling von guter Familie im Pays de Vaud wird in französische Dienste geschickt, ungefähr wie man in Deutschland gewisse junge Edelleute auf die Universität schickt: bloß um ein paar Jahre ihrer Jugend da zuzubringen, um sich zu bilden und eine Art von Erziehung da zu empfangen. — Mit was für Sitten und Grundsätzen diese gewöhnlich zurückkommen, weiß Jedermann. — Mancher junge Mensch, der mit einem mäßigen Vermögen artig in seinem Vaterlande lebte, braucht, wenn er zurückkommt, noch einmal so viel, und ist doch oft unzufrieden.

Wir haben Generale, Feldmarschalle, Obristen u. s. w. in Menge in der Schweiz, manche mit Stern und Bande; aber bringen diese dem Lande wirklichen Vortheil? Passen sie in die Natur der Verfassung eines Landes, das nie groß genug

seyn wird, um unter den Mächten von Europa eine Rolle zu spielen, und dessen Stärke also in seiner Genügsamkeit und Simplicität bestehen sollte? — Man sagt, die Schweiz sey nicht nur durch ausländischen Kriegsdienst, sondern durch Handel und daraus entstehenden Reichthum von ihrer ehemaligen Verfassung abgewichen. — Dies ist wahr; allein müssen wir darum ein Bündniß suchen, das die Quelle dieser Abweichung noch vervielfältigt?" —

Ich, lieber Freund, kenne die Schweiz nicht genug, um genau zu beurtheilen, wie weit diese Männer Recht haben mögen. Ich habe Ihnen mit Fleiß ausführlich darüber geschrieben, weil dieses Ihnen manche Aufklärung über die Schweiz geben wird.

Wenn Sie indeß dieses zusammennehmen, so werden Sie sehen, wie ungerecht und unwissend gewisse deutsche Zeitungschreiber sind, die sich über die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, welche die Schweizer bey diesem Bündnisse äußern, so herzlich lustig machen.

Im Oktober 1776.

Die allgemeine Tagsatzung zu Baden ist aus einander gegangen, ohne daß irgend etwas in der Hauptsache beschlossen worden ist! — Sie

wundern sich, lieber Freund, in Ihrem lezten Briefe über die Langsamkeit, mit der alle Geschäfte in der Schweiz betrieben werden! — Dies ist eine natürliche Folge der republikanischen Verfassung. Im Auslande denkt man sich immer die Schweiz als ein Land, und sezt also Einheit des Interesse voraus. Die Schweiz aber besteht aus einer Menge kleiner Staaten, deren Verfassung gar nicht die nämliche, und deren Interesse unter einander oft so verschieden ist, als das der verschiedenen deutschen Fürsten. Das Interesse der Schweiz also ist nichts anders, als das Resultat der Vortheile von zwanzig verschiedenen und besonders genommenen Staaten. Jeder Canton also, und jeder zugewandte Ort berathschlagt zuerst für sich, und nur für sich. Dann schickt er Abgeordnete, die mit seinen Glaubensgenossen berathschlagen: und dies thaten die Protestanten wegen des gegenwärtigen Bündnißes auf der Tagsatzung zu Aarau, von der ich Ihnen vergangenen May schrieb. Die katholischen Stände hielten unterdessen eine Tagsatzung an einem andern Orte. Dadurch war nun das Interesse aller Parteyen in zwey verwandelt. Zu Baden kamen die gesamten Stände zusammen, um mit Frankreich zu traktiren. Allein ehe dieses geschehen konnte, mußte zuerst das Interesse der zwey Parteyen (Katholiken und Protestanten)

in eins verwandelt werden, wenn anders ein allgemeines Bündniß zwischen Frankreich und der Schweiz zu Stande kommen sollte. Diese beiden Interesse aber sind nicht so leicht zu vereinigen. Die Stände der zweyerley Religionen machten verschiedene Foderungen an einander, und suchten alte Dinge hervor, die man zeither mit Stillschweigen übergangen, aber nie vergessen hatte. So verlangten z. B. die Katholiken, man sollte ihnen den Antheil an der Regierung der Grafschaft Baden wiedergeben, den sie vor dem Kriege von 1712 hatten; eine Foderung, welche die Protestanten nie zugestehen werden, weil durch diese Grafschaft die zwey mächtigsten Cantone, Zürich und Bern, gewissermaßen zusammenhängen.

Andere Schwierigkeiten entstunden von Seiten Frankreichs selbst, an welches die Schweizer allerhand Foderungen machten, die in diesem Bündnisse mit genehmigt und festgesezt werden sollten; zu geschweigen alle den Zeitverlust, der aus Streitigkeiten über die Etikette entsteht, auf welche die Schweizer so viel halten, und worüber der französische Gesandte gar nicht die nämlichen Begriffe zu haben schien, welche die Herren Bürgermeister, Schultheiße und Landammanne hatten.

Die Unterhandlungen zu Baden wåren vielleicht schon ganz abgebrochen worden, wenn nicht, wie man sagt, die Håupter gewisser Stånde dieses Bůndniß gar sehr zu Herzen nåhmen, und (ihre Ursachen dazu mögen nun seyn, was sie wollen) alles anwendeten, es zu Stande zu bringen.

Im Sept. 1777.

Das Bůndniß mit Frankreich ist nun endlich, nach langen Verhandlungen, die man vorher zu Solothurn hatte, in dieser Stadt geschlossen und feyerlich beschworen worden. Daß eine so große Begebenheit eine große Menge Fremde dahin zog, können Sie sich vorstellen. Verschiedene der Ceremonien, die in der Kirche vorgingen, sowohl als einige Feste und Feyerlichkeiten, die Herr von Vergennes (der französische Gesandte) anstellte, will Herr von Mechel in Kupfer stechen lassen.

Ehe es zum gånzlichen Schluß kam, stritten die protestantischen Stånde sehr lange fůr eine gewisse Foderung, die sie am Ende doch beyseite legen mußten, und um die es hiemit, allem Vermuthen nach, gethan seyn wird. Sie verlangten nåmlich, daß die protestantischen Schweizer in Frankreich die nåmlichen Rechte haben und Vortheile genießen sollten, wie die katholischen.

Zu Solothurn ist kürzlich wieder eine Tagsatzung gewesen, mit der die Schweizer nicht so gar zufrieden sind. Als vor drey Jahren das Bündniß mit Frankreich geschlossen werden sollte, legte man verschiedene Artikel unfestgesezt bey Seite, um die Hauptsache geschwinder zu Stande zu bringen. Man sagte: man müsse sich nicht bey Kleinigkeiten aufhalten; man habe mit einem edlen Könige zu thun; man solle zur Hauptsache schreiten, und alles Uebrige werde in besondern Conferenzen nach Wunsche beygelegt werden.

In diesen Erwartungen hat man sich nun zum Theil betrogen gefunden, und die lezte Tagsatzung zu Solothurn hat sich auf einmal zertrennt, ohne daß man weiß, daß irgend etwas Wichtiges gethan worden sey. Ein Hauptartikel, den man behandelte, war die Freiheit von gewissen Abgaben, die diejenigen Schweizer geniessen sollten, die in Frankreich als Kaufleute etablirt sind. Man berufte sich auf ein altes Bündniß, in welchem die Krone Frankreich erklärt, daß den Schweizern, ohne gewisse Abgaben zu bezahlen, erlaubt seyn sollte, zu venire, morari & abire. Unter dem morari verstehen die Schweizer, daß sie sich in Frankreich niederlassen und Handelshäuser errichten könnten. Der Kö-

nig aber findet unbillig, daß Ausländer Vorrechte genießen sollten, die seine eigene Unterthanen nicht haben; will jedoch den Schweizern diese Rechte einräumen, wenn sie, in ihrem Lande, für seine Unterthanen das nämliche thun wollen. Dieses aber ist, wie er wohl weiß, ganz und gar wider die Verfassung der Schweiz. — Hiezu kam noch, daß der französische Gesandte verlangte, die Schweizer Abgeordneten sollten zu ihm ins Haus kommen.

Dieses Bündniß hat allerley Wirkungen in der Schweiz hervorgebracht. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen jemals geschrieben habe, daß es für Zürich beynahe traurige Folgen gehabt hätte? — — Die Bürgerschaft dieser Stadt hat ein altes Recht, vermöge welchem der Stand, das heißt, der große und kleine Rath, gewisse Dinge nicht für sich allein thun kann, als z. B. Bündniße zu schließen, Truppen für oder gegen eine andere Macht ausmarschiren zu lassen, Krieg anzufangen oder Frieden zu machen. Das Volk verlangt bey solchen Gelegenheiten, auf seinen Zünften zusammenberufen zu werden und seine Stimme zu geben. Dieses nun ist 1777 bey dem Bündniße mit Frankreich vernachläßiget worden. Zürich hatte damals einen Bürgermeister (Heidegger), dessen Namen in den Jahrbüchern der Schweizer-Staatskunde hoch oben an steht. Er ist vor ein

paar Jahren gestorben, und sein Andenken ist in mehr als einer Schrift geehrt und gepriesen worden. So viel als ich aus dem Charakter, den man ihm giebt, habe abnehmen können, befolgte er ein sehr tiefes und zusammenhangendes Staatssystem, stiftete sehr viel Gutes, handelte aber oft eigenmächtig. Dieser Mann war es, der hauptsächlich das Bündniß mit Frankreich betrieb, welches, wie viele sagen, ohne ihn vielleicht nicht zu Stande gekommen wäre. Um desto sicherer und geschwinder zum Zwecke zu kommen, überschritt er, oder der Stand, (denn dieses ist in den Folgen einerley) gewisse Förmlichkeiten, über die das Volk, das vielleicht auch über andere Dinge unzufrieden war, sehr schwürig ward. Es herrschte lange zwischen dem Stande und der Bürgerschaft eine Unzufriedenheit, die etlichemal in üble Folgen auszubrechen drohete, die sich aber doch wieder gelegt hat.

Ich kann Ihnen, da ich schon seit einem Jahre die deutsche Schweiz verlassen habe, jezt nicht mehr so ausführlich darüber schreiben, weil ich manches vergessen habe, und hier niemand ist, der mich mit Genauigkeit unterrichten könnte.

Einsiedlen im Canton Schweiz, den 25. Sept. 1776.

Wir leben hier mit Ordensgeistlichen, speisen um eilf Uhr zu Mittage, um sechs Uhr zu Nacht, und jezt, um achte hat sich schon jedermann in sein Zimmer begeben. Ich hab also vollauf Zeit, Ihnen zu schreiben, und Stoff hab ich auch genug dazu.

Wir verließen gestern Baden. Es war ein warmer Tag, und schön glänzten Berg und Thal um uns her. Die Sonne spiegelte sich in der Limmat, und der Landmann lächelte seinen Weinberg an. Der Weg von Baden nach Zürich ist anfangs sehr gemein; die Gegend ist schön, aber die seh ich an allen Orten in der Schweiz. Man behält immer die Limmat zur Linken, deren Bette bisweilen in hohen mit Wald besezten Felsen sehr enge und schön ist. Einmal drängt sie sich zwischen Felsen in einem rechten Winkel herum, und das ist der einzige Anblick, den ich gemalt zu sehen wünschte, — Aber wenn man Zürich näher kommt, da eröfnet sich einem eine Ebene, schön und wohlthätig dem Auge, wie die Landgüter, die in derselben liegen, ihren Besitzern. Ungefähr eine Stunde vor Zürich sieht man die ganze Stadt und dicht hinter derselben ein breites Gebirge, das sich allmälig nach der Linken zuzieht. In der Mitte und am Fuße dieses Gebirges sehen

Sie kein Dorf, keinen ganzen Flecken — aber einige hundert Landhäuser, die alle nahe bey einander und deren jedes für sich steht. Denken Sie sich nun, lieber Freund, wie sie unten anfangen und so allmälig am Berge in die Höhe steigen und höher und immer höher. Jedes Häusgen da so ganz allein, mit einem Garten, mit Wiesen und mit einem kleinen Wald von Obstbäumen umgeben.

In diesen Gegenden wurde jenes sanfte Gefühl erregt, das Ihnen Geßners Wunsch einflößt; hier wurden jene Scenen zum Theil kopiert, die in den Idyllen so anschauend, so fühlbar vorliegen.

Wir kamen endlich an das Athen der Schweizer, fuhren über die Sil-Brücke und gerade — bey der Stadt vorbey. Ein Züricher hatte sich entschlossen, Herrn B** nach Einsiedlen zu begleiten, und deswegen gingen wir den geraden Weg, ohne in die Stadt zu kommen. Hinter der Stadt hielten wir an einem Gasthofe. Man führte mich etwa hundert Schritte weiter, und hier sah ich, zum erstenmale in meinem Leben — den Züricher See, Berge an der ganzen Länge des gegenseitigen Ufers, Landhäuser am See ohne Zahl und am Ende die Appenzeller, Schweizer und Glarner Alpen. —

Lieber, Sie wurden in Gebirgen geboren, wuchsen in denselben auf, sahen größere und kleinere; auch ich lebte lange in Ihrem Vaterlande, gewöhnte mich an Berg und Thal, sah auch schon Alpen hier und da; aber so nah war ich ihnen noch nie. Noch, dünkt mich, liegt ihre ganze Last auf mir, wie beym ersten Anblick, wie da die ungeheure, von der Seele unumfaßbare Masse auf mich fiel, wie die großen Berge vor ihnen, als Kinder zu den Füßen eines Riesen standen, wie bey ihrem Eis ich schauerte, wie der Glanz der Sonne, von ihrer Brust zurückgestoßen mir ins starrende Auge fuhr, wie das alles wie Donner mich erschütterte. — Erst nach einiger Zeit sah ich wieder auf den See. Und kämen Sie hieher, Sie würden eben so staunen, würden sagen: „Ich habe nie Berge gesehen; dies alles ist ganz neu, mir ganz ungesehen, ganz ungefühlt.“ Und der See — diese ungeheure Masse von Wasser, von Bergen eingeschlossen, die sich auf seiner Oberfläche spiegeln! da stand ich, verloren in der blauen Fluth, und konnte die Bilder nicht alle umfassen, die vor mir lagen

Ich hatte vergessen, daß hinter mir die Stadt lag, und daß der Anblick einer Stadt, die beynahe im See liegt, wohl auch ein schöner Anblick seyn mußte. Und nun wandte ich mich um und sah außer der Stadt noch manches Schö-

ne, das ich vorher nicht bemerkt hatte. Auch war noch manches an den Ufern — aber davon nun weiter kein Wort, denn dies ist alles leidiges Gewäsch; Sie müssen selbst sehen, sonst fragen Sie mich noch, wo ich hinaus will. — Also — wir reisten fort. —

Wir fuhren vier Stunden beynahe immer bergan, auf einer Straße, die der schlechtesten in Sachsen nicht das geringste nachgiebt. Mir thats wehe, daß wir nicht auf dem See gingen, wie's zuerst beschlossen war, aber Herr H** wollte nichts von dem See wissen à cause de sa santé. Wir wurden aber dafür gelohnt, wir mußten viel zu Fuß gehen, und je weiter wir kamen, je schmäler war der Weg. Der Wagen war zu breit und an manchen Orten mußte er fortgehoben und fortgeschoben werden. Den See behielten wir zur Linken und konnten ihn immer von Zeit zu Zeit sehen.

Spät in der Nacht kamen wir endlich in ein schlechtes Wirthshaus, das sie das Straßhaus nennen. Ich fand beym Eintritt in diesen Gasthof einige Violinen an der Wand und über allen Thüren Bücher, einige darunter so ziemlich gebunden. Ich hatte schon manchmal von den Kenntnissen vieler Schweizer Landleute gehört und von ihrer Liebhaberey am Lesen. Ich durchsuchte also, voller Neugierde, diese Bücher, und fand von

deutschen — Rabener, Geßner, Gellert, die allgemeinen Reisen, den Christ in der Einsamkeit, und eine Menge anderer unsrer guten deutschen Schriftsteller, die ich nicht nennen will; von französischen: Telemaque, Lettres de Me. de Sevigne, Geogr. abrégé &c. „Wer liest in diesen Büchern?" fragte ich ein Mädchen, das eben hereinkam. „Der Vater, die Brüder, und die Bäsi." Und die Musik? (denn ich fand da Lavaters Schweizerlieder und verschiedene andere Lieder deutscher Dichter in Musik gesezt). „Der Vater spielt und geht auch oft nach Wättischwill, wo die Bauern einen Saal haben ausmalen lassen: in dem kommen sie an gesezten Tagen zusammen und machen Musik mit einander."

Heute frühe verließen wir den Ort und kamen in ein enges Thal, das die Sil durchströmt. Hier sah ich eine von den Scenen, deren es in den obern Cantonen der Schweiz so viele giebt. — Die Natur in ihrer fürchterlichen Schönheit. Die Sil geht oder vielmehr stürmt und stürzt sich in einem tiefen Bette fast ganz zwischen Felsen. Das Bette ist so breit und tief, daß die Aar darin Plaz hätte. Gleichwohl war die Sil jezt ein sehr kleiner Fluß; aber im Frühjahr füllt sie manchmal ihr ganzes Bette. Dieses ist nun voll von Steinen, oder wenn Sie lieber wollen, von Felsen, groß wie die Bergmannshäusgen im Erz-

gebürge; ein Dutzend kleinere liegen immer um einen grossen herum, und so weit ich die Sil gesehen habe, war es immer einerley. Auf beiden Seiten stehen Felsen, und auf der uns entgegengesezten, steile Berge, die in gerader Linie sich zu erheben scheinen, und doch sieht man Menschen und Ziegen an denselben klettern. Da der Fluß jezt klein ist, so ragen mitten in demselben alle die Felsen hervor, die sein Bette füllen; zwischen diesen stürzt er sich in unzählichen Fällen herab, und stürmt mit solcher Gewalt an Felsen und Steine, daß nicht leicht einer den andern reden hören kann. Denken Sie sich nun die steilen Berge, zwischen denen nichts mehr als der Fluß und die Straße ist, die Wildheit und äußerste Rauhigkeit der Gegend, oft so weit das Auge trägt, von keiner menschlichen Seele bewohnt; die schwarzen Wälder, hier und da Abgründe und das fürchterliche Getöse.

Ich hätte Ihnen schon längst sagen sollen, daß dies alles im Canton Schweiz liegt. Von hier kommt man auf einen häßlichen Berg, die Schindel-Legi, auf dessen Höhe eine kleine Kapelle und einige armselige Häusgen stehen. Mir schauerte, als ich die Wildniß um mich her sahe, und die wenigen Menschen, die von der übrigen Welt ganz abgesondert leben.

Das Geleiß war zu enge für den Wagen; man mußte ihn alle Augenblicke schieben und heben und, hiezu nahm man einen Landmann mit, der dort ein einsames Haus bewohnte. Er sprach ziemlich verständlich deutsch, und ich unterhielt mich mit ihm die ganze Zeit über. Um mich gleich anfangs bey ihm in Gunst zu setzen, sprach ich mit ihm von dem, wovon ein Demokrat in der Schweiz am liebsten hört, — von einer Landsgemeine. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie, lieber Freund, schwerlich wissen, was das für ein Ding ist.

Alle demokratische Cantons, als Uri, Schweiz, Unterwalden u. s. w. haben jährlich eine allgemeine Versammlung, bey der jede Mannsperson, die das sechzehnte Jahr zurückgelegt hat, erscheinen kann. So eine Versammlung macht den Souverain des Cantons aus, wird Landsgemeine genannt, und kommt in Hauptflecken zusammen. Hier müssen dem Volke alle wichtige Staatsgeschäfte vorgetragen werden, hier wird von Bündnissen, Krieg und Frieden gehandelt, die Standsobrigkeit für das Jahr festgesezt, und ein neues Haupt, welches sie Landamman nennen, gewählt. — Alles Wichtige, das im Verlaufe eines Jahres vorfällt, wird bis auf diese Versammlung verschoben; und wenn das Geschäfte dringend ist, muß eine außerordentliche

Landsgemeine berufen werden. — Alle erscheinen mit Seitengewehr. — Der Lärm und Ungestüm von etlichen tausend Menschen, die alle eine besondere Wichtigkeit fühlen, und denen der Gedanke von Freyheit heftig im Kopfe braußt, soll anfangs unbeschreiblich seyn. Nun besteigt ein Redner (ich glaube der alte Landamman) ein Gerüste, das unter freyem Himmel aufgerichtet ist, und haranguirt das Volk. Er fängt an zu reden vom Anfange der Welt, von Nimrod, von den ersten Königen, von christlicher und heidnischer Obrigkeit, dann geht er etwa auf die besondere Geschichte über, handelt von der Tyranney der österreichischen Landvögte, von Wilhelm Tell, den drey Eidsgenossen ꝛc. Dies geht so lange bis man merkt, daß das Volk hungrig wird, Langeweile bekommt und der Ungestüm sich legt; nun erst kann man ihnen die Geschäfte vortragen. Bisweilen werden sie doch noch so hitzig, daß sie den Redner vom Gerüste herabwerfen, halb todt prügeln, und ihm noch oben drein eine Geldbuße auflegen, die an die sämtlichen Glieder der Landsgemeine bezahlt werden muß. So ging es vor einigen Jahren dem Landammanne im Canton Schweiz. Er war General in französischen Diensten gewesen, und sprach mit zu viel Wärme für diese Nation.

Ich fragte hier meinen Bauer, ob er auch der Landsgemeinde fleißig beywohnte? — In aller seiner Armuth, die ihm nur zu sehr anzusehen war, regte sich der demokratische Stolz; ich sah auf einmal seine Miene verändert, sein ganzes Gesicht glänzte; und nun erzählte er mir dies und jenes, das er schon bey der Landesgemeinde erlebt hätte. Dies, lieber Freund, sind mir Originalzüge! Ich beneidete den Mann, der in seinem anscheinlichen Elend die Größe des Gedanken fühlte: „Du bist frey, wie ein König einer Welt.“ Ich gab dem Manne etwas, das er nahm, und dachte lange dem Gedanken nach: ich möchte nicht gern mit dem Manne tauschen, und er tauschte vielleicht nicht mit mir. Er war arm, sein Kleid schmutzig, und finster seine Hütte; und doch schien er zufrieden zu seyn, und stolz auf das, was er ist.

Jezt kamen wir an einen Weg, auf dem wir eine Stunde lang fast immer über Brücken gingen, ohne daß ein Fluß da war. Da hatten die kleinen Bäche des Waldes den Weg am schroffen Berg durchfressen und ihn auch für den Fußgänger unbrauchbar gemacht. Wir wandelten auf einem hölzernen Boden und sahen mit Schaudern in den Abgrund, in dem tief unten die Sll braufte.

Ich muß zur Ehre der Schweizerstraßen anmerken, daß diese hier keine Landstraße ist, sondern nur von neugierigen Reisenden und solchen besucht wird, die in diesen Gegenden zu thun haben.

Endlich bin ich auf der Höhe von Einsiedlen, sehe die Schweizer Alpen, denen ich nun bis auf drey Stunden nahe bin. Ihr altes Eis, das, neidisch auf den geringsten blauen Flecken, die ganze Masse mit Weiß überzogen hat, erweckt noch etwas mehr als Ehrfurcht. Im Thal, das aber höher liegt, als alle Berge Deutschlands, sieht man die Probstey. Wir kamen zu Mittage an, und fanden ein ziemlich gutes Wirthshaus. Herr B** hatte einen Brief an den Fürsten, der sogleich die ganze Gesellschaft mit Bedienten und Pferden in die fürstliche Residenz nöthigte, wo wir, obschon Protestanten, recht herzlich empfangen worden sind.

Der jetzige Fürst ist eines Bauren Sohn aus den freyen Aemtern, der von unten herauf gedient hat. Er fühlt es nicht, daß er in seinem Bezirk unumschränkter Herr ist, niemanden Rechenschaft zu geben hat und nur als Mönch unter dem Pabst steht.

Das Thal, welches etliche Stunden im Umfang hat, sieht heiter genug für die wilde Gegend,

die es umgiebt. Gras ist fast sein einziges Produkt: Obst wird nur wenig reif. Es machte mir Vergnügen, daß gerade gestern der Fönwind blies, eine Seltenheit, die man nur in einigen Cantonen der Schweiz kennt. Er ist so stark, daß er bisweilen Häuser umwirft, und an der Haut so warm, als wenn man Hände und Gesicht aus der Kälte in laues Wasser steckte. Er kömmt aus Italien und ist eine Wohlthat für die hiesigen Länder, denn wo er antrift, wird in kurzer Zeit alles reif. Als ich gestern ankam, fand ich die Luft rauh und kalt: gegen Abend kam der Fön, wehte einen Theil der Nacht, und als ich diesen Morgen aufstund, war mein Zimmer so warm, als wenn es stark geheizt worden wäre. Er läßt lange seine Wärme zurück, auch wenn er nicht mehr wehet.

Es sind eine Menge Dinge hier zu sehen, und wir haben den ganzen Nachmittag damit zugebracht.

Einsiedlen ist für die Schweiz, Schwaben, Lothringen, Elsas ꝛc. was Loretto für die Italiener, und Compostel für die Spanier ist. Es geschehen hieher unzähliche Wallfahrten, obschon die Fürsten allmälig anfangen, ihren Unterthanen zu verbieten, ihre geistliche Uebungen außer Landes zu verrichten.

Das wunderthätige Marienbild wird in einer Kapelle von schwarzem Marmor in der Kirche aufbewahrt. Sie kam aus dem Morgenlande hieher durchs Mohrenland, und deswegen ist ihr Gesicht schwarz. Ihre Wundergaben sind ausserordentlich und in einer Menge Gemälde aufgehangen. Der Geistliche, der uns herumführte, war so bescheiden, solche Sachen mit keinem Worte zu berühren.

Diese Mutter Gottes wurde sonst von Fürsten und reichen Leuten häufig besucht und beschenkt. Ich habe den sogenannten Schatz gesehen, und könnte ein paar Seiten anfüllen, wenn ich nur die vornehmsten Kleinodien beschreiben wollte. Ich habe Statüen gesehen von gediegenem Golde, und eine Menge silberner, unter denen einige sehr groß sind. — Eine Perl, ungefähr wie eine große Muskatennuß, soll die größte in Europa seyn. Unter etlichen hundert Meßgewänden zeigen sie eins, auf dem hundert und achzig tausend Perlen, die gar nicht klein sind, hängen sollen. — Dinge von Geschmack oder von vorzüglich schöner Arbeit hab ich nicht gesehen, und die plumpe Masse von Gold, Silber und Edelsteinen mag ein anderer beschreiben. — Die Bibliothek und das Münzkabinet hab ich mehr durchwandert, als besehen können.

Die Kirche sowohl als das Hauptgebäude des Stifts sind grosse sehr gut in die Augen fallende Gebäude.

Man verkauft Rosenkränze, geweihte Kerzen und andere Dinge, die besondere Kräfte haben: ein Handel, der noch immer ziemlich einträglich seyn soll.

Zürich den 27. Sept. 1776.

Ich verließ gestern zu Mittage die Abtey und unsern guten Wirth, wünschte ihm tausend Segen und Geduld, alle die Last und den Drang zwischen Aberglauben und Vernunft, zwischen Finsterniß und einschimmerndem Licht — (denn zuweilen muß es den Leuten doch einleuchten, daß sie im Finstern tappen,) zu tragen.

Herr H** war nicht mehr bey uns, und so wurde beschlossen, über den See zurück zu gehen. Der Weg, auf dem wir nach Einsiedlen gekommen waren, blieb etwas links liegen, und nach einigen Stunden sahen wir uns auf einer Anhöhe, an deren Fuß Pfeffikon gerade vor uns lag.

Wir hatten einen steilen Berg zu ersteigen. Noch sah ich nichts als Wildniß und Wolken um mich her — einen Schritt weiter — und eine paradiesische Gegend lag ausgedehnt vor mir. In Gelchows Briefen, im Falle Sie sie einmal

lesen sollten, werden Sie einen Theil dieser Gegend beschrieben finden, ob er sie schon von einem ganz andern Orte sah, als ich. Er sah manches, das ich nicht sahe, und ich manches, das er nicht sahe. — Ich konnte den größten Theil des Zürichersees überschauen, an welchem die Stadt Rappersweil, oder Rapperswyl, gerade vor mir lag. Ein ehrwürdiger Anblick! Der See ist hier kaum eine halbe Stunde breit, und von Rappersweil geht über denselben eine Brücke an das diesseitige Ufer. Diese hölzerne, ziemlich leicht aussehende Brücke, an welcher ich kein Geländer gesehn habe, bildet in der That einen malerischen Anblick; aber es schwindelt einem, sobald man sich mitten auf derselben denkt. Ich höre, daß das hölzerne Brückengestelle mit hölzernen Pfosten quer belegt ist, deren keine angenagelt wird. Die Winde sind hier bisweilen so heftig, daß, wenn sie Widerstand fänden, die Brücke beschädigt werden würde; so aber fliegen die Pfosten davon und der Wind hat zwischen dem Gestelle freyen Durchgang. Freylich ist es nicht erbaulich, sich in dem Augenblick auf der Brücke zu denken, indem vor und hinter einem die Pfosten davon fliegen.

Weiter hinaus zeigt sich auf der Höhe der Berge der Greyffensee, und eine ungeheure Alpenkette schließt das Gemälde. Mein Blick wanderte

unersättlich umher; bis er wonniglich auf einer kleinen Insel ruhte, die Aue genannt. Ein liebliches Grün, eine Menge Bäume, die kleine Büsche formiren, eine Kirche und etliche Häuser umher — Was fehlt so einer Insel als ein Dichter, der irgend eine Gottheit darauf sezt und sie so berühmt macht, als irgend eine der Homerischen, die vielleicht nicht so schön waren!

Und so kamen wir allmälig den Berg herab nach Pfeffikon, oder Pfeffiken, wo wir uns einschifften und auf dem See nach Wettischwyl gingen. Dieses Dorf, als eins der merkwürdigsten in der Schweiz, ward mit Fleiß zum Nachtlager gewählt. Die Einwohner arbeiten, neben ihrem Landbau, für die Fabriken, geben sich mit dem Handel ab, und treiben die Schiffahrt auf dem See. Dies zusammen hat sie sehr reich gemacht, und ganz aus ihrer Sphäre versezt. Originalzüge zeichnen sie vor andern aus. Ich weiß nicht, ob alles wahr ist, was man mir davon erzählt; hier haben Sie einiges davon:

Vor etlichen Jahren verlangte dieses Dorf, der Stand sollte ihm eine neue Kirche bauen! Die Sache wurde streitig gemacht; die Gemeinde brach auf einmal alles fernere Ansuchen ab, borgte die Summe, baute eine neue Kirche und verkaufte die Stände oder Plätze darinnen. Auf einmal wetteiferte die ganze Gemeinde, einer überbot den

andern, und manche Bänke sollen mit mehr als dreyßig Louisd'or bezahlt worden seyn. Kurz, man brachte eine Summe heraus, von der, nachdem alle Kosten des Baues bezahlt waren, noch einige tausend Gulden übrig blieben und in den Kirchenschatz fielen. Ich bin in dieser Kirche gewesen; sie ist einfach, aber artig und nicht ohne Geschmack. In den mehresten Ständen bemerkte ich kleine blecherne Schildchen, die an der Rückenlehne angeschlagen waren, und auf welchen das Wappen und der Name des Eigenthümers mit bunten Farben gemalt war.

Der Conzertsaal dieses Dorfs ist im Wirthshause, in dem wir übernachteten. Ein großer Saal mit Holz ausgelegt und mit bunten Farben ohne Geschmack ausgemalt. Zwischen den Fenstern sind Trophäen von allen Arten musikalischer Instrumente.

Daß solche Herren auf ihren Tafeln auch einen Nachtisch haben wollen, kann man sich vorstellen. In der That sollen eine große Menge Zuckerbecker im Dorfe seyn; doch diese findet man auch in andern Dörfern der Schweiz.

Als einmal englische Bereiter zu Zürich waren, die allerhand Kunststücke zu Pferde machten, wollten die Wettischwyler sie auch haben. Ja man sagt sogar, daß sie eine Schauspielergesell-

schaft würden haben kommen lassen, wenn der Landvogt es erlaubt hätte.

Heute früh fuhren wir auf die Zürcher Porzellainfabrike, die zwischen Wettischwyl und der Stadt am See liegt. Sie hat sich seit einigen Jahren außerordentlich gehoben, und hat jezt einen sehr beträchtlichen Absatz. Das Porzellain, obschon weit unter dem Meißner, ist schön und gewinnt gar sehr durch den Geschmack, den die Unternehmer in die Formen zu bringen wissen. Geßner hat einen Antheil an dieser Fabrike, und die kleinen Landschaften, die da gemalt werden, sind fast alle nach Zeichnungen von ihm. Ich sahe da Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren mit dem Pinsel in der Hand, unter der recht artige kleine Stücke hervorgingen. Auch hat Geßner die Hand in allem, was im antiken Stil gearbeitet wird. — Die Figuren, Gruppen und verschiedene Formen werden nach Sonnenschein gearbeitet; ein Bildhauer, der hier in großem Ansehen steht. Ich sahe verschiedene Figuren und Gruppen von ihm, theils nach Antiken, theils nach guten Gemälden. Sie sind artig und geben einer Tafel, einer Console oder einem Kamine einen heitern gefälligen Anblick; aber als Kunstwerke, als Statuen sind sie kein Muster. *)

*) Ich habe hier, wie bey andern Gelegenheiten, Briefe vom Orte selbst datirt, die mir mein

Zürich den 28. Sept. 1776.

Ich bin entzückt über die Lage dieser Stadt; auf welche Seite ich mich wende, finde ich einen Reichthum von Schönheiten der Natur, welche zu beschreiben ich unmöglich unternehmen kann. Nur etwas will ich von der Seite sagen, in der ich wohne.

In einer kleinen Entfernung von der Stadt fängt der See an zu fließen, wird allmälig schmäler, und heißt nun der Fluß Limmat. Alle Flüsse sind da, wo sie so eben aus einem See kommen, überaus breit, und so bildet dieser hier bey seinem Eintritte in die Stadt ein herrliches Amphitheater, das ringsherum mit Häusern besezt ist. — Das schöne, reinliche und angenehme Wirthshaus, zum Schwert, liegt in diesem Amphitheater, so dicht am Flusse, daß es zum Theil auf eine daran stoßende Brücke gebaut zu seyn scheint. Aus den Eckzimmern können Sie auf der einen Seite längs der Limmat hinabsehen, wie sie durch die Stadt fließt; auf der andern haben Sie die offene Aussicht auf den See, auf seine lieblichen Ufer zu beiden Seiten und auf eine lange

Freund oft erst einige Zeit nachher von einem andern Orte schrieb. Eben so hab ich manchmal zerstreute Nachrichten zusammengesezt.
A. d. H.

Alpenkette, die das Gemälde schliessen, und deren Spitzen, mit ewigem Schnee bedeckt, fast in jeder Stunde des Tages andere Tinten annehmen. — Die Brücke ist breit und wimmelt beständig von Menschen. Ein wenig weiter hinauf ist der sogenannte Hafen, wo man alle Fahrzeuge und Böte ankommen und abfahren, laden und ausladen sieht. — Ich könnte in diesem Hause, wenn ich nicht die geringste Bekanntschaft zu Zürich hätte, wochenlang meine Zeit zubringen mit dieser Aussicht, mit einem Buche und einer Feder. — Die öffentliche Tafel (Table d'Hôte) ist immer stark mit Gesellschaft besezt, und Herr Ott ist einer der liebenswürdigsten und verbindlichsten Wirthe, die ich je gesehn habe.

Zürich hat, wie ungefähr alle alte Städte, enge, unbequeme und unregelmässig gebaute Gassen. Der schönen Häuser giebt es wenige, und selbst die ansehnlichern haben wenig, das sie von Seiten der Baukunst empfiehlt. Die Festungswerke scheinen wohl unterhalten zu seyn, haben ein gutes nettes Ansehen, möchten aber wohl so wenig als die zu Basel eine Belagerung in der neuern Kriegskunst aushalten.

Unter den Herrlichkeiten der Stadt zeigt man einen ungeheuern steinernen Brunnen, der erst vor einigen Jahren mit vielen Kosten erbaut worden ist, und in welchen viele Leute, die sonst nicht

line Geschmack sind, sehr verliebt seyn sollen. Ich will Ihnen nur so viel davon sagen, daß die vier Jahreszeiten in vier Statuen daran vorgestellt sind. Der Winter ist eine alte Frau mit Pelzwerk und einem Muffe.

Der physische Saal, welcher der Bürgerschaft gehört, hat einen hübschen Vorrath von physischen Instrumenten. Ich sah ihn mit soviel mehr Vergnügen, da ich hörte, daß es eine neuere Stiftung zu allgemeinerer Ausbreitung guter Kenntnisse unter den Bürgern ist. — Eben so haben sie auch eine kleine Kunstakademie errichtet, an welcher Herr Sonnenschein Professor ist. Ich hab in seinem Hause sowohl als an andern Orten Büsten von ihm gesehen, deren einige mir sehr gefielen, z. B. Konrad Geßners, Bodmers und Lavaters, von denen die lezte, wie gewöhnlich, zum Erstaunen gleicht. Lavater ist nicht zu fehlen; Sie würden ihn aus den schlechtesten Kupferstichen und Schattenrissen erkennen. Unter andern sah ich bey Sonnenschein ein Porträt von Winkelmann, das außerordentlich ähnlich seyn soll, wie mir ein Mann versicherte, der zu Rom lange mit Winkelmann in vertrautem Umgange lebte. Das, welches Bause nach Maron gestochen hat, soll ihm gar nicht gleichen. — So viel ist gewiß, daß das Porträt, welches ich hier gesehn habe, wenig Gleichheit mit dem Maronschen

hat, das ich zu Leipzig sahe. — Es thut mir leid, wenn eine Hand wie die Bausische (sollte es auch nur in seinen frühern Werken seyn) keine treuen Gemälde bekommt. So finde ich z. B. in seinem Geßner keinen Schatten von Aehnlichkeit: dieses Porträt, und ein anderes, zu Paris gestochen, sind einander ungleich, und beide sind eben so ungleich dem Originale.

Ich hatte heute das Vergnügen, den größten Theil des Tages in Geßners Gesellschaft zuzubringen. Wir speisten mit ihm bey Herrn H**, und Abends fuhren wir auf sein Landhaus, das nicht weit von der Stadt ist, und wo ich seine Familie sah, eine liebenswürdige Frau, eine Tochter und zwey Knaben. — In der Einrichtung seines Hauses, Möblen, Verzierungen sieht man überall seine Liebe zur Antike; er weiß dem gemeinsten Hausgeräthe eine antike Form zu geben. Ich sahe bey ihm die geäzten Blätter und Vignetten, die für die neue Ausgabe seiner Schriften bestimmt sind. Sie werden sich nicht wenig freuen, lieber Freund, wenn Sie sie zu sehen bekommen. In den Landschaften sind liebliche Ideen von dichterischen und romantischen Gegenden. Seinen Figuren sieht man es durchaus an, daß er mehr nach der Antike, als nach der menschlichen Natur studirt hat. Es ist ausserordentlich, wie sehr der

Mann arbeitet! Neben seinen geäzten Arbeiten, zeichnet er ohne Unterlaß, und seine Zeichnungen stehen nun in einem sehr hohen Preiße. Ich habe Stücke in Wasserfarbe gesehen, die mit acht und zehn neuen Louisd'or bezahlt worden sind.

Ich habe manchmal bemerkt, von was für verschiedenen Seiten manche Männer betrachtet werden. In Sachsen kennt jedermann Geßner den Dichter; hier scheint er als Rathsherr angesehener zu seyn; denn so oft ich ihn in der Schweiz nennen höre, so heißt es allemal: der Herr Rathsherr Geßner. Der Dichter Geßner ist an dem Orte, wo er als Standsglied wirkt, blos eine untergeordnete Person; in der Fremde kennt man nichts als den Dichter. Hierin liegt wohl die hauptsächliche Ursache des Unterschiedes, mit welchem viele Männer in der Fremde, und — mit welchem sie in ihrem Wohnorte betrachtet werden. Lavater, Iselin, Haller sind alle Beyspiele hievon.

Ich sprach einst mit einem Schweizer von einem Manne von Namen, und sagte ihm, wie hoch dieser Name an gewissen Orten stände. „Die „Ursache davon," sagte er, „ist, daß das Gold „weit glänzt, und daß man in der Ferne die „Schlacken nicht sieht." Dies ist im Ganzen unstreitig wahr, denn unser aller Motto ist hie-

nieden: homo sum et humani etc. und dieser Antheil von humanum, den ein jeder hat, fällt nirgends besser in die Augen, als an seinem Wohnorte. Aber dies ist noch nicht alles; die bürgerlichen Verhältnisse setzen einen großen Mann oft herab, weil er nicht in sie paßt. Mancher große Schriftsteller kann zugleich ein guter Mensch, und doch ohne Ansehn in seinem Vaterlande seyn. In der Steuer zu Leipzig und zu Dresden galt Rabener gewiß sehr wenig, weil da keine seiner Eigenschaften oder Fähigkeiten so sehr in die Augen fiel, als die, die er für die Steuergeschäfte hatte. Addison, den ganz Europa bewundert, und der selbst zu London den Charakter eines guten Menschen erhielt, war als Staatssekretär unangesehen, weil er seiner Stelle nicht gewachsen war. — Der Mann vom ausgebreitetsten Ruhme kann ein schlechter Arzt seyn, und wird, da er von der Profession leben muß, in seinem Vaterlande verachtet. — Endlich giebt es sogar Laster, die mit dem Schriftsteller nicht in der geringsten Verbindung stehen, und die doch an dem Orte, in welchem er lebt, so sichtbar seyn können, daß seine Landsleute alle seine andern Seiten darüber vergessen. Wer würde z. B. aus des Engländers Savage's Gedichten den Charakter und das Leben ihres Verfassers errathen? Kurz, der Mensch, der Bürger und der Schrift-

steller sind, man sage dagegen was man will, mehrentheils ganz verschiedene Personen.

Da ich hier einmal so weit von meinem Texte abgewichen bin, will ich eben so wohl noch ein paar Worte hinzusetzen. Ich habe bemerkt, daß Männer von Rufe und Namen fast überall eine gewisse Abneigung unter ihren Mitbürgern erregen. Dies läßt sich nun auch sehr leicht begreifen. Die Menschen dulden es ungern, daß Männer, die sie essen und trinken und schlafen und gesund und krank sehen, gerade auf die nämliche Art, auf die sie selbst alles das sind und thun — daß diese Männer, sage ich, auf einer gewissen vorzüglichen Staffel des Ruhms stehen sollen. Man bemüht sich also, sie herunter zu zerren, um sie sich selbst gleicher zu machen. Man beobachtet also jede ihrer Handlungen, man späht sie aus, geht ihnen nach in den Zirkel ihrer vertrautesten Freunde, ja bis in das Innerste ihres Hauses. Und der müßte ein wundervoller Mann seyn, an dem man, bey einer solchen Untersuchung, nicht manches Menschliche, manche schwache Seite entdecken sollte. Hiezu kommen die Nebenbuhler des Ruhms, es entstehen Parteyen, und man verkennt einander in der Hitze, in die der Parteygeist versezt.

Um von dieser allgemeinen Ausschweifung wieder auf Zürich zu kommen, so glaube ich, daß

hier so eine Art von Parteygeist herrscht, und das man einander bisweilen verkennt. — — *)

Ich habe hier verschiedene Züricher wiedergesehen, die ich vergangenes Frühjahr zu Schinznach hatte kennen lernen, z. B. Herrn Steinbrüchel, den nämlichen, der verschiedene Trauerspiele der Griechen übersezt hat. Man sagt, er habe längst wieder eine gewisse Anzahl in seinem Pulte fertig.

Auch sah ich Professor Hottinger, einen jungen Mann, der Genie und viele klassische Gelehrsamkeit besitzen soll. Er ist der Verfasser des Sendschreibens, einer kleinen Schrift gegen Lavater. Selchow's Briefe an Welmar, von denen ich Ihnen lezthin schrieb, sind auch von ihm.

Zürich, Sonntags den 29. Sept. 1776.

Ich war äusserst begierig, Lavatern predigen zu hören: die Gelegenheit, die seine heutige Predigt verursachte, ist mehr als auserordentlich; die That ist unerhört und ohne ihres gleichen. Der heutige Sonntag war eine Art von Buß- und Bettage, den die Obrigkeit dieser That wegen verordnet hatte.

*) Mein Freund schrieb mir hier verschiedenes, das Zürich besonders betrifft, das ich aber, aus mehr als einer Ursache, unterdrücke. A. d. H.

Vor siebzehn Tagen, an dem Bußtage, der jährlich in der Schweiz gehalten wird, fanden sich im Münster, oder in der Hauptkirche, auf sieben Kannen Communionwein vergiftet. Man fand, bey einer chymischen Untersuchung, Arsenik und ein paar andere Giftarten. Der erste, der aus dem Kelche trinken sollte, fand obenauf eine fette Haut, wich zurück und trank nicht davon: zween andere thaten das nämliche; dann folgte eine große Menge, die alle tranken, und wovon viele krank geworden sind, doch ohne weitere Folgen. Das Gift war in zu viele Gefäße vertheilt, und da diese, einer alten Gewohnheit gemäß, alle von Holz waren, mochte das Gift seine Stärke verloren haben. — Der Thäter ist bis hieher unentdeckt geblieben; doch hat man, wegen einigen Verdachts, einen Kirchenbedienten (eine Art Küster) eingezogen.

Heute nun wurde in allen Kirchen darüber gepredigt; ich ging in Lavaters Kirche. Als er in einer Art von Chor, welches die Kanzel ist, hervortrat, kam ein Standsbedienter in blau und weiß gekleidet, mit einem Stabe, und schrie mit lauter Stimme: „Looßt!“ welches in unserer Sprache heißt: Höret! Nun wurde der obrigkeitliche Befehl verlesen und die Ursache, warum der heutige Bußtag angestellt werde. — Es thut mir herzlich leid, daß ich nicht die ganze

Predigt verstanden habe, ob ich schon nicht vier Schritte weit von Lavatern saß. Er hat mehr als irgend Jemand, den ich noch gehört, die Züricher Aussprache, und das Züricher Idiom. Ich hab Ihnen schon manchmal geschrieben, wie viel Noth ich noch oft habe, die Schweizersprache zu verstehen; vor fünf Monaten würde ich nicht das Drittheil seiner Predigt verstanden haben. — — — *)

Ich hoffte, den Verfasser der drey lezten Lebensjahre Jesu kennen zu lernen. Er ist nicht todt, wie man zu Leipzig glaubte, weil man ihn

*) Ich führe hier nichts weiter aus meines Freundes Briefe an, da diese Predigt, nebst einer andern des Herrn Ulrichs, ersten Geistlichen zu Zürich, nachher gedruckt worden ist.

Ueber die Geschichte selbst, die anfangs allgemein für wahr gehalten wurde, hat mir mein Freund nie weitet etwas geschrieben. Die deutschen Monatsschriften waren eine Zeitlang voll davon. Es ist jezt bekannt genug, daß weder der Kirchenbediente, noch der unglückliche Waser die Thäter waren, und daß die ganze schreckliche Geschichte vermuthlich keinen andern Grund hatte, als vernachlässigten Wein, unreine Gefässe, und vielleicht noch irgend einen andern ungefähren Zufall, der nie entdeckt worden ist. Herr Meiners indessen glaubt, in seinen Briefen über die Schweiz, aus angeführten Gründen die wirkliche Vergiftung. A. d. H.

mit Felix Heß, einem Prediger im Züricher Gebiete verwechselte. Von diesem sind die Briefe, die Lavater, dessen Vater und Freund er war, nach seinem Tode herausgab. — Der Verfasser der drey lezten Lebensjahre Jesu, ist Jakob Heß, ein Candidat (nach unserer Art zu reden), der noch kein geistliches Amt hat, und nicht weit von Zürich auf dem Lande lebt. Gegenwärtig schreibt er Leben der Patriarchen. — Die drey lezten Lebensjahre Jesu, die in Leipzig so allgemein bekannt sind, so sehr gelesen und in manchen Familien als ein Hausbuch für Privaterbauung gehalten werden, haben in der Schweiz ein ganz anderes Schicksal; ich besinne mich nicht, daß ich sie in irgend einem Hause gesehen; und verschiedene Personen, mit denen ich davon sprach, wußten nicht, daß ein solches Buch existirte.

Füßli, von dem ich Ihnen vor fünf Monaten schrieb, ist hier Professor der vaterländischen Geschichte, die er öffentlich liest — nicht für Schüler, sondern für den Bürger! der Studirende, der Künstler, der Kaufmann, der Handwerker hören seine Vorlesungen.

Ueberhaupt findet sich in Deutschland sowohl als in der übrigen Schweiz, schwerlich ein Ort, wo so viele Liebe zu den Wissenschaften und so viele Aufklärung unter dem Bürger herrscht.

Handwerksleute hatten Lesegesellschaften, schossen sich monatlich eine gewisse Zahl von Büchern an, kommen an bestimmten Tagen zusammen, lesen und raisonniren mit einander.

Bey Gelegenheit des Physiksaals hätt ich Ihnen sagen sollen, daß ein Lehrer darinne gehalten wird, der an bestimmten Tagen liest, und dessen Vorlesungen von Leuten von Ständen aller Art besucht werden.

In ihre Zeichnungsschule kann jeder Bürger sein Kind unentgeltlich schicken.

Für die Erziehung der Mädchen ist zu Zürich eine Anstalt, die ungeachtet aller Mängel, die man ihr vorgeworfen, vortreflich ist. Die Mädchen werden da in allem, was man von einer guten Hausmutter erwarten kann, unterwiesen. Man hat einen gedruckten, ziemlich weitläuftigen Plan von dieser Anstalt. *)

Zürich, Montags den 30. Sept.

Zürich hat allerhand Dinge aufzuweisen, die sehenswürdig sind, und die einen Reisenden mehr

*) In Herrn Meiners Briefen über die Schweiz 1 Th. S. 81. findet man eine vortrefliche Beschreibung dieser Töchterschule, deren Schöpfer Herr Usteri und Madame Goßweiler die Vorsteherin ist. A. d. H.

oder weniger interessiren. Die Stadtbibliothek enthält manches, das einen angenehm beschäftigen kann, wenn man Zeit zu bleiben hat. Verschiedene Privatpersonen haben ansehnliche Sammlungen von Gemälden, Zeichnungen und Naturalien. Doch dies alles ists nicht, wovon ich Ihnen jezt schreiben will. Ich hab Ihnen noch nicht gesagt, daß ich bey Bodmern gewesen bin, und daß er einen Eindruck in mir zurückgelassen hat, der einem entzückenden Traume gleicht. — Er wohnt außerhalb der Stadt; mit jedem Schritte, der mich ihm näher brachte, sagte ich mir: „bald, bald wirst du ihn sehen, den ehr„würdigen Greis, den Vater der deutschen Littera„tur, den Gründer des deutschen Geschmacks.“ — Ich kam nun an einen kleinen grünen Hügel, der mit einer Menge Obstbäume besezt ist, und sahe darauf ein altes, kleines Haus, einsam wie die Hütte eines Landmanns in einer Idylle, und ehrwürdig, wie die Wohnung eines Hausvaters aus der Vorwelt. Mein Herz pochte und meine Einbildungskraft wurde immer reger. Ich sah den Alten bald mit Noah und seinen Patriarchen um ihn her; bald mit den Helden Homers und mit den Grazien der Griechen. Sechzig Jahre der deutschen Litteratue lagen vor ihm, und er hat dies alles ausgelebt. Seine Kinder, und Zöglinge und Schüler modern schon längst vor ihm,

im Staube. Er sieht zurück in die Zeiten, die nicht mehr sind, lächelt bey der Erinnerung seiner Jugend und Stärke, und ruht, gleich einem alten Krieger, auf seinen Palmen.

Ich fand ihn munter und heiter; er empfing mich mit einem Händedruck und jener freundlichen Gutherzigkeit, die sich so sehr von kalter Höflichkeit unterscheidet, die uns in einem hohen Grade anzieht, und Zutrauen und Liebe einflößt. Das Alter hat sein Gesicht in tausend Falten gelegt; aber eine Heiterkeit schimmert zwischen durch, die dem Anschauer im Innersten wohlthut. Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, mit welcher Lebhaftigkeit und Regheit des Geistes dieser Greis sprach. Die Litteratur ist noch immer seine Freude und der Trost seines Alters. Er eilte mit schnellem Fluge durch eine Menge Perioden der vergangenen Zeit und weilte lange bey der gegenwärtigen. Er that eine Menge Fragen an mich als an einen Deutschen, der erst seit sieben Monaten Deutschland verlassen; und aus diesen Fragen und aus dem Detail, in das er ging, sahe ich, daß er noch in der vollkommensten Verbindung mit der deutschen Litteratur steht, und daß selbst von den neuesten ihm nichts unbekannt ist. Er fragte nach Leuten, und nannte mir Namen, von denen ich wenig vermuthete, daß sie bis an ihn gekommen wären. Klopstock

wurde unter andern genannt, und dies erinnerte ihn an die Zeiten, in denen er diesen Jüngling in seinem Hause empfing und sein Vater und Lehrer war. —

Er sprach dann von seiner eigenen Lebensart, wie er das Landleben allem andern vorzöge, und wie glücklich er in diesem einsamen Hause sey, das er weder Sommer noch Winter verlasse, ausgenommen, daß er von Zeit zu Zeit einmal in den großen Rath gehe. Er will diese Stelle nicht aufgeben, und hält sich als ein Züricher Bürger verbunden, so oft als er kann, da zu erscheinen. — Seine Frau, die so alt ist als er selbst, lebt mit ihm hier.

Seine litterarischen Kriege fielen mir ein, und ich dachte: „O, wenn doch die, die den Schriftsteller gemißhandelt haben, den Mann jezt sehen sollten, wie ich ihn hier vor mir sehe, seine heitere Miene und seine grauen Haare! Wie wenig haben doch die, die ihn in den lezten Zeiten hart behandelten, bedacht, daß ein Mann schwerlich Begriffe aufgeben kann, die er funfzig Jahre lang genährt, und gewisse Lieblingssachen, die ihm durch ein halbes Jahrhundert hindurch theuer geworden sind! — Lebe wohl, unsterblicher Greis, und sanft ruhe einst deine Asche!" —

Basel den 2. Okt.

Wir gingen von Zürich wieder nach Baden, und von da an einem Abend bis Coblenz, ein Dorf, das gerade in dem Winkel liegt, den die Aar, die hier in den Rhein fällt, mit dem Rheine macht. Wir kamen an den Rhein, da es schon ganz Nacht war, und wagten einen Schritt, der vor sechs Jahren zwey und vierzig Personen das Leben gekostet hatte. Der Rhein läuft hier so schnell, daß auch die besten Schwimmer damals hatten ertrinken müssen. Einer der Schiffer erzählte uns dies ganz treuherzig, eben da der Wagen mit den Pferden aufs Schiff gebracht ward, und wir nun auch hinein steigen wollten. Am Ende sagte er ganz beruhigend, daß man sie aber alle zwey und vierzig wieder bekommen hätte bey Seckingen, bey Rheinfelden ꝛc. Der Mensch war ein Katholik. Das Schiff hängt nicht, wie bey Windisch auf der Reuß an einem Seil, sondern es wird aus freyer Hand von den Schiffern gerudert.

Wir gingen noch über Waldshut auf Toggeren, ein Dorf in der Graffschaft Hanenstein. Die Einwohner dieser Graffschaft zeichnen sich vor allen Schwarzwäldern durch ihre Größe, ihre Furchtsamkeit (was doch der Rhein hier wieder für einen Unterschied macht) und ihre Tracht aus. Die Mannspersonen lassen den ganzen Bart wach-

sen, je länger, je schöner, tragen schwarze Jacken und Beinkleider, rothe Westen und eine weisse Harlekinskrause. Sie haben, selbst vor den vier Waldstädten, gewisse Gerechtigkeiten und Freyheiten; sie werden von acht Einungsmeistern, die sie selbst wählen, regiert. In einem Zimmer unsers Gasthofs fand ich ein Gemälde, das ich für einen alten Fürsten, oder Helden aus dem dreyssigjährigen Kriege hielt; ein verehrungswürdiges Gesicht, großer Bart und um den Hals eine goldne Kette mit einem Medaillon. Ich besann mich nicht gleich, daß ich diese Tracht im untern Zimmer in Menge gesehen. Ich fragte den Wirth, wer das wäre? „Es war," sagte er, „meiner „Frauen Großvater: er war Einungsmeister, wie „ich, und da er einmal zu Heilbrunn die Stadt „und die kaiserlichen Soldaten wegen der Ein„quartirung aus einander gesezt hatte, gefiel dem „obersten Offizier seine Klugheit; er berichtete es „dem Kaiser, und Karl VI. schickte ihm sein Me„daillon an einer goldnen Kette nebst einem Gna„denbriefe." — Den andern Morgen kamen wir bald nach Laufenburg.

Und so hatt' ich dann auf dieser Reise alle vier Waldstädte gesehen. Sie sind alle ziemlich elend; in Waldshut und Laufenburg hab ich das wahrhafte Gemälde der Armuth gesehen. Da zeigt dann der Schweizer mit dem Finger drauf

und ruft: „Seht! das ist Monarchie und Für-„stenland!“ Sekingen und Rheinfelden sind besser; sie liegen alle vier überaus schön. In Laufenburg bey der Brücke ist ein Anblick, nach welchem ich etliche Meilen reisen würde, wenn ich ihn nun nicht gesehen hätte. Der Rhein ist da in so enge Felsen eingeschlossen, daß sein Bette an einem Orte nicht breiter ist, als etwan ein recht breites Zimmer. Hin und wieder liegen auch Felsen mitten im Rhein; das Anstoßen an diese und an die Seitenfelsen macht ein fürchterliches Getöse und Wellen in Mannshöhe. Sie haben ohne Zweifel auch schon vom Rheinfall bey Laufenburg gehört: er ist ein kleines Bild des bey Schafhausen. Alles, was darüber geht, wird zerschmettert: man hat deswegen eine Art, die Fahrzeuge an einem Seile hinüber zu lassen, da der Fall nur ganz kurz ist, und die Menschen steigen indessen aus. Bey Sekingen kommt man wieder auf den gewöhnlichen Weg, und so weiter bis hieher.

Hier hätten sich nun alle Begebenheiten und Abentheuer meiner Reise geendet. Ich habe doch auch immer meinen Vortheil dabey, wenn ich Ihnen dies alles so schreibe. Da wird alles um mich her wieder so neu, so anschauend, daß ich glaube, ich sehe es noch einmal; und Dinge,

wovon ich Ihnen geschrieben, vergeß ich gewiß nicht wieder.

Basel, Mittwochs den 23 Okt.

Wir haben seit einiger Zeit eine französische Schauspielergesellschaft hier, die weder gut, noch ganz schlecht ist. Wer einen Koch, einen Brückner, einen Eckhof, eine Seilerin u. s. w. gesehen hat, findet freilich nur wenig Natur auch in denen, die hier für die besten gelten. An eine wahre Unterhaltung darf ich also hier nicht denken, und eben so wenig fällt mir es ein, Vergleichungen anzustellen. Indessen muß ich doch das sagen, daß eine mittelmäßige oder schlechte französische Schauspielergesellschaft vor einer mittelmäßigen oder schlechten deutschen sehr viel voraus hat. Der Franzose mag den wahren Ausdruck so sehr verfehlen, als er will, so hat er doch den Ton des gesellschaftlichen Lebens und das Ansehen eines Mannes von Erziehung. Sie scheinen in dem, was sie spielen und thun, zu Hause zu seyn, und auch die schlechtesten unter ihnen machen nicht jene armselige Figur, die wir an manchen deutschen Schauspielern verlacht haben, denen ihr Kopf, ihre Hände und Füße eine Beschwerde sind, deren sie sich gern entledigen würden; die nie wissen, in welchem Tone sie spre-

chen sollen, und in denen man, sie mögen spielen was sie wollen, immer einen Menschen von der niedrigsten Erziehung sieht. Der Franzose hingegen hat ein gewisses Entregent, eine gewisse Art, mit der er sich durchhilft, und mit der auch der Mann vom niedrigsten Stande sich ein gewisses Ansehen zu geben weiß. Der schlechteste französische Schauspieler also wird, im bürgerlichen Lustspiele — wenigstens nicht ekelhaft werden, wie ein deutscher von der nämlichen Klasse. In ihrem Aufzuge und ganzen Wesen herrscht ein gewisser Geschmack, durch den das Schlechte wenigstens erträglich wird.

Eine gute Truppe kann sich zu Basel unmöglich erhalten; denn auf dem ersten Platze bezahlt man zehn, auf dem zweiten sechs, und auf dem dritten zwey Batzen. Ueberdies ist das Haus klein und nie ganz voll. Die Ursache hievon ist ganz natürlich. Freilich versteht fast Jedermann französisch; aber diese Kenntniß erstreckt sich bey vielen nicht weiter, als etwa ein Buch zu lesen, oder ein bischen zu sprechen: folglich versteht der größere Theil der mittlern und niedern Stände die Schauspieler nicht, und findet also wenig Vergnügen am Theater. Eine deutsche Gesellschaft aber hat man hier, wie ich höre, fast nie.

Sie werden sich wundern, daß eine so reiche Stadt, wie Basel, kein Schauspielhaus hat!

Man spielt in dem Ballhause (Jeu de paume). Es ist ein altes schlechtes Gebäude, in das der Wind von allen Seiten eindringt. Inwendig ist es ganz schwarz angestrichen, damit man die Bälle desto besser sehen kann. Es hat, wie Sie leicht denken können, keine Fenster, sondern das Licht fällt in der Höhe durch Gitter vom Dach ein. Ringsherum geht ein Gang, auf dem die Bälle, wenn sie schief und zu hoch getrieben werden, liegen bleiben, und also für den Spieler verloren sind. Dieser Gang dient jezt für die Pläze vom zweiten Range. Die ersten Rangpläze sind gerade vor dem Theater, wo das Parterre seyn sollte. Da sizt man auf hölzernen Bänken, die sich allmälig erheben; dann kommt eine hölzerne Querwand, und hinter dieser sind die Pläze vom dritten Range.

Basel den 27. Okt. 1776.

Sie werfen mir vor, lieber Freund, daß ich Ihnen noch nie etwas über die hiesige einst so berühmte Universität geschrieben habe. Die Hauptursache dieses Stillschweigens ist wohl, daß sie hier nicht so in die Augen fällt, wie eine Universität in Deutschland. Ich glaube, ein Fremder, der nicht wüßte, daß eine hier ist, könnte Jahre lang zu Basel leben, ohne es zu wissen.

wenn ihn nicht etwa ein Ungefähr darauf führte. Ich besinne mich nicht, jemals hier einen Studenten bemerkt zu haben, und in der That ist ihre Zahl gewöhnlich zwischen sechszig und siebenzig. Ja sie würde nicht einmal so stark seyn, wenn nicht eine Menge Ungarn darunter wären, für welche hier eine besondere wohlthätige Stiftung ist. Der Lehrer sind achtzehn, eine kleine Anzahl gegen die Menge von ordentlichen und außerordentlichen Professoren und Magistern zu Leipzig; und doch hat vielleicht keine Universität so viel Lehrer als Basel, wenn sie ihre Anzahl gegen die der Studenten halten. Auch giebt es unter diesen Professoren Männer von vielem Verdienste; manche, die auch auswärts einen Namen haben, und andere, die vielleicht einen zu haben verdienten.

Die theologische Fakultät hat drey Lehrer, unter welchen D. Herzog *) ist, der verschiedenes geschrieben hat, und D. Beck, ein Mann, der außerordentlich viel gearbeitet hat. Er hat viel zu dem großen historischen Wörterbuche geliefert, das unter dem Namen des Iselinischen bekannt ist: auch ist von ihm die bekannte große Concordanz.

*) Von ihm hat man nunmehr ein lateinisches Werk über alle Gelehrte, die je zu Basel gelebt haben. A. d. H.

Die juristische Fakultät hat 1) einen Lehrer der Institutionen, 2) der Pandekten, 3) des Lehnrechts. In dieser Fakultät ist Herr d'Annone, ein Mann, der nebst großer Gelehrsamkeit weitläufige Kenntnisse im Münzwesen besitzen soll. Er hat über die Numismatik geschrieben, und besizt selbst eine Sammlung von Münzen und von interessanten Naturalien. Herr D. Iselin, den Sie nicht mit dem Doktor Rathschreiber, wie man ihn hier nennt, verwechseln müssen, ist ein Mann, dessen Name unter den gelehrten Juristen sehr bekannt seyn soll. Ich weiß, daß einige Standsglieder seine Aussprüche in der Rechtsgelehrsamkeit und in Staatssachen sehr hoch schätzen und ihn öfters berathen. Auch besinne ich mich, daß D. Ernesti zu Leipzig mir einst viel von ihm und von seiner Gelehrsamkeit in der alten Litteratur und Geschichte sagte. Aber alles das weiß ich eigentlich nur vom Hörensagen, und deswegen brauche ich so oft das Wort soll, ein Ausdruck, in welchem Sie wenigstens meine Aufrichtigkeit schätzen müssen. *)

Die Arzneykunde hat einen Lehrer 1) in der Physik, welches jezt der berühmte Daniel Bernoulli ist, älterer Sohn des noch berühmtern

*) Dieser Mann ist nun seit einigen Jahren todt.
A. d. H.

Johannes. Dieser Mann ist nahe an die achtzig, und hat sich selbst überlebt. Man sieht ihn nicht, und hört eben so selten von ihm. 2) In der Theoretik; 3) in der Anatomie und Botanik; 4) in der Praxis.

Die philosophische Fakultät hat 1) einen Professor der Mathematik, welches jezt D. Johann Bernoulli ist, Bruder des Daniel und Vater des Akademikers zu Berlin. Sie wissen, daß Johann Bernoulli einen großen Namen unter den Mathematikern hat. 2) Der Geschichte; 3) der Rhetorik; 4) der hebräischen Sprache, 5) der Vernunftlehre, 6) der Moral und des Naturrechts, 7) der Redekunst; 8) der Griechischen Sprache, welches jezt Herr Le Grand ist, ein Mann, der viel Gelehrsamkeit in diesem Fache besitzen soll, der aber schon seit Jahren in eine gewisse Schwäche verfallen ist, die ihn zu den Geschäften untüchtig macht.

Wenn ich sehe, wie wenig die Universität und Gelehrsamkeit im ganzen hier geschäzt wird, so wundere ich mich, daß diese Universität noch so viele Gelehrte aufzuweisen hat. Auch geräth sie täglich mehr in Verfall. Man kann alle Aemter im Staate erlangen, ohne, nach der gewöhnlichen Art, studirt zu haben. So war z. E. der eine der hiesigen Bürgermeister ein Kaufmann, der seine Bandfabrike nicht eher aufgab, als bis

er Haupt wurde. Man scheint sogar im Stande eine gewisse Abneigung gegen eigentlich sogenannte Gelehrte zu haben. Wer sich der Universität widmet, kann keine Stelle im Staate bekommen. Auch herrscht eine gewisse Eifersucht zwischen der Universität und dem Stande, welcher leztere die wenigen Rechte, oder Privilegien, die die erstere hat, noch so viel als möglich einzuschränken sucht. Auch ist der Stand natürlich der Souverain, und die Universität ist gleichsam nur ein untergeordnetes Collegium. Die Bezahlung ist auch schlecht, denn eine Professorstelle trägt kaum zweyhundert sächsische Thaler ein. Besondere Ehre und Vorzüge sind eben so wenig an diese Stellen gebunden: und so glänzt der reiche Kaufmann mit Equipage, Bedienten und glänzendem Aufzuge, während daß der Professor, besonders wenn er wenig eigenes Vermögen hat, in der Vergessenheit lebt.

Es scheint nicht, daß man hier findet, daß eine Universität dem Staate vortheilhaft sey, denn der Stand thut nicht das geringste für sie, z. B. durch Verbesserung des Gehalts, durch außerordentliche Pensionen, oder durch Berufung eines Ausländers von Namen, in einem Fache, in welchem es etwa hier fehlt.

Den 2. November.

So eben hab ich wieder gelesen, was ich hier geschrieben, und ich sehe, daß ich zum Theil ungerecht gewesen bin. Der hiesige Stand ist arm, und hat wenig übrig zu Pensionen und außerordentlichen Ausgaben. Ueberdies ist man gegen jede Neuerung in einer Republik, wo das Volk, ohne Unterschied, Antheil an der Regierung hat, und wo alles durch die Mehrheit der Stimmen geschehen muß. Die schönsten Vorschläge müssen in einer solchen Regierung oft verworfen werden, blos weil sie neu sind, und weil der, der etwas neues vorschlägt, immer ein klügeres Ansehen zu haben scheint, als die andern, die eben sowohl den Einfall hätten haben können. Hier liegt wohl die hauptsächlichste Ursache, warum in den Republiken, besonders in den Demo- und Aristodemokratischen alles Neue so selten Grund faßt, und alles Alte, es sey auch wie es wolle, sich so fest und so lange erhält.

Ich gestehe, daß ich oft in Versuchung gerathe, über dieses und jenes zu spotten; wenn ich mir aber die Sache umständlich erklären lasse, wenn ich alles im ganzen Zusammenhange sehe, so finde ich oft, daß man die Theile nicht ändern kann, ohne das Ganze über den Haufen zu werfen. So ist hier z. E. das Loosen, eine Sache,

die jedem Fremden im höchsten Grade auffallen muß. Im Stande sowohl als bey der Universität bekommt nicht der Würdigste die Stelle, sondern der, dem das Loos wohl will. So oft also eine Professur zu besetzen ist, werden durch die Mehrheit der Stimmen drey Candidaten gewählt, und diese loosen mit einander. Mir kam dieses anfangs unglaublich vor, wenn ich bedachte, daß auf einer Universität, die so zahlreich an Lehrern ist, wie z. E. die Leipziger, schwerlich drey Männer würden zu finden seyn, die alle gleich geschickt zu der Stelle wären. — Da sagt man mir nun, daß es vor der Einführung des Looses noch schlimmer gewesen wäre, weil dann die Stelle blos nach Gunst besezt worden sey. — Wie nun aber, wenn auch jezt ein Unwürdiger Mittel findet, gewählt zu werden, und das Loos ihn begünstigt? — „Dann haben wir wenigstens zwey gegen eins,“ war die Antwort. — Sie war mir freylich nicht zureichend; aber was geht das mich an?

Eine andere Gewohnheit ist mir nicht weniger aufgefallen. Sobald eine Professur ledig wird, so hält alles, was seinen Universitätscurs gemacht hat, darum an. Hierdurch geschieht es denn, daß ein Mann oft sonderbar aus seinem Fache gehoben wird, daß der in die philosophische Fakultät kommt, der in die medizinische ge-

hört, und daß der, dessen vornehmste Stärke in der Mathematik ist, Professor der hebräischen Sprache wird.

An Berufung fremder Gelehrten ist nicht zu gedenken; denn ohne zu untersuchen, ob man unter den einheimischen alles, was man von einem fremden erwarten möchte, finden kann oder nicht, so ist dies schnurstraks gegen die hiesige Verfassung. Kein Amt, vom höchsten bis zum geringsten, kann einem andern zu Theil werden, als einem hiesigen Bürger. Selbst alle Einwohner des Cantons sind hier ausgeschlossen, wenn sie nicht Bürger der Stadt sind. In den Stand können nicht einmal neu aufgenommene Bürger kommen; ihr Blut muß erst durch folgende Generationen alles Ausländische evaporiren.

Noch etwas, das die Universität einigermaßen angeht! Herr Schlettwein, der am Badischen Hofe lebte, und der dem Markgrafen allerhand ökonomische und kameralistische Projekte angab, wovon einige in Ausübung gebracht wurden und fehlschlugen, kam nun nach Basel, und erhielt vom Stande die Erlaubniß (nicht als Professor, nicht als Universitätsgenosse, denn dies kann nicht seyn) statistische, kameralistische, ökonomische Vorlesungen zu halten. In einer Schrift „über den Einfluß einer wohleingerichteten Universität auf den Nahrungszustand der Bürger“

lud er das Publikum zu seinen Vorlesungen und zu Anhörung einer Rede ein, die er heute hielt. Herr Iselin, der sich sehr für ihn interessirt, giebt sich viele Mühe, ihm Subscribenten zu seinen Vorlesungen zu verschaffen.

Basel den 20 Jan. 1777.

Sie schreiben mir, lieber Freund, in kurzem drey Briefe nach einander, und ich — schreibe Ihnen dafür gar nicht. Schieben Sie einen Theil der Schuld auf den Winter, der mehr Zerstreuungen zuläßt und mehr Zeitverlust als der Sommer. Die Länge der Abende, die Rauhigkeit der Witterung und die Ertödtung, die in der Natur herrscht, bringt die Menschen oft mehr zusammen, als ihre gegenseitige Neigungen zu einander. Dies bringt mich sehr natürlich auf die Winterbelustigungen der Stadt Basel.

Alle Mittwoche hat man hier Konzert, das, wenn es sich nicht durch große Meister empfiehlt, doch immer eine angenehme Unterhaltung ist. Es besteht zum Theil aus Liebhabern, unter denen es, so wie unter den Tonkünstlern der Stadt, verschiedene von einer gewissen Stärke giebt. Aber es fehlt an einigen Männern, die das Orchester heben und ihm Leben und Geist mittheilen könnten. Die hiesigen Kenner sagen durchge-

hends, es sey eine Schande für eine so reiche und von Musikliebhabern so volle Stadt, daß man so wenig auf das öffentliche Konzert wende. Man solle einige Tonkünstler von anerkanntem Verdienst hieher berufen, sie gut bezahlen, und das ganze werde bald ein anderes Ansehen bekommen. Die Subscription ist nicht mehr als ein neuer Louis-d'or, wofür man von Michaelis bis Himmelfahrt das Konzert besuchen kann. Setzen Sie nun noch dazu, daß die Anzahl der Subscribenten nur klein ist, und Sie werden begreifen, daß die Besoldungen höchst mager seyn müssen. Indessen hält man doch eine Sängerin, eine alte Italienerin, deren Stimme vorüber ist und die diesen Verlust weder durch Kunst noch durch Geschmack ersezt.

Der Sänger wird von dem hiesigen Publikum allgemein als ein verdienter Tonkünstler anerkannt; auch soll er eine gute Stimme gehabt haben, von der sein hohes Alter und seine mehr als unregelmäßige Lebensart jezt nichts mehr als einige Reste zurückgelassen haben. Er hat einige gute Schülerinnen gezogen, von denen einige bisweilen im öffentlichen Konzerte zu ihrem Vergnügen singen.

Der Konzertsaal ist weder schön noch garstig; er ist groß und bequem, aber sehr selten zur Hälfte voll. Die Frauenzimmer scheinen ihn ungerne zu besuchen, weil sie, wie man mir sagt, nicht

gerne in voller Kleidung erscheinen; und der Mangel an Frauenzimmern hält viele Mannspersonen zurück, dahin zu kommen, so daß das Ganze die mehrestenmale ein ziemlich todtes Ansehen hat.

Oefters reisen fremde Virtuosen hier durch und begehren ein Konzert, das man ihnen denn gewöhnlich bewilligt, wiewohl sie selten viel gewinnen.

Der Tanz ist eine der hiesigen Hauptlustbarkeiten im Winter. Man hat keine besondere Einrichtung dazu; sondern zu Anfange des Winters machen einige Mannspersonen, die gewöhnlich von einem sogenannten Kämmerchen sind, (eine geschlossene Gesellschaft, die sich in einem dazu gemietheten Zimmer versammelt) unter einander aus, daß sie sechs, sieben oder acht Bälle von vierzehn zu vierzehn Tagen halten wollen, unterschreiben ihre Namen, und schicken dann diese Liste zu dreißig bis vierzig andern Mannspersonen. Die Einrichtung der Bälle ist also jedes Jahr willkührlich; manchmal, wie diesen Winter, speist man zu Hause, geht um neun Uhr auf den Ball, und tanzt bis um zwölfe, oder man fängt um sieben Uhr zu tanzen an, und sezt sich zusammen um zwölfe zur Mahlzeit. Manches Jahr giebt es mehr als eine Partie von solchen Subscriptionsbällen, und alsdenn ist mehr Wahl für die Per-

sonen, die nicht gerne einander treffen; und solcher scheint hier eine ziemliche Anzahl zu seyn.

Die Bälle werden auf den Zünften gehalten, das heißt, in solchen Häusern, die einer Zunft gehören und auf denen gewöhnlich ein Koch wohnt. Dieser unternimmt die Mahlzeiten für die Bälle, und einige derselben sind hier so berühmt, daß man, bey vielen Gelegenheiten lieber auf den Zünften Mahlzeiten giebt, als in seinem eigenen Hause. Die Bälle werden im untersten Stocke gehalten, in einem Saale, der sich schlechterdings durch nichts empfiehlt, als durch seine Größe.

Auf den Bällen ist weder ein Ceremonienmeister, noch ein befehlender Direktor, noch Verordnungen und Regeln, nach denen sich die Gesellschaft zu richten hätte. Ja es ist nicht einmal eine Ordnung für die Folge der Tänze. Daher geschieht es denn, daß oft einer nach diesem, der andere nach einem andern Tanze zu den Musikanten schreyt, und die Paare, die sich schon in einen Contretanz formirt hatten, müssen sich entweder wieder niedersetzen, oder deutsche und schwäbische tanzen. Für diese lezten hat man hier eine ungemessene Neigung und sie machen die größere Hälfte aller Tänze aus. Da walzt man um eine Säule herum mit einer Heftigkeit, vor

elf Uhr (zehn Uhr) keine Kutsche mehr auf die Gasse fahren darf.

Solcher sonderbaren Gesetze, die man Reformationsgesetze nennt, giebt es hier mehrere. So ist es z. B. einem jeden erlaubt, Kutsche und Pferde zu halten, aber einen Bedienten hintenauf zu stellen, ist verboten. Denken Sie sich nun einmal ein Frauenzimmer, die allein und bey garstigem Wetter einige Besuche zu machen hat. Sie kommt vor ein Haus, und findet es verschlossen, denn dies ist hier der allgemeine Gebrauch. Hört ein Bedienter im Hause die Kutsche — nun so ist alles gut; wo nicht, so muß der Kutscher absteigen, indeß die Pferde vielleicht davon laufen; oder das Frauenzimmer muß, wenn sie furchtsam ist, aussteigen, anklingeln und im Regen stehen, bis ihr aufgemacht wird. Ich wundre mich, daß man nicht auf den Einfall kommt, Bediente in die Kutsche zu sich zu nehmen!

Ja, sagt man, dieses Gesez hat seinen grossen Nutzen fürs Publikum; denn manche Familie mag sich wohl Kutsche, Pferde und einen Kutscher, nicht aber einen Bedienten halten. Stellten die einen einen Bedienten auf die Kutsche, so würden die andern auch einen haben wollen, und der Luxus würde also dadurch vermehrt.

Um zu verhindern, daß jemand viele Pferde halte, darf niemand viere vor seine Kutsche span-

nen, er müßte denn über drey Stunden weit im Cantone reisen, oder außer Landes gehen. — Dieses Gesez ist unbequem und hat nicht den geringsten Nutzen! Eine Menge Familien halten vier Pferde und fahren mit vier Pferden eine Stunde weit von der Stadt ins Bisthum, oder ins Elsas, oder ins Markgräfische; dann sind sie außer Landes gewesen. Wenn sie aber, oft schwer bepackt, auf ihre Landgüter gehen, müssen sie mit dreyen fahren.

Ueberhaupt muß ich manchmal lachen, wenn ich sehe, wie man gewissen Gesetzen auszuweichen weiß. So dürfen z. E. die Mannspersonen keine seidenen Röcke tragen. (Futter, Westen und Beinkleider von Seide sind nicht verboten). Sie haben deswegen im Winter Kleider von dem feinsten wollenen Samte, (Manchester, wie man in Sachsen sagt) der seine Schwärze nie so lange erhält, als der seidene, und also eher weggeworfen werden muß; und im Sommer tragen sie seidene Stoffe, in denen ein baumwollener Faden läuft. Diese Stoffe sind fast so theuer, als ganz seidene, und, wegen des heterogenen Fadens, nicht von der geringsten Dauer.

Alles gesponnene Gold und Silber, als Tressen, Knöpfe ꝛc. sind verboten. Spitzen darf niemand tragen, wohl aber Filosche, so fein und so kostbar als man immer will.

Von der Kleidung der Frauenzimmer mag ich nicht schreiben, denn diesen sind nicht nur eine Menge Stoffe, sondern auch Formen und Schnitte verboten. Ich habe verschiedene Sachen, die verboten, und andere, die nicht verboten sind, gegen einander gehalten, und ich habe unmöglich eine Ursache ausfinden können, auf die der gesezliche Unterschied gegründet seyn möchte.

Die Bedienten dürfen keine Manschetten, seidene Strümpfe — und was weiß ich? — tragen, und die Herren dürfen ihnen keine Borten auf die Liverey geben.

An den Kutschen und Schlitten ist alle Vergoldung, Malerey und Wappen verboten; dafür aber hält sich mancher, (um sich wenigstens durch Mannigfaltigkeit anderer Art schadlos zu halten) eine Stadtkutsche, eine Berline, eine offene Chaise, eine Diable ꝛc.

Wie mannigfaltig das Gute ist, das aus allen diesen Gesetzen erwächst, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ein Theil der Eingebornen wenig davon hält, und daß man, im Ganzen, ihnen so viel als möglich zu entgehen sucht. Auch kenne ich viele Leute hier, die außer den Kleidern, die sie zu Hause tragen, eine weit ansehnlichere Sammlung für das Ausland haben, und daß sie

einen vollen Gebrauch davon machen, so oft sie eine Gelegenheit dazu finden *)

Die sogenannten Herren von der Reformation bestehen, wie fast alle hiesige Collegien und Richterstühle, aus Männern aller Stände; und ich höre oft sagen, daß die niederern oder ärmern eine Menge dieser Gesetze gemacht haben, und daß die Kutschen- und Bedienten-Gesetze von denen kommen, die keine haben. Wie weit dieses wahr ist, weiß ich nicht; denn ich bemerke oft, daß, während die einen wenig Achtung für diese Gesetze zeigen, andere gar ernsthaft darüber sprechen und sich für den großen Nutzen derselben

*) Nur einer, der sich lange in der Schweiz aufgehalten und da im häuslichen Leben gelebt hat, kann von diesem Klügeln der Schweizer, ihren Reformationsgesetzen auszuweichen, etwas Bestimmtes sagen. Manches, was hier über diese Sache gesagt wird, hab' ich aus weit spätern Briefen gezogen. Wenn also Reisende diesen Gesetzen eine weit größere Kraft zuschreiben, als sie wirklich haben, wie z. B. Coxe an verschiedenen Orten in seinen Sketches of the natural, civil and political state of Swisserland thut, so erfodert es die Billigkeit, diese Behauptung der Eilfertigkeit zuzuschreiben, mit der die meisten Reisenden die Schweiz durchwandern müssen: anderer Ursachen nicht zu gedenken, die in den Schweizern selbst zu suchen sind.
A. d. H.

streiten. Diese leztern sind eine Art von Patrioten, die sich um die Gunst des Volks bewerben und viel von Republikanismus und Simplicität reden.

Basel den 1. Februar 1777.

Ich wollte Ihnen von den hiesigen Winterbelustigungen schreiben und bin in die Reformationsgesetze gerathen! Doch was liegt Ihnen daran, in welcher Ordnung ich Ihnen schreibe; die natürliche Ordnung in meinen Briefen, das heißt, in unsern freundschaftlichen Unterhaltungen ist, keine zu beobachten. Ich schreibe Ihnen meine Bemerkungen, wie sie mir einfallen. Heute sollen Sie etwas von den sogenannten Kämmerchen haben.

Ein Kämmerchen ist ein mehrentheils rostiges, ziemlich unansehnliches Zimmer, oder mehrere, die eine geschlossene Gesellschaft in irgend einem Hause miethet. Dieses Zimmer ist alle Tage offen, und wer zwischen fünf bis acht Uhr dahin geht, ist immer gewiß, Gesellschaft da zu finden. Jeder unterhält sich da nach seinem Belieben; man redet von Politik, von Stadtneuigkeiten, man trinkt Thee, raucht Tabak, spielt Tarok ꝛc. Man ist hier so sehr in diese Kämmerchen verliebt, daß es wenig Mannspersonen giebt, die nicht zu

irgend einem gehören. Eben deswegen wundere ich mich, daß man sie nicht mit mehr Bequemlichkeit und Zierlichkeit einrichtet. Als ich das erstemal in eins der hiesigen Kämmerchen kam, erstaunte ich, eine Menge reicher und wohlhabender Männer in einem elenden kleinen Zimmer beysammen zu sehen. Ich habe nachher andere gesehen, aber keins, das nur die geringste Empfehlung von innerer guter Einrichtung oder Schönheit hätte. Gleichwohl findet man die Mannspersonen von der besten Gesellschaft dieser Stadt, selbst die Häupter mit eingeschlossen, in einigen dieser Kämmerchen, oder Kämmerli, wie man sie hier nennt.

In so ferne man gewiß ist, in diesen Zimmern immer Gesellschaft zu finden, oder eine Stunde, die einer gerade zwischen andern Geschäften hat, und in der er wenig thun würde, da zubringen kann, sind diese Kämmerchen sehr gute Einrichtungen; auf der andern Seite thun sie dem geselligen Leben, im Ganzen, unendlichen Schaden. Schwerlich hätte man ein wirksameres Mittel ausfinden können, die beiden Geschlechter von einander zu trennen, so sehr wie sie hier getrennt sind.

Die Folgen von dieser Einrichtung sind ganz natürlich. Sobald Mannspersonen beständig blos unter sich leben, bekommt ihr Ton und gan-

zes Betragen eine gewisse Rauhigkeit, die durch die Mittheilung des sanftern weiblichen Charakters gemildert wird. Der Mann, um dem Geschlechte zu gefallen, gewöhnt sich durchaus an eine gewisse Eleganz und Delicatesse, die man an Orten, wo die Mannspersonen blos unter sich leben, für Weiblichkeit oder Unmännlichkeit erklärt. Ein Mann, der nicht gewohnt ist, vermischte Gesellschaft zu sehen, ist mehrentheils, wenn er unter Frauenzimmer kommt, ungeschickt, und, so kühn er auch sonst seyn mag, scheu. Er fühlt sich selbst unbehaglich, weiß nicht von was er reden soll, und alles ist ihm neu.

Die Frauenzimmer auf der andern Seite, die keine Männer in ihren Gesellschaften empfangen, überlassen sich dem Hange zu Kleinigkeiten, sprechen von wenig andern als Kleidung und Kinder- und Gesinde-Geschichtgen, und sind folglich unter Mannspersonen stillschweigend und steif.

Sie fragen vielleicht, wie die Ehen, unter diesen Umständen geschlossen werden, und wie das künftige Paar mit einander bekannt wird? Ich habe die nämliche Frage gethan, und man sagt mir, daß die jungen Leute an Hochzeiten und Bällen einander sehen, und daß da der Grund zu manchen künftigen Ehen gelegt wird. Ueberdies werden viele, wie an allen Orten, wo viel Reichthum

ist, blos aus Interesse und Convenienz geschlossen. Eine Mannsperson wünscht in eine angesehene Familie zu kommen, und das Frauenzimmer nimmt ihn, weil er reich ist. Ein anderer wünscht in eine Handlung zu heurathen, und man giebt ihm die Tochter, weil er die Geschäfte gut versteht. Dies ist der Gang der menschlichen Natur und ungefähr aller Orten der nämliche. Ich will Ihnen nun etwas von den Hochzeiten schreiben.

Sobald der Tag, unter guten Familien, festgesezt ist, ladet man Freunde und Verwandte ein, die aber nicht eine gewisse Zahl überschreiten müssen, sonst fällt man in Strafe; doch dies wird nicht so genau genommen. Am bestimmten Morgen fährt Braut und Bräutigam, mit etlichen Kutschen voll Freunden und Verwandten, auf ein benachbartes Dorf, und läßt sich trauen. Diese Ceremonie geschieht selten in der Stadt. Man fährt zurück und speist auf einer Zunft zu Mittage, wo man alle übrige Gäste findet. Jedes unverheurathete Frauenzimmer hat einen Aufwärter, das heißt, eine unverheurathete Mannsperson, die sie vorher darum angesprochen hat, und die sie an die Tafel führt, neben ihr sizt, sie wieder von der Tafel herab in den Tanzsaal begleitet, und den ersten Tanz mit ihr thut. Und so

auch wieder beym Nachtessen. Und dies giebt in der Folge oft Anlaß zu einer Ehe.

Die Gesellschaften sind hier mehr Familiengesellschaften, als von irgend einer andern Art. Leute von einem gewissen Alter haben gewöhnlich alle Wochen einen Tag, an dem ihre Kinder, Nichten, Neffen, Vettern und Enkel, wenn sie welche haben, den Abend bey ihnen zubringen und speisen. Die Gewohnheit, sich durch einen Titel der Verwandtschaft anzureden, geht so weit, daß man es auf die entferntesten Glieder ausdehnt. Man hört also nichts, als „Herr Vetter und Frau Baas und Jungfer Baas und Frau Tante und Herr Onkle." Lezthin sagte ich zu jemanden: „ich wußte nicht, daß Herr N** Ihnen verwandt ist." — „Auch ist er es so wenig, als Sie," war die Antwort; „aber es ist gerade so ein Gebrauch und viele Leute halten es für höflich."

Was aber einem Fremden weit mehr als diese weitläuftige Verwandtschaft auffällt, ist, daß alle Basler einander durch Er und Sie anreden. „Wie lebt er, Herr Vetter?" und „komm sie hier, Frau Baas". Setzen Sie nun noch hinzu eine Sprache, die den Schweizern ganz eigen ist, und von der ich Ihnen in Zukunft mehr schreiben will, und Sie werden begreifen, daß sich ein Fremder in so einer Familiengesellschaft im Anfange ganz verloren scheint. Auch legt die Erscheinung eines

Fremden vielen Personen grossen Zwang auf, und deswegen ist er, natürlich, nicht so gar willkommen. Doch legt sich dies in der Folge, wenn man ihn mehr kennt, und er kann in mancher Familie angenehme Abende zubringen.

Das Spiel ist fast durchaus Tarok, das man hier auf viererley Arten, und häufig zu vieren spielt. Die Karten sind von einer Art, die Sie in Sachsen nie gesehen haben, und die Farben heißen Stecken, Schwerdt, Kuppen und Rosen. Man spielt überaus niedrig.

Basel den 5. Febr. 1777.

Ich komme eben von einer kleinen Lustreise zurück, die ich mitten im Winter und bey schlechtem Wege gemacht habe. Ich habe Ihnen vergangenen Sommer viel geschrieben von den Naturschönheiten auf der französischen Seite des Rheins; die deutsche ist nicht weniger schön, denn so fand ich sie selbst durch das traurige kalte Gewand des Winters hindurch.

Zunächst Basel liegt, auf der deutschen Seite, ein schönes und fruchtbares Stückgen Land, das dem Marggrafen von Baden gehört, und das man die Herrschaften Rötelen, Badenweiler und Sausenburg nennt. Die leztere hat auch, glaub ich, den Titel einer Landgrafschaft. Das Haupt-

städtgen in diesem Striche ist Brach, eine Stunde von Basel; und auf einer andern Seite, sieben Stunden von Basel, ist ein grosses wohlgebautes Dorf, Mühlheim, wo verschiedene gute Familien wohnen, und wo eine Art von Regierung ist, deren Haupt man Hofrath nennt. Der erste Geistliche des Orts hat den Titel Kirchenrath. — Sie müssen wissen, daß man hier herum, so wie auch zu Basel, gar viel auf Titel hält. Doch dies ist ein alter Vorwurf, den die Ausländer uns ehrlichen Deutschen immer gemacht haben.

Ich ging, längst dem Rhein hinab, bis Freyburg im Breisgau, eine artige, wohl in die Augen fallende Stadt, mit verschiedenen guten breiten Gassen. Sie liegt ganz in einer Ebene; aber so dichte am Fuße der Gebirge, daß man, in einiger Entfernung, glaubt, sie liege mitten in Bergen. Diese Berge, die mehrentheils wohl angebaut sind, und das Thal, das ein kleiner Fluß durchströmt, geben der Stadt eine Lage, die im Sommer überaus angenehm seyn muß; ein Bach, der durch die mehresten Gassen fließt, erhält sie rein. Hier ist die Regierung aller vorderösterreichischen Lande; es giebt also viele Leute vom Stande, einen zahlreichen Adel, und überhaupt eine ziemliche Bevölkerung. Daß diese Stadt ehemals eine wichtige Festung war, sieht man ihr nicht mehr an; nur auf den Bergen sieht man die

Trümmern von drey zerstörten Forts, durch die die Stadt bedeckt war.

Was die meiste Aufmerksamkeit verdient, ist das Münster, ein herrliches Denkmal gothischer Bauart! (ich behalte den Namen gothisch bey, weil es der gewöhnliche ist, ob man schon sagt, daß die Mauren diese Bauart nach Europa gebracht haben.) Viele sagen, der Plan dieses Münsters sey von Erwin, dem Erbauer des Strasburger, ob ich schon hier nicht das Leichte, Lüftige und jene unbeschreibliche Kühnheit und Erhabenheit finde, die zu Strasburg einen jeden in Erstaunen sezt.

Den 10. Februar.

Da seh ich unter meinen Fenstern den drolligsten Aufzug, den eine komische Einbildungskraft nur immer ausdenken kann! Ein Löwe, ein Greif, ein wilder Mann, Schweizer in alter Tracht, Männer und Knaben, mit Gewehr und Trommeln und Pfeifen. Dies ist eine alte Gewohnheit, eine Art Carnevalsfeyer, die man sorgfältig beybehält und Umzüge nennt. Sie dauern bis künftigen Montag, da sie am zahlreichsten und schönsten sind.

Der Umzug, den ich so eben gesehen habe, kam aus der kleinen Stadt, welche in der Mitte

oder, wie sie es nennen, Gesellschaften eingetheilt ist. Die eine heißt die Gesellschaft zum Löwen, die andere zum Greifen, und eine dritte zum wilden Mann. Jede erscheint unter der Figur ihres Namens und zieht in der Stadt herum, begleitet von einer Menge fantastisch gekleideter Kinder. Die Thiere werden gewöhnlich an Ketten geführt, und der Greif zeigt sich in einer ganz eigenen Art von Tanze, den man den Greifentanz nennt. Alle diese Thiere nennt man die Ehrenthiere. Am lezten Tage der Umzüge wirft der wilde Mann den Greifen in einen Brunnen, in welchem Wasser ist: ein Umstand, der, wegen der Kälte der Jahreszeit, schon manchem Greife theuer zu stehen gekommen ist. Knaben versammeln sich in diesen Umzügen, oft in ganzen Compagnien, tragen eine Uniform, und schießen vor den Häusern mit Flinten, wofür sie etwas Geld erwarten, dessen sie nicht bedürfen. Die Repräsentanten der Zünfte oder Gesellschaften sind gemeine Leute, die bezahlt werden.

Die grosse Stadt Basel, das heißt, die Stadt auf der Schweizerseite des Rheins, hat Vorstädte und jede Vorstadt hält ihre Repräsentanten, die Umzüge zu machen. Dieses sind nun die drey Eidgenossen, die in der alten Schweizertracht erscheinen und durch die Hauptfarben ihrer Kleider zeigen, welcher Vorstadt sie gehören. Man macht

oft grossen Aufwand, diese Eidgenossen wohl zu kleiden, und das Gegentheil würde der Vorstadt zur Schande gereichen. Eine Gasse, die man die Eschemer nennt, liefert auch einen Wilhelm Tell, welcher, wenn er mit den Eidsgenossen geht, allemal voraus marschirt. Nichts ist drolliger, als vier alte, große und handfeste Kerls zu sehen, die von Trommeln und Pfeifen begleitet, unter einem Heere von Kindern, gravitätisch herummarschiren und die Leute an den Fenstern grüßen. Dieser Gruß geschieht folgendermaßen. Wilhelm Tell, der eine ungeheure Armbrust auf der Schulter trägt, nimmt sie herab und macht eine gewisse Bewegung, ungefähr wie eine Schildwache das Gewehr präsentirt. Die Eidsgenossen, mit nicht weniger Ernst und Würde, berühren ihre bunten Mützen und geben denn alle drey einander die Hand. — Vor dem Wilhelm Tell geht oft der kleine Knabe mit dem Apfel auf dem Kopfe, und der alte Vater, um dem Pöbel eine Diversion zu geben, schlägt die Armbrust bisweilen an und zielt nach dem Apfel.

Auf den Zünften werden nun etliche Tage lang eine Menge Mahlzeiten gehalten, wo die Reichern und Aermern sich oft mischen, und wo, wie ich höre, unmässig gegessen und getrunken wird.

Den 5. März 1777.

Freund! Ich fühle die Annäherung der Zeit, in der ich vor einem Jahre Sie, mein Vaterland und alle meine Lieben verließ.

Ich bin heute sehr frühe aufgestanden. Es ist ein schöner Morgen und warm für die Jahrszeit. Ich übersah mit einem Blicke den schönen Tag, und da überfiel mich, mit aller Macht, das Bild vergangener Zeiten. Zum zweytenmale fangen die Knospen an zu treiben; zum zweytenmale werden Ihre Linden bald grünen — aber ich werde sie nicht sehen; werde nicht mit Ihnen den lezten fliehenden Schnee im Graben sehen, nicht über die ersten Blätter in den Gärten frohlocken.

Lieber! die Jahreszeit unseres Scheidens ist nun nahe, und ich fühle eine gewisse Aengstlichkeit, eine gewisse Unruhe, die mit der ersten Frühlingsluft sich vermehrt. Ich sehe alle meine Lieben in der Ferne, und Sie, Freund, mehr als alle die andern. Ich gehe zurück und eine rege Einbildungskraft legt mir das ganze Bild von zwölf Jahren vor Augen, die ich mit Ihnen, im Genusse der ersten Jugend und einer Freundschaft verlebt habe, die sich allmälig gründete, und die zulezt in ein Band wuchs, das nur der Tod trennen kann.

Ich fühle noch einmal einen Theil dessen, was ich vor einem Jahre bey unserer Trennung fühlte. Es war ein harter Stand, bis ich Abschied von Euch genommen und aus dem fliehenden Wagen das lezte Lebewohl Euch zugewinkt hatte. Und von diesem Augenblicke an wards mir leichter; mein Herz fing an langsamer zu schlagen und immer langsamer, bis tiefe, stille Melancholie mich ganz in mich selbst zurückbrachte. Ich weinte Ihnen, Verwandten und Freunden eine stille Thräne nach — und — dank Euch Gott Eure Liebe und segne Euch.

Nun da ein Jahr vorüber ist, kann ich Ihnen im Ganzen sagen: Ich bin froh, daß ich gegangen bin, und ich danke denen, die meinen Entschluß befestigen halfen. Dies führt mich auf allerhand allgemeine Betrachtungen.

Ohne Rücksicht auf Lage und Umstände, glaub ich, daß es für jeden, der Gelegenheit hat, gut und vortheilhaft ist, sein Vaterland und den engern Kreis, in dem er lebt, auf einige Jahre zu verlassen. Mir fällt ein, was D**, der mich bestimmen half, oft sagte, „daß ein neues Theater neue Begriffe und neue Gefühle erzeugte; daß ein fremdes Land über Dinge aufklärte, über die wir, in unserm Vaterlande, ewig in Dunkelheit schweben; daß wir dort Vorurtheile ablegten, die in den kleinen wenig veränderten Zirkel des

Vaterlandes weder Philosophie noch Lektüre ganz austilgen könnten u. s. w. Ich hörte dies damals an, hatte es schon oft gehört und gelesen, war auch überzeugt von der Wahrheit alles dessen. Aber wie so ganz anders fühl ich es jezt. — — Ich mache immer einen Unterschied zwischen eine Sache verstehen und für wahr halten; und: eine Sache fühlen, aus eigener Erfahrung, aus dem Innersten des Herzens die Wahrheit einer Sache fühlen. — — — — — — — — — —

Donnerstags den 13. März.

Ich nahm heute meinen Weg von einem Spaziergange, den ich machte, über den Kirchhof der französischen Kirche nach Hause, und blieb, wie ich oft thue, ein Weilchen vor dem berühmten Holbeinischen Todtentanze stehen. Dies ist ein langes Gemälde an einer Mauer, die den Kirchhof von der Gasse absondert, und an deren innern Seite man ein Dach über das Gemälde gebauet hat, mit einem durchsichtigen Gegitter davor. Der Tod fängt mit dem Herrn Kaiser und der Frau Kaiserin an, redet zu einem jeden in Versen, die unter dem Gemälde zu lesen sind, und macht so seinen Tanz fort durch alle Stände hindurch bis auf den niedrigsten herab, wo man

die Wohnung des Todes steht, in der eine Menge personificirte Todte mit Trommeln und Pfeifen eine Musik machen.

Was dieses Gemälde ehemals mag gewesen seyn, weiß ich nicht: die Kenner sagen, man sehe noch jezt eine große und erhabne Zeichnung in allen Figuren und Gruppen. — Da das Ganze blos durch ein Gitter bewahrt ist, so werfen die Knaben, die auf dem Platze spielen, ohne Unterlaß Koth und Steine an das Gemälde. Vorausgesezt nun, daß diese beste Welt zu allen Zeiten die nämliche war, so läßt sich mit ziemlicher Wahrheit schließen, daß die Knaben vergangener Zeiten das nämliche thaten. Da aber an dem Bilde gelegen war, so wurde es oft reparirt, übermalt und überkleistert, so daß jezt das Hauptwesen davon eine plumpe Masse bunter Farben ist.

Ich sagte vom Anfange „der Holbeinische Todtentanz," und unter diesem Namen ist er überall bekannt. Wie das kommt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die, die am meisten Kenntniß von Kunst haben, sagen, daß dieses Gemälde schon vor Holbeins Zeiten existirte, und daß es von Hans Glauber, Holbeins Meister, herstamme. — Man hat hier in der That einen Todtentanz von Holbein; aber das ist ein ganz anderes Ding.

Die hiesige französische Kirche ist ein geraumer gothischer Tempel, den zwey Geistliche bedienen, und in dem alle Montage zweymal Gottesdienst gehalten wird. Da sie keiner Gemeinde (paroisse) zugehört, so sind alle Sitze darin frey, und sie ist immer sehr besucht. Allein sie ist auch zugleich die Kirche der beau monde, die Modekirche, wenn ich so sagen darf, wo man sieht und gesehen wird. Alte, stattliche Leute sind deswegen geschworene Feinde dieser Kirche, und bey vielen ist — gar nicht in die Kirche gehen — und — in diese gehen ungefähr einerley. Inzwischen ist die Einrichtung des Gottesdienstes ungefähr die nämliche, wie in den deutschen Kirchen; und, was die Predigten betrift, so hört man im Ganzen gewiß mehr gute hier, als in den deutschen.

Nicht nur der größte Theil der Zuhörer, sondern auch die Geistlichen auf der Kanzel, haben ihre Hüte auf dem Kopfe, und nehmen sie nur bey den Gebeten ab, und, wenn der Name Jesus ausgesprochen wird. Da dieses öfters der Fall ist, so können Sie leicht denken, daß der Geistliche, zumal wenn er jung ist, sich bemüht, es auf der Kanzel mit einer gewissen Grazie zu thun.

Man hat eine kleine Sammlung geistlicher Lieder; allein man macht selten Gebrauch davon. Die gewöhnlichen Gesänge in den französischen

sowohl als in den deutschen Kirchen, sind eine elende Uebersetzung der Psalmen, die man mit noch elenderer Musik singt, oder vielmehr langsam und eintönig ableyert. Von den Gesängen in den deutschen Kirchen und von Sprengs beßrer Uebersetzung der Psalmen, die man aber nicht braucht, hab ich Ihnen schon zu einer andern Zeit geschrieben.

In den Schweizerstädten wird der Kirchengesang durch eine Orgel in Zaum gehalten; allein die mehresten Dörfer haben, seit die Reformatoren die Orgeln auswarfen, nie welche bekommen. Man braucht an ihrer Statt Posaunen, die solche fürchterliche Töne von sich geben, daß einem bange wird.

Alle Frauenzimmer müssen hier in schwarzen Kleidern in der Kirche erscheinen; selbst das Band auf der Haube muß schwarz seyn. In Zürich sind auch die Mannspersonen diesem Gesetze unterworfen.

Daß eine reformirte Kirche nichts für die Sinne hat, ist Ihner bekannt. Die Schweizerreformatoren haben so gut aufgeräumt, daß ihre großen, altgothischen, mehrentheils aus den katholischen Zeiten herstammende, und also Chöre habende Kirchen so nackt und leer aussehen, daß sie, wenn sie nicht voll sind, ich weiß nicht was für eine traurige Empfindung einflößen.

Donnerstag den 27. März.

Wir haben einen frühen und fast vorzeitigen Frühling, und ich wandre, meiner Gewohnheit nach, sehr fleißig aus, und suche meine Lieblingsplätzgen auf, deren es eine ziemliche Menge giebt. — Ueberhaupt giebt es hier viele Spaziergänge, die sehr schön und mannichfaltig sind; aber überall fehlts an Schatten: will man diesen haben, so muß man irgend ein Plätzgen an einem Baume suchen, und sich da lagern. Ich sehne mich deshalb öfters nach den schönen Alleen um Leipzig zurück und besonders dann, wenn mir meine eigne Gesellschaft nicht mehr ansteht, oder wenn ich zu träge bin, erst ein Stück Wegs zu machen, um in Schatten zu kommen, oder wenn ich Menschen sehen möchte.

Hier geht man nicht spazieren, weil es nicht Mode ist. Sonntags nach der Kirche geht man allenfalls auf den Petersplatz, welches ein großer mit hohen Bäumen besezter Platz ist, aber auf allen Seiten mit Häusern eingeschlossen. Abends gehen manche Leute auf die Rheinbrücke, oder auf die Pfalz, einen Platz hinter der Hauptkirche, der funfzig Schritte lang mit wilden Kastanienbäumen besezt ist, die zu allen Zeiten Schatten geben. Man hat da eine schöne Aussicht auf den Rhein, die Brücke, einen Theil der großen

und kleinen Stadt, in einen Theil der gegenüberstehenden Gebirgen des Schwarzwaldes, und weit ins Elsas hinab. Wer recht viel thun will, der geht auf die Remparts, wie man hier sagt, welche nun freylich schön sind und überall eine herrliche Aussicht geben, bald in den Canton, bald ins Bisthum, bald ins Elsas und Markgräfische; aber man ist doch immer in der Stadt. Weiter wagt man sich nicht leicht, und wenn ja noch einige wenige die freyere Landluft suchen, so giebts der Wege umher so unzählige und keinen einzigen bestimmten Spaziergang, so daß jeder nach seinem eignen Trieb ein Pläzgen sich wählt und nicht leicht einer den andern trift. Ich gehe bisweilen viele Tage nach einander, ohne einen Menschen aus der Stadt anzutreffen. Sehen Sie nun, warum ich mich an gewissen Tagen in die schöne Leipziger Allee zurückwünsche?

Wenn Sie etwann einmal in den Ephemeriden der Menschheit folgenden Artikel lesen, oder davon hören sollten: „daß man jezt in Basel in dem alten Rom oder Athen zu seyn glaubte, wo Staatsmänner und Helden und Greise unter Jünglingen säßen, um zu den Füßen eines Lehrers zu lernen rc,“ wenn Sie dieses lesen sollten, so könnt' ichs wohl leiden, daß Ihnen dieses von Basel einen herrlichen Begriff beybrächte; aber weil ich die Wahrheit mehr, als alle gute

Meynungen liebe, so will ich Ihnen einen kleinen Commentar über diese Stelle geben.

Herr Schlettwein, von dem ich Ihnen schon einmal geschrieben, kam zu Ende des vergangenen Jahres hier an. Herr Iselin interessirte sich sehr für ihn, und machte ihn bekannt. Schlettwein kündigte darauf politische Vorlesungen an und schickte die Ankündigung überall herum. Einige unterschrieben aus Neugierde, einige aus Lernbegierde, und noch andere mit dem festen Vorsaz, nie dahin zu kommen. Unter diesen drey Klassen waren Männer aller Art, Gelehrte, Offiziere, Rathsglieder; unter diesen war auch Herr Iselin, und ein Mann, der schon lange Professor in Leiden war, und als ein großer Rechtsgelehrter bekannt ist. Auch viele Kaufleute bezahlten und, auch ich erwarb mir für zwölf Livres (zwey Laubthaler) das Recht zuzuhören, bin aber nur einigemal hingegangen. Jede Sache in der Welt hat ihre zwo Seiten, von der sie sich ansehen läßt: dies, lieber Freund, lern ich täglich mehr und mehr. —

Freytags den 4. April 1777.

Ich habe einen großen Theil dieses Tages auf einem alten Schlosse zugebracht, das eine Stunde von Basel auf einer Anhöhe liegt und von allen

Seiten eine reizende Aussicht hat. Fast am Fuße des Schlosses, dessen Name Münchenstein ist, fließt die Birs, die man etliche Stunden lang in einem angenehmen Thale sieht. In einiger Ferne sieht man die Stadt Basel, die, wegen ihrer vielen Thürme und gothischen Gebäude, überaus malerisch ist. Auf einer andern Seite sieht man den Flecken Arlesheim, wo die Domherren des Bisthums Basel ihren Sitz haben.

Der Canton Basel ist in Landvogteyen eingetheilt, ein Ding, das unsern Aemtern in Sachsen ziemlich genau entspricht. Münchenstein ist eine solche Landvogtey, und das alte Schloß ist die Residenz des Landvogts. Eine jede in diesem Cantone hat ein solches Bergschloß; einige liegen so hoch, daß sie für Kutschen und Wagen unzugänglich zu seyn scheinen.

Nur die Hauptstadt eines jeden Cantons ist frey, die andern Städte, wenn nicht eine oder die andere besondere Vorrechte hat, so wie das sämtliche Landvolk, sind Unterthanen, die durch Landvögte regiert werden, und nie selbst einen Antheil an der Regierung erlangen, das heißt, nie in den kleinen oder großen Rath kommen können. Man muß geborner Bürger der Hauptstadt seyn, um auf dieses Recht Ansprüche zu machen. (Hier sind die demokratischen Cantone ausgenommen, als Glarus, Appenzell, Uri, Schweiz &c. bey de-

nen die höchste Gewalt in der Landsgemeinde beruht, und zur Landsgemeinde gehört jeder, der über sechszehn Jahre ist, er sey Bauer, Taglöhner, Hirt, oder was er wolle.)

Diese Landvögte werden in Basel vom grossen Rathe gewählt, und bleiben acht, in manchen Cantonen aber, als Bern, nur sechs Jahre. Im Canton Bern giebts Landvogteyen, die in den sechs Jahren hundert tausend Gulden, auch wohl mehr eintragen, ohne daß deswegen der Landmann gedrückt würde. Sie sind aber in keinem andern Cantone so beträchtlich und die Basler sind nur mittelmäßig. Daher kommt es denn, daß viele Leute sich wenig darum bekümmern, und daß Kaufleute, Fabrikanten und überhaupt Reiche fast nie eine annehmen. Basel hat sechs Landvogteyen, die Sie auf der illuminirten Haasischen gedruckten Karte deutlich sehen können, wenn Sie die Stadt mit ihrem Bann (Distrikt) und Liehstal mit seinem Bann, welches durch einen Schultheis regiert wird, wegnehmen. —

Donnerstag den 22 May 1777.

Ich bin in Blozheim, einem Flecken im Elsaß zwey Stunden von Basel, gewesen, um eine neue Rosiere de Salenci zu sehen. Sie kennen die Einrichtung und Stiftung der bekannten Rosiere de

alonei; die zu Blozheim ist ungefähr darnach gemacht. Die Blozheimer hatten einen langwierigen Prozeß mit der St. Johannes Vorstadt zu Basel, wegen einer großen Wiese, die Au genannt. Nach langem Streiten, verglich man sich, ich weiß nicht mehr recht wie, genug die Basler überließen den Blozheimern die Wiese. Der Amtmann Hell, ein Mann von brennendem Eifer fürs Gute, brachte die ganze Sache in Ordnung und von den Einkünften der Wiese wird die Rosiere, oder Augräfin, wie sies dort nennen, ausgesteuert. Dieses Jahr geschah es zum erstenmale und soll, in Zukunft, alle drey Jahre wiederholt werden. Am Himmelfahrtstage versammeln sich die Aeltesten des Orts, Väter und Mütter, berathschlagen sich mit vielen gebrauchten Präcautionen, die vorgeschrieben sind, und erklären ein Mädchen aus dem Flecken für die tugendhafteste. Diese heißt nun die Augräfin, und wird den Dienstag nach Pfingsten öffentlich dazu gekrönt. Die Ceremonie geschah folgendermaßen.

Funfzehn Väter machen den Anfang; diesen folgen eben so viel Mütter. Dann kommt die Augräfin geführt vom tugendhaftesten Jüngling, der auf eben die Art gewählt worden ist, wie sie selbst. Ihnen folgen funfzehn Mädchen mit eben so viel Jünglingen; diese sind, nach der Augräfin und ihrem Jüngling, für die tugendhaftesten er-

klärt. Dieser Zug geht mit Musik aus dem Flecken in die Kapuzinerkirche, die nicht weit davon liegt. Ein Exjesuite, den der Amtmann Hell deswegen mitgebracht hatte, hielt eine Predigt, als ich noch nie eine in einem katholischen Lande gehört habe. Nach der Predigt wurde die Augräfin vor den Altar geführt, wo ihr ein Kranz von Gold und Silber aufgesezt, und eine silberne Medaille an einem rothen Bande umgehangen wurde. So eine Medaille bekam auch ihr Jüngling; es war auf derselben der Name des Orts und des Empfängers mit der Jahrszahl und den Worten: Dem tugendhaftesten Mädchen (Jünglinge). — Außer diesen bekommt die Augräfin noch zweyhundert Livres an baarem Gelde und die drey nächsten nach ihr jede funfzig. Der Jüngling der Augräfin bekommt kein Geld, aber etliche Säcke Getraide. Sie zogen in der nämlichen Ordnung wieder in den Flecken, wo man alle Mädchen und Jünglinge auf zwey Wagen mit Musik packte und mit zwölf Pferden nach der Au führte, wo sie zu Mittage mit einander speisten und nachher tanzten. Die Väter alle waren zu Pferde.

Es versteht sich, daß die Augräfin von einem Alter seyn muß, in dem sie heurathen kann, und da wird natürlich vorausgesezt, daß sie und der tugendhafteste Jüngling ein Paar machen. Allein es thut mir leid, daß ich sagen muß, daß man

gleich beym erstenmale die Gesetze der Stiftung gebrochen hat, denn das Mädchen war nicht viel über vierzehn Jahre. Abgeschmackte Vorurtheile des Landvolks; übelverstandene Scham; ein gewisser Begriff von Armuth und Allmosen, den einige mit der ganzen Sache verbanden — und was weiß ich! Kurz es schien mir, daß viele sich gar nicht um diese Ehre bekümmert hatten. — Durch die Jugend des Mädchens fiel der ganze Gedanke einer so feyerlich gestifteten Ehe weg: ein Umstand, der meines Erachtens eine solche Stiftung vorzüglich interessant macht.

Meine Einbildungskraft war in voller Bewegung, ehe ich zur Ceremonie ging und ehe ich von der ganzen Sache genau unterrichtet wurde. Ich sah das junge, tugendhafte Paar, wie sie mit ländlicher Anmuth in der Kirche einander Seligkeit zulächeln; wie das Gefühl ihrer Tugend und ihrer Liebe sich in einander webt, und wie sie im Geiste, einen Himmel in einer langen Reihe von Jahren sehen.

Bald nachher empfangen sie den ehelichen Seegen; sie sind nun durch ein doppeltes Band vereint. Sie leben glücklich, bis ein kleiner Sturm ihre Ruhe stört und Freudentödtende Uneinigkeit unter sie einbricht. Eine Scene von Leiden hebt sich an — da sieht der Mann den aufgehangenen Kranz, schöner als der Alten Lor-

beer und Eichenkranz; und sein Herz versinkt in Wehmuth und Milde bey der Erinnerung an die vergangene Zeit. Sieh! sagt sie dann, hier ist das Band, das uns auf ewig in Freundschaft und Einigkeit schlingen sollte, ein Band stärker als des Priesters Segen an unserm Trautage: Tugend vereinigte uns und die Stimme einer ganzen Gemeinde gab uns zusammen. Welche selige Scene, seligere Aussöhnung, als der Genuß ununterbrochener Glückseligkeit.

Kinder und Kindskinder bewahren den heiligen Kranz und eine späte Nachkommenschaft sieht auf ihn, wie auf einen durch Verdienste erworbenen Adelbrief.

Dies schwärmte ich, und viel anderes mehr! Aber da kommt nun der Unterschied, der immer zwischen der eingebildeten Welt ist, und — zwischen der wirklichen.

Den 24. Juni.

Wenn ich den Fremden, die dieses Frühjahr zu mir gekommen sind, die hiesigen Herrlichkeiten zeige; so ist die Bibliothek der Hauptplatz, wo ich mich immer am längsten aufhalte. In der That gibt es da eine Menge Gegenstände, die ich ohne Ermüdung wieder und wieder sehe. Ich will Sie heute mit den vornehmsten unterhalten.

Mit der eigentlichen Büchersammlung hab ich wenig zu thun, weil ich die Bücher, die ich zu lesen wünsche, leichter aus Privatsammlungen haben kann. Indessen sagt man, daß die hiesige öffentliche Sammlung beträchtlich sey und viele seltene Bücher enthalte. So gar zahlreich kann sie jedoch nicht seyn, wenn ich den Platz gegen andere halte, die ich gesehen habe. Das Beste sind wohl die Manuscripte, deren man eine gute Anzahl hier hat. Hier ist auch ungefähr alles, was die beiden Concilien betrift, besonders hat man, in einer Menge Bänden, eine Kopie von allen actis des grossen Conciliums.

Interessanter für mich ist eine ansehnliche Sammlung originaler Briefe, von einer Menge Männer aus dem sechszehnten Jahrhunderte; Briefe, die nicht nur durch die Namen der Ammerbache, Erasmus und einer Menge anderer, sondern auch durch ihren Inhalt merkwürdig sind. Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, mich in diesen Briefen umzusehen, um einen Auftrag zu besorgen, den mir Hofrath Schläger zu Gotha für numismatische Gegenstände gab. — Schade ists, daß alle diese Ehrenmänner erbärmliche Hände schrieben.

Unter dem Saale, in welchem die Manuscripte aufbewahret werden, sind allerhand merkwürdige Sachen, unter denen das Holbeinische

Sanctuarium wohl das schönste ist. Sie wissen, lieber Freund, daß dieser Maler aus Basel gebürtig war, und daß er, seinen Aufenthalt in England ausgenommen, ungefähr alle seine Zeit in dieser Stadt zubrachte. Schwerlich hat man an irgend einem Orte, England ausgenommen, so viel Holbeiniana als hier! Hier ist das berühmte Altarblatt, welches das Leiden Christi vorstellt, eines der besten und vollendetsten Werke dieses Malers; das Corpus Domini, ein nakter, todter Körper, den die Kenner unendlich hoch schätzen, der aber eher Schauder, als Andacht einflößt. Auch ist die gemeine Sage, daß Holbein dieses Stück nach einem Juden malte, der im Rhein ertrunken war. Ferner Holbeins Weib mit einem Kinde, unendlich wahr.

Von kleinen Stücken will ich Ihnen nur einiges zur Unterhaltung anführen. Z. E. eine griechische Buhlerin mit einem Cupido, die man aus einer Kirche genommen, und worauf die Worte stehen: „Verbum Domini manet in aeternum.“ Nicht nur der Bogen, welcher dabey liegt, sondern die Miene und ganze Kleidung der weiblichen Figur zeigt offenbar, daß Holbein einen Amor und nicht ein Christkind zu malen dachte.

Die Schulmeister und Schulmeisterinnen für kleine Kinder hatten sonst die Gewohnheit, gleich

Gastwirthen und Weinschenken, gemalte Bilder auszuhängen. Holbeins beständiger Mangel am Gelde nöthigte ihn alle Arten von Arbeit zu übernehmen. Hier sind zwey solche Denkmäler seiner Kunst, auf welchen man Knaben und Mädchen lernend sieht, einige knien, andere empfangen, am gehörigen Orte, die Ruthe. Unter dem Gemälde liest man in einer langen Schrift alle die Herrlichkeiten, die in diesen Schulen gelehrt wurden.

Eins der merkwürdigsten Dinge ist eine vierte Ausgabe von Erasmus Encomium moriae mit breitem Rande, auf welchem Holbein alle die Figuren mit der Feder gezeichnet hat, die Sie vielleicht aus Holzschnitten in einer französischen Uebersetzung kennen.

Auch hat man hier Erasmus eigenhändiges Testament, nebst einem garstigen, plumpen Petschaftsringe, auf dem sein Zeichen, der Terminus ist. Ferner einen roth atlassenen Aermel von seinem Schlafrocke, einen artigen Becher, und andere dergleichen Erasmiana.

Artig sind die antiken Figuren, die man zu Augst, Augusta Rauracorum, gefunden hat, nebst einigen Gefäßen u. s. w. Das Münzkabinet will nicht viel sagen.

In einem besondern Portefeuille zeigt man eine Sammlung Holbeinischer Zeichnungen. Ob sie alle von ihm sind, weiß ich nicht; ich zweifele.

Andere Zeichnungen von ihm, z. E. von der Paßionsgeschichte, hängen unter Glas und Rahmen an der Wand. Unter diesen sind verschiedene weibliche Figuren, — die die Moden der Zeit zeigen. Die Frauenzimmer müssen zu allen Zeiten ein besonderes Vergnügen empfunden haben, dem mittlern Theile ihres Körpers eine ungeheure Dicke zu geben; denn anstatt unserer Reifröcke und Poschen, machten sich die Damen, zu einer Zeit, ungeheure Bäuche, und zu einer andern — verlegten sie diesen projektirenden Auswurf auf den entgegengesezten Theil. Daß ich einige Naturalien und verschiedene andere Curiosa mit Stillschweigen übergehe, werden Sie mir wohl vergeben.

Freytags den 4. Jul.

Basel ist durch seine Lage einer von denen Orten, durch die beständig eine Menge von Fremden reist. Es ist eine ville de passage, die den Reisenden beständig im Wege liegt. Der deutsche oder nördliche Europäer, der nach Italien oder ins südliche Frankreich geht, nimmt häufig seinen Weg über Basel, und diejenigen, die die Schweiz bereisen, machen hier ihren Eintritt oder Ausgang. Es ist aber auch noch in einem andern Verstande eine ville de passage; denn Fremde halten sich selten über ein paar Tage hier auf.

Indessen macht dies die Strassen umher lebhaft und angenehm, und in einem der hiesigen Wirthshäuser findet man oft eine interessante Unterhaltung. In allen ansehnlichern Städten der Schweiz wird in den besten Wirthshäusern eine Table d'hôte gehalten, eine öffentliche Tafel, die gewöhnlich sehr wohl besezt ist, und an der man so ziemlich überall einen Gulden oder funfzehn Batzen bezahlt. Man trift da oft sehr gute Gesellschaft, seitdem Leute von Stande sich kein Bedenken mehr machen, sich ohne Unterschied da niederzusetzen, wo sie oft einen angenehmen und interessanten Nachbar finden. Selbst viele Frauenzimmer ziehen diese öffentliche Tafeln ihrem Zimmer vor, wo sie, nebenher, das doppelte bezahlen müßten.

In einem der hiesigen Wirthshäuser, zu den drey Königen, ist ein Saal am Rheine, wo im Sommer die öffentliche Tafel gehalten wird. Er hat eine Art von Gallerie, wo ich die Fremden oft mit Erstaunen und Entzücken stehen sehe. Man hat den Rhein gerade unter sich, dessen grüne Wellen majestätisch dahin wallen. In einer kleinen Entfernung sieht man die malerische Rheinbrücke nebst der kleinen und einem Theile der grossen Stadt; darüber hinauf zeigt sich eine schöne bergige Landschaft, und den Rhein hinunter

hat man eine herrliche Aussicht in das Elsaß hinab.

Ich speiste vorgestern da, wie ich es bisweilen thue, und fand unerwartet einige Landsleute in einer Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen, die untermischt deutsch, französisch und englisch sprachen. Des Morgens besucht man hier seine Bekannten, die im Wirthshause wohnen, und die sich oft ihr Frühstück in diesen Saal bringen lassen.

Freytags den 7. Jul.

Ich klage bitterlich über Ihr langes Stillschweigen, ob ich Ihnen schon keine Vorwürfe darüber mache. Einige gute Entschuldigungen haben Sie gewiß. Ich verlange keine. Aber sehen Sie zu, lieber Freund, daß wir nie aus der Gewohnheit kommen, einander eine Art von Tagebuch zuzuschreiben, wie wir nun seit anderthalb Jahren gethan haben. Diese Art von Briefwechsel ist für mich eine Quelle beständiger Freuden, süßer Erwartungen und dauerhaften Genusses. Ich möchte immer nahe um Sie seyn, ob ich gleich fern bin; ich möchte immer einen Theil des Umgangs beybehalten, der sonst unser Leben versüßte; ich möchte mich, ohne Unterlaß, Ihnen mittheilen und Mittheilung von Ihnen empfangen. Auf

diese Art werden wir auch in der Ferne einander nie aus den Augen verlieren, und wenn uns einst eine gütige Vorsehung wieder zusammen bringt, werden wir nicht finden, daß jeder einen andern Gang gegangen ist.

Ich male mir oft eine schöne Aussicht in unsrer Wiedervereinigung! Vielleicht, sag ich zu mir selbst, muß ich lange umher wandern auf dem allgemeinen Theater dieser Welt; aber ich werde einst zur Ruhe eingehen, werde noch einmal süße Tage verleben mit den Freunden meiner Jugend und im Schooße meiner Verwandten; werde noch einmal wieder um den seyn, an den ich durch unzertrennliche Freundschaft geknüpft bin.

Wenn einst meine Jugend dahin ist, die Wärme meines Herzens verloschen und vielleicht meine edelste Kraft verzehrt; wenn ich herumgewandert bin in Unruhen, wenn ich in mannichfaltigen, ewigen Abwechselungen ausgefühlt habe alles was bittres der Kummer in unser Herz drückt, und alles was mit himmlischer Wonne unsere Seele erquickt; wenn ich vollendet habe den größten Theil meines Laufs und alles vergänglich gefunden habe — dann will ich heimkehren in den Arm meines S** und er wird mich empfangen mit Liebe und Wohlgefallen, und ich werde Freuden finden und Ruhe in seiner häuslichen Ruhe. Da will ich ihm erzählen das Wonnegefühl, das

hier und da in schwindenden Augenblicken durch meine Seele floh und klagen den Kummer, der mich drückte, und den ich auf keinem Blatt vor ihm ausgießen konnte. Und er wird mit mir klagen und mich trösten.

Donnerstags den 10. Jul.

Tausend Dank, mein Bester, für Ihren langen Brief, für allen Antheil und für Ihre zärtliche Bekümmerniß! — Was diesen lezten Punkt betrift, so gehen Sie zu weit. Seyn Sie versichert, daß ich manche glückliche Stunde hier verlebe, und manchen herrlichen Genuß habe. Schrieb ich Ihnen nicht zu allen Zeiten und in allen Stimmungen, Sie würden schwerlich in meinen Briefen etwas gefunden haben, daß Ihre Bekümmerniß erregte. Der düstre Flor, in den, wie Sie sagen, manches in meinen Briefen gehüllt ist, ist oft eine Wirkung meines besondern Charakters, eine Wirkung meines Sehnens und meiner Fühlungsart, die sich mit den Jahren abreiben wird. Freylich kann ich nicht ruhig seyn, so lange mein Herz durch alles und alles in Bewegung gesezt und ohne Unterlaß umher getrieben wird. Es ist Prädestination, lieber Freund; — nicht die des Calvins, wenn er anders wirklich eine glaubte, — sondern Prädestination durchs Blut und

ganzen Bau und Anlage des Körpers und aller Säfte. Ein Mensch, der so und so gemacht ist, muß so und so fühlen und so und so leiden, so lange bis dieses Blut ausgekocht hat und diese Säfte verzehrt sind. Die schärfern Ecken müssen abgerieben werden; und so lange sie es nicht sind, stößt man sich ohn Unterlaß, und alles thut uns wehe. Und dafür ist kein Zureden und kein Trost. — Hat nun einer durch Gelegenheit und Umstände öftere Gelegenheit, sich so zu stoßen; findet er nichts, an das er sich halten, womit er sich heilen kann, so kehrt er sich in sich selbst und geräth in eine Art von Dumpfheit, die schlimmer ist, als alle der Rest. — —

Schafhausen den 6. Okt. 1777.

Es ist schon spät in die Nacht; allein ein Ball, den ich eben verlassen, und wovon ich den Lärm hier dicht an meinem Zimmer habe, läßt mich an keinen Schlaf denken. Also —

Ich schrieb Ihnen lezthin, daß ich nächstens verschiedene Personen sehen würde, die ich in Sachsen gekannt habe. Sie kamen alle nach R** und blieben ein paar Tage. Wir waren so ländlich und so vergnügt zusammen, und hin und wieder so ausgelassen, als ich lange nicht gewesen bin. Wir hatten am Tage die Jagd, Spaziergänge und hun-

dert ländliche Belustigungen, und Abends wurde das Spiel und der Possen mancherley getrieben.

Von R** machten wir eine Fahrt hieher. Die Reise war angenehm! Man kommt durch alle Waldstädte und durch einen Theil des Fürstenthums Fürstenberg, durch sehr artige Gegenden, die aber nicht ganz so angebaut sind, als auf der andern Seite des Rheins, und das Landvolk scheint ärmer zu seyn.

Zu Laufenburg hielten wir, den Rheinfall zu besehen, der in der That sehenswerth ist und zusammen mit einem alten Schlosse, das nicht weit davon ist, einen wahrhaft malerischen Gegenstand macht. Der Rhein ist zwischen Felsen enge zusammengepreßt, durch die er sich mit großer Gewalt stürzt.

H** hatte einen Einfall, der eines Engländers würdig war! Sogleich wurde ein altes Boot herbeygebracht, ungefähr wie ein neues bezahlt, und ein wenig über den Fall hinauf gerade so in den Fluß gestoßen, wie mancher junge Mensch in die Welt. Die Gewalt des Zugs riß es mit Wetterschnelle hinab, es verschwand, zeigte bald ein wenig von dem vordern, bald von dem hintern Theile, kämpfte und scheiterte zulezt und nur ein kleiner Theil davon schwam auf der Oberfläche des Flusses hinab. — D** sagte: c'est tout des folies et des extravagances, mais c'est assés joli

à voir. Und A** zog seine Tabletten heraus und schrieb den Namen des alten Schlosses nieder.

Der Schafhausner Rheinfall, oder, wie er eigentlich heißt, „der Rheinfall bey Lauffen,“ stellt dem Auge ein unendlich grösseres und erhabeners Schauspiel dar, als der bey Laufenburg. Hier sieht man die ganze ungeheure Wassermasse, nicht in ein enges Bette gepreßt, sondern offen, frey und breit. Zwey Felsen ragen mitten im Flusse am Rande des Abgrundes hervor, und durch sie wird die ganze Wassermasse in drey Theile getheilt. Der Theil zunächst am Schlosse Lauffen ist am meisten gepreßt; das Wasser macht hier am meisten Geräusch und stürzt sich weißschäumend und wolkenförmig herab. Ein Theil des Wassers löst sich in einen dünnen Nebel auf, in dem man, in den Vormittagsstunden, wenn die Sonne scheint, einen schönen Regenbogen sieht.

Um diese Wassersäule genau zu sehen, läßt man sich von der Schafhausner Seite übersetzen an den Fuß eines Hügels, auf dessen Höhe das Schloß Lauffen steht, wo ein Züricher Landvogt seinen Sitz hat. Hier stellt man sich auf ein hölzernes Gerüste, wo man in kurzer Zeit von den feinern Theilen durchaus naß wird. Viele wollen auf diesen Fleck nicht gehen; die allgewaltige Macht des Wassers, die Wuth, mit der es sich

durchdrängt, die Schnelligkeit — schreckt sie zurück, erregt ihnen Schauer und bringt ihnen Schwindel.

Dem allen ungeachtet müssen Sie nicht denken, wie ich mir sonst einbildete, daß das Wasser senkrecht fällt. Ich hatte nicht bedacht, daß eine Wassermasse, wie die des Rheins hier, unmöglich senkrecht fallen kann, weil der Schuß des Wassers nothwendig einen Bogen machen muß. Ueberdies hat die Schärfe des Randes, von dem der Fluß fällt (wenn anders je eine solche Schärfe existirt hat) durch die Heftigkeit des Schusses und durch die Länge der Zeit abgestumpft werden müssen, so daß jezt die Bogenlinie gar sehr von der senkrechten abweicht und daß das Wasser mehr herabgleitet als fällt. Dies ist die Ursache, warum viele, die mit dem Begriffe, den man sich gewöhnlich von dem Worte Falle macht, hieher kommen, ihre Erwartung getäuscht finden. Es ging mir selbst so; die Größe des Gegenstandes überfiel mich nicht im ersten Augenblicke, wie ich es erwartete: aber so wie ich daran stand und ihn anstaunte, drang allmälig die ganze Größe in mich und füllte mich zulezt mit einem so ungeheuern, erhabenen Bilde, daß es auf immer meiner Einbildungskraft gegenwärtig seyn wird.

Ueber die Höhe des Falles sind die Berechner, so wie über die mehresten Gegenstände dieser Art,

sehr uneinig. Ueberdies ist sie, zu verschiedenen Zeiten, sehr ungleich. Alle Schweizerflüsse sind im hohen Sommer, besonders wenn die Hitze eine Zeitlang anhält, gar viel größer als im Herbst oder Winter, weil alsdann das Schmelzen des Schnees und Eises auf den Bergen nur unbeträchtlich ist. Bey hohem Wasser ist der Fall nicht so hoch, als bey niedrigem; denn obschon das Verhältniß des Wassers unten das nämliche wie oben ist, so ist doch ein wesentlicher Unterschied, der sich leicht mechanisch erklären läßt.

Der Rheinfall ist unzähligemal gezeichnet und gemalt worden, und doch hab ich nie etwas gesehen, das mir einen Begriff davon gegeben hätte. Fast alle Maler stellten sich an den Ort, wo man den Fremden gewöhnlich den Fall zuerst zeigt, das heißt, gerade davor. Dies ist in der That der beste Fleck, um die ganze Größe der Erscheinung zu fassen. Das Wasser ist dann fast der einzige Gegenstand und man sieht wenig Landschaft umher. In der Natur ist dieses herrlich! Allein alle Größe verschwindet auf der Leinwand, wenige Mahler bringen das Wasser vollkommen heraus, das viele Weiß stört die Harmonie: und dann vermißt man den Mangel an Landschaft *).

*) Herr Schütz von Frankfurt, dessen früher Tod nicht genug zu betrauern ist, fühlte dieses, und nahm ihn etwas seitwärts. Die Größe des ei-

Diese aber ist überaus interessant! Ein waldigter Hügel auf dem das Schloß steht, eine Eisenschmelze auf dieser Seite, verschiedene alte Häuser umher u. s. w.

Das Wort Lauffen muß das alte deutsche Wort für Wasserfall seyn! Der Rheinfall heißt eigentlich der Fall bey Lauffen, und das Schloß bekam vermuthlich vom Falle den Namen. Die Stadt, die am andern Rheinfalle liegt, bekam ihren Namen Laufenburg vom nämlichen Umstande. Sechs Stunden von Basel liegt ein kleines Städtchen, Lauffen, an einem ansehnlichen Wasserfalle, den die Birs macht. Und die Landleute umher sagen noch jezt: „Will der Herr gehen den Lauffen zu besehen?"

Nahe am Schafhausner Rheinfalle hat ein Herr von Ziegler auf einer Anhöhe ein artiges Haus; man sieht da nicht nur die ganze Gegend um den Wasserfall herum sehr gut, sondern man

gentlichen Falles geht dadurch zum Theil verloren; aber es ist eine angenehmere und interessantere Landschaft. Herr Schütz malte und zeichnete ihn zu verschiedenenmalen, und er ward auch gestochen. Allein der Stich war der jugendliche Versuch einer noch ungeübten Hand; Herr Ernst that dem Urbilde keine Gerechtigkeit, und sein Blatt blieb liegen. **Aus einem spätern Briefe.**

hat auch die Aussicht in eine ungeheure Ferne, an deren Ende man die ganze Kette der Schweizer-Alpen in einem Amphitheater entdeckt, das mit Empfindungen füllt, die ein anderer als ich beschreiben mag. O, lieber Freund, ich habe sie gesehen diese erhabenen Körper im Golde und im Purpur der Abendsonne, und gefühlt, wie Schnee und Eis Leben und Wärme und Fülle geben kann.

Schafhausen den 7. Okt.

Ich bin zu verschiedenenmalen auf der hiesigen Brücke gewesen; und ob ich schon nur wenig von ihrem Mechanismus verstehe, so seh ich sie doch immer mit Vergnügen.

Herr Andreä zu Hannover hat in seinen Nachrichten über die Schweiz eine weitläufige Beschreibung nebst einem Kupferstiche davon geliefert. Ich will Ihnen in der Sprache eines Layen nur folgendes davon sagen. Ulrich Grubenman, ein Appenzeller Landmann, der seine mechanischen Kenntnisse sich selbst zu verdanken hatte, machte sich anheischig, eine hölzerne bedeckte Brücke über den Rhein in einem einzigen Bogen zu bauen. Es ist eine gewaltige Masse von Balken, die mehrentheils schief liegen und sonderbar in einander verschränkt sind. Die Brücke ward

aufgesezt und Grubenman behauptete, daß sie keines Pfeilers bedürfe. Ihr mittlerer Theil, wo also alle Last concentrirt und die Pressung am stärksten ist, kam über einen steinernen Pfeiler, welcher noch von der ehemaligen Brücke stund; die neue aber berührte ihn nicht. Durch die Länge der Zeit hat sich jedoch dieser Theil so herabgesezt, daß er auf dem Pfeiler ruht *). Die Frage also ist: würde Grubenmans Brücke sich unversehrt erhalten, wenn dieser Pfeiler nicht da wäre? Der Stand von Schafhausen besizt nicht Neugierde oder Gutherzigkeit genug, den Pfeiler auf Gefahr einer guten Brücke niederzureißen, und so bleibt die Frage unentschieden.

Auf der Bibliothek sah ich ein acht Schuhe langes Modell dieser Brücke, an das man oft in der Mitte zwey Centner gehangen hat, ohne daß es sich gesenkt hätte.

Menschen hab ich genug hier gesehen; aber was kann ich von ihnen sagen in der Kürze der Zeit! daß sie höflich, gastfreundschaftlich und verbindlich sind, hab ich gesehen, denn sie gaben

*) Coxe sagt davon gerade das Gegentheil; ein paar Seiten darauf aber sagt er: „Ich war „nicht im Stande zu unterscheiden, ob die Brücke „auf dem mittlern Pfeiler ruht: aber die meisten kommen darin überein, daß es nicht so ist." A. d. H.

Herrn B** und der übrigen reisenden Gesellschaft ein Konzert und einen Ball. Im Ganzen scheinen sie in ihrem Wesen und Thun sich weniger den Schweizern als den Deutschen zu nähern, besonders dem Theile von Deutschen, deren nächste Nachbarn sie sind.

Noch muß ich Ihnen ein Wort von einem alten Fort sagen, das innerhalb der Ringmauern der Stadt ist und das sie Unot nennen. Das hauptsächlichste darin ist ein runder Thurm von großem Umfange und außerordentlicher Solidität. Inwendig ist statt der Treppe ein schön und regelmäßig gebauter und mit Steinen gepflasterter Schneckengang, den man hinauf reiten und fahren kann. Wenn man oben auf dem Thurme ist, findet man, anstatt des Daches, einen ebenen Boden, der wie eine Gasse gepflastert ist, und auf dem zwischen den Steinen Gras wächst. Von dem Schneckengange aus gehen verborgene Gänge um den ganzen Thurm herum. Der innerste Theil dieses Thurmes ist ein großer Platz, der auf steinernen Säulen ruht; das Licht fällt von oben herab.

St. Blasi, auf dem Schwarzwalde, den 10. Okt. 1777.

Noch schläft alles um mich her, und eine todte Stille herrscht in den öden Gängen und Hallen dieses Klosters! Ich erwache, gehe ans Fenster und werde von einem Anblicke überrascht, der eben so wild als romantisch ist. Ich sehe mich mitten in den höchsten Gebirgen des Schwarzwaldes, in die ich gestern in der Dunkelheit der Nacht kam. Ich habe noch alle die Wildheit vor Augen, durch die wir gestern einen Theil unsrer Tagereise machten, und hier finde ich diese Wildheit mit einer Menge Gebäuden und mit einem herrlichen Tempel kontrastirt. Mir ist wie einem alten Ritter, der in einer Wildniß verloren, durch Feenkraft, sich auf einmal in einen bezauberten Palast versezt sieht.

Die Gesellschaft hatte beschlossen, das wundersame St. Blasi, eins der ältesten und besten deutschen Stifter zu sehen, und dem Fürsten einen Besuch zu machen, der durch seine Gelehrsamkeit, Urbanität und Gastfreyheit bekannt ist. Herr B** war schon vorher da gewesen, rühmte den Empfang, den der Abt den Fremden giebt, und sprach viel von einer Kirche, die ein Meisterstück schöner Baukunst seyn soll.

Wir verließen also gestern früh Schafhausen und kamen nach einigen Stunden nach Stülingen, einem kleinen Städtchen des Fürsten von Fürstenberg, das ein altes malerisches Schloß hat, auf einer Anhöhe, mit einer schönen Aussicht. Von Stülingen aus geht man beständig durch Berge bis nach St. Blasi. Die Wildheit und Rauhigkeit der Gegend nimmt zu, so wie man der Abtey näher kommt. Manchmal sieht man in zwey Stunden keinen Ort, und die Dörfer, wo es welche giebt, sind arm, obschon ihr Fürst so reich ist; denn man schätzt die Einkünfte des Abts von St. Blasi über eine halbe Million Gulden. An den mehresten Orten sieht man unbewachsenes Land, Felsen, große finstre Wälder und die Thäler sind mehrentheils enge. Wir machten bey zwey Stunden lang einen Weg über die mittlere Höhe zweyer Berge, auf denen, die Straße ausgenommen, keine Spur menschlicher Hände zu sehen war. Rechts hatten wir Felsen über uns, die öfters sehr steil waren, und links Abgründe, die senkrecht bis in die Tiefe des Thals gehen. Alles ist öde und fürchterlich schön; nur Bäche murmeln von oben herab, und stürzen sich bald über, bald unter der Straße in die Tiefe. Hin und wieder steht einsam ein kleines steinernes Kreuz, als ein Zeichen der Erschlagenen, da der Weg sonst unsicher war. Mit Erstaunen hab ich

die Straße gesehen, die durch die Sorgfalt des jetzigen Fürsten über alle die Berge geführt und ziemlich wohl unterhalten ist.

Die Nacht übereilte uns lange, ehe wir das Stift erreichten. Herr B** hatte einen Bedienten vorausgeschickt, die Gesellschaft anzumelden, und, nach altritterlichem Brauch, um Gastfreiheit zu bitten. Hier müssen Sie wissen, daß in diesen Stiftern nicht nur die Herren innerhalb der Mauern empfangen, sondern auch die Bediente und Pferde unterhalten werden. Der Pater Kellermeister fragte, wie stark die Gesellschaft wäre, und als er hörte, daß sie sich auf dreißig lebendige Wesen belief, sagte er: „Das ist doch, hol mich der T— ein Besuch!“ D** sagte, que le révérend Pere avait raison, et que c'etait une honte d'aller ainsi fourageant.

Der Fürst war so galant, einen Reiter mit einer Fackel entgegen zu schicken, die in der grauenvollen Dunkelheit der dichten Tannenwälder eine ganz eigene Wirkung machte.

Der jetzige Fürst heißt Gerbert. Sie kennen ihn vielleicht durch sein Werk, de Cantu et musica sacra veterum, und durch seine Ausgabe des Codicis epistolaris Rudolphi I. den er selbst zu St. Blasi überaus schön in Folio hat drucken lassen. Er war in seiner Jugend lange in Italien, wo er Geschmack und Liebe zu den Künsten einsog; in

seinen spätern Jahren war er lange zu Wien, wohin er auch noch von Zeit zu Zeit reist *).

Ich komme von einem Spaziergange zurück, auf dem ich alle Merkwürdigkeiten des Stifts gesehen habe. Ich habe gerade Zeit, Ihnen bis zum Mittagsessen noch einige Zeilen zu schreiben.

Das ganze Stift ist besser angelegt und gebaut, als ich noch eins gesehen habe, vermuthlich weil alles unter dem jetzigen Fürsten gebaut ist, denn vor nicht vielen Jahren brannte das ganze Stift nebst allen geistlichen und weltlichen Gebäuden ab. Die Kirche ist mir besonders aufgefallen, wegen der guten Bauart, simpeln Pracht und majestätischen Größe. Der Fürst nahm sich beides die Peterskirche und die Rotunda zu Rom zum Muster und veränderte Riß und Plan, wie er es den Umständen und der Lage des Orts angemessen fand. Das Chor, welches, wie Sie wissen, in katholischen Kirchen derjenige Theil ist, der vom übrigen Gebäude etwas aussteht und enger ist, wo der Hauptaltar steht und wo der Bischof oder Abt nebst den Domherren oder Chorherren,

*) Dieser Fürst, der unter den Prälaten seiner Zeit ohnstreitig der gelehrteste ist, hat neuerlich herausgegeben: Historia Nigrae Silvae Ordinis S. Benedicti Coloniae. 1783. A. d. H.

oder denen, die zunächst um ihn sind, ihre Sitze haben; dieses Chor ist hier inwendig ganz von Marmor. Keine Vergoldung, kein Schnitzwerk, aber prächtige Säulen von mehr als zwanzig Schuhen hoch, und Wände, Boden, Fensterstücke — kurz, Sie sehen im ganzen Chor keine andere Masse als Marmor. Dieser Marmor ist schön und hat das Verdienst, daß er alle in dem Lande des Fürsten gegraben ist. Der übrige Theil der Kirche wird unter drey Jahren noch nicht fertig. — Die große Kuppel ist von Kupfer und macht, wenn man sie in einiger Ferne sieht, in dieser wilden Gegend und unter den schwarzen Tannen eine vortrefliche Wirkung.

Die Gegend um das Stift herum ist so schön als wild, und überall zeigt sich der thätige Mann, der hier ein Stück der Wildniß anbauete, dort ein Sommerhaus und da ein Landhaus sezte. Dieser Mann hat meine ganze Achtung und Bewunderung, und sein Gesicht, eins der interessantesten und liebenswürdigsten, nimmt ein, ehe man ihn reden hört. Er spricht mit Ausdruck und Heiterkeit, und sanfte Freude verbreitet sich um ihn. Seine Hofleute gefallen wenig, aber unter den ersten Geistlichen, welche lebhaft und unterhaltend sind, sollen einige Männer von vieler Gelehrsamkeit seyn.

Wir nahmen auf unserer Rückreise *) einen andern Weg, wie natürlich, und da sah ich das schönste Schauspiel von der Morgensonne beleuchtet. — Wenn man sich eine gute Stunde von St. Blasi entfernt hat, kommt man allmälig auf einen Berg, der, nach der Schweizerseite zu, der höchste des Schwarzwaldes ist. Gott! was für ein Anblick im Schein der Morgensonne! Wir sahen den größten Theil der Alpenkette, welche von Tyrol bis an Frankreich sich durch die mittägige Schweiz ziehet. Welch ein Schauspiel! Da liegt die ungeheure Masse halb in Nebel gehüllt und oben heraus das Schneehaupt in den Wolken. Da die Sonne nicht gerade drauf fiel, so waren die Schattirungen, die sie machte, um so viel schöner. In brennendem Feuer stehen die nähern und matt, wie Morgengold; kurz vorher ehe die Sonne aufgeht, sieht man die fernern. Wunderbar ists, daß durch den Schnee alles so nahe scheint. Die größte Alpenreihe ist die, welche die Gränzen zwischen Bern und Wallis macht, damals vielleicht funfzig Stunden von uns: und doch schienen auch die entferntesten kaum zwanzig Stunden weit zu seyn. Wir machten den ganzen Weg auf dem Gipfel des Berges zu Fuße, immer die Ferngläser in der Hand.

*) Aus einem andern Briefe gleich hier angehängt. A. d. H.

Basel, Sonnabends den 8. Nov.

Noch hab ich Ihnen nichts von meiner lezten Reise mit dem Grafen von S** und meinem alten Freunde A** erzählt. Wir gingen von hier durch das Bisthum Basel nach Biel; man nennt diesen Weg gewöhnlich das Münsterthal, obschon dieses Thal nur einen Theil des Wegs ausmacht. Die Entfernung zwischen Basel und Biel ist nicht volle zehn deutsche Meilen, und fast die ganze Reise geht durch ein enges Thal, welches drey Stunden von Basel anfängt und, bis Biel, nur an wenig Orten offen wird und sich erweitert. Jezt ists einer der gewöhnlichsten Wege, der beständig wegen des vielen Außerordentlichen von Fremden besucht wird. Die Birs, welche nahe bey Basel in den Rhein fällt, fließt beständig neben der Straße, so daß man beynahe mit ihrem Ausflusse anfängt und bis an ihre Quelle ihr nachgeht. Auf diesem ganzen Wege verliert man den Fluß nicht mehr als eine halbe Stunde aus den Augen. Sobald man Basel verlassen hat, sieht man sich in einer weiten Ebene, die die hohen Schweizerberge und den Schwarzwald auf der einen Seite zu Gränzen hat, während daß man auf der andern weit ins Elsas und in den Sundgau die blauen Vogesen entdeckt. Zunächst sieht man die Stadt Basel, das Städtchen Lörach, den

Flecken Arlesheim, eine Menge Dörfer und neun alte Schlösser, deren verschiedene mehr oder weniger zerstöret sind.

Etwa drey Stunden von Basel sieht man, dicht an der Landstraße, einen außerordentlich schönen Wasserfall, den die Birs macht, und ein paar Stunden höher, bey Lauffen, macht sie einen andern, eben so ansehnlich, obschon nicht ganz so malerisch.

Vier deutsche Meilen von Basel kommt man auf einmal aus der sehr engen Straße in ein schönes Thal, das etwann eine Stunde im Durchschnitte hat, und von allen Seiten mit Bergen eingeschlossen ist. Man sieht zur Linken ein feines Dorf, und zur Rechten bleibt das Städtchen Telsperg (Telemont, Delmont) liegen, mit einem ansehnlichen Schlosse des Bischofs, das von einer Anhöhe über die Gegend zu gebieten scheint.

Sobald man durch dieses Thal gekommen ist, fängt das eigentliche Münsterthal an. Die deutsche Sprache hört hier auf und die französische tritt an ihre Stelle.

Die Straße geht viele Meilen weit, fast ununterbrochen, durch ein Thal, das selten über dreyßig oder vierzig Schuhe breit ist; ja bisweilen war der Fluß und die Straße zusammen kaum zwanzig. Mehr als die Hälfte dieses sonderbaren Weges besteht (ich sage nicht zu viel) aus

puren, blosen Felsen, welche fast immer ganz kahl in senkrechter Linie in die Höhe steigen; sehr oft machen sie auch mit der Straße einen so spitzen Winkel, daß ihre Oefnung oben noch einmal so enge ist, als unten. Denken Sie sich nun, liebster Freund, den Anblick, und staunen Sie, auf beiden Seiten senkelgerade Felsen, von acht- bis neunhundert Fuß, auch wohl höher; eine schmale Straße, auf der es Nacht zu werden scheint, und auf der Seite der Fluß, der unwillig durch das enge Felsenbette sich drängt, und bey jedem Schritt von einem hervorragenden Felsen schäumend zurückprellt. Das Getöse, die todte Stille auf der andern Seite, die fürchterlichen Felsenstücken, die öfters über Ihr Haupt ragen — wer könnte das ohne Erstaunen, ohne — wie soll ich es nennen — sehen! An einigen Orten hab ich den Fluß so von Felsen überwachsen gesehen, daß man darauf herumgehen konnte; hin und wieder ist er in ein so enges Bette gepreßt, daß man beynahe darüber springen könnte; an andern Orten hat er die Felsenwand unterfressen, so daß er unter einem halben Gewölbe fließt. Nur hin und wieder wächst aus dem Felsen eine magere Fichte, die ihre Dürre von dem wenigen Steinsaft nährt. Nie, nie, lieber Freund, hätt' ich so ein Land mir vorstellen, nie glauben können, daß eins in der Welt existirte.

Wo die Straße nur ein wenig sich öfnet und die Felsenwände nicht ganz so steil sind, sieht man eine Mühle, oder ein paar kleine Häuser und Fichten und Tannen auf der Höhe: ein Anblick, der den Reisenden unendlich willkommen ist.

So kamen wir endlich nach Münster (Motier), wo die Felsengallerie sich in ein kleines Thal öfnet und einen engen Weg seitwärts in die Berge läßt, während daß die Landstraße gerade aus, sich bald wieder schließt und alles weitere Fortkommen unmöglich scheint.

Sie wissen, lieber Freund, daß alle diese Berge einen Theil des Jura ausmachen, und viele setzen in diese Gegend das Centrum dieses Gebirges. In der That sind hier einige seiner höchsten Spitzen; und viele behaupten, daß die Haasenmatte, auf die von Münster aus ein Weg geht, ohne Ausnahme die höchste Spitze sey.

Der Jura zieht sich von Genf und der kleinen französischen Provinz, le pays de Gex, durch den westlichen Theil des französischen Cantons Bern, durch das ganze Fürstenthum Neuenburg (Neuchatel) über Biel, bis nach Münster, welches mitten im Jura liegt, der hier herum von außerordentlichen Umfange ist, denn er erstreckt sich in die Franche Comte', den Canton Solothurn und das Bisthum Basel, in welchem ein Arm desselben bis nach Pruntrut (Porentru) und Mümpel-

gard reicht. Ein andrer Arm endigt sich dicht bey der Stadt Basel, und ein dritter zieht sich bis Schafhausen.

Die Berge um Münster herum haben vortrefliche Weiden, und die Einwohner nähren sich theils von der Viehzucht, theils vom auswärtigen Viehhandel, theils von Bandmachen. Sie sind in ziemlich guten Umständen, und passiren für eine sehr gute Art von Menschen.

Man sagt, ihre Sprache sey französisch, und in der That verstehn und sprechen es die mehresten; allein ihre eigentliche Sprache, die sie unter einander selbst reden, ist, was man patois nennt. Unter diesem Ausdrucke versteht man jede Art von verdorbener Sprache, in der man gewöhnlich nicht schreibt, und keine Bücher hat.

Wir blieben diese Nacht zu Münster.

Viele Leute richten hier ihre Hochzeiten lieber in einem Wirthshause, als in ihrem eigenen aus; und es traf sich, daß gerade in unserm Wirthshause eine Hochzeit war. Wir gingen hinab, das Fest mit anzusehen; allein wir wurden bald mehr als bloße Zuschauer. Wir fanden die jungen Leute tanzend, und die Alten saßen um Tafeln herum, wo sie noch einen Theil des Mittagsessens und Wein vor sich hatten. Wir waren kaum ins Zimmer gekommen, als die Leute uns von allen Seiten zutranken und zum Essen nöthig-

ten. Wir sagten, daß unsere Mahlzeit so eben fertig seyn würde; — es half nichts, wir mußten wenigstens etwas thun. Die jungen Leute waren nicht weniger freundlich und zudringlich, und nöthigten uns zum Tanze und boten ihre Mädchen an; und das mit einer Offenheit und Gutherzigkeit, die mich entzückt hat.

Non, non, sagte endlich einer der Aeltern, ces Messieurs de la ville ne dansent pas nos danses et nos filles ne sont point pour eux. Mais nous irons inviter les filles de Mr. le Receveur, elles ont été en ville et savent toutes les danses du monde! — O lieber S**, hier fühlte ich so etwas von einem alten Begriffe von Gastfreundschaft, von einer idealen Idee, die ich noch nie realisirt gefunden hatte! — und kurz, der Graf hatte alle Mühe, die guten Leute abzuhalten, daß sie nicht zu Mr. le Receveur gingen.

Gleich hinter Münster schließt sich das Thal wieder, und wird so enge, als es immer irgendwo vorher war. Wir erstaunten, als wir nicht weit hinter Münster gar nichts anders mehr sahen, als Felsen, selbst der Fußboden, und gewahr wurden, daß das mehreste von Menschen gesprengt und ausgehauen war. Fast unbegreiflich war uns die ungeheure Arbeit, bis wir an einem glatt gemachten Felsen eine Aufschrift fanden. Hier haben Sie sie:

Josephus Guilielmus
ex Ringiis de Baldenstein
Basileensium Episcopus Princeps
viam veteribus clausam
rupibus et claustris montium ruptis
Birsa pontibus strata
opere Romanis digno
aperuit
An. 1752.

Nach zwey Stunden kamen wir endlich an den berühmten Felsen, den die Römer sollen durchbrochen haben, und den die Einwohner Pierre-port und pierre pertuis (ich weiß nicht, warum nicht pierre pertuise) nennen. Der Paß ist Ihnen bekannt, auch wissen Sie vielleicht, wie sehr die Gelehrten sich um die Aufschrift gestritten haben. Ich hatte ein ganzes Buch bey mir, das ein Basler Gelehrter, Buxtorf, darüber geschrieben hat. Ich will Ihnen doch einiges daraus ziehen. Hier haben Sie, wie die Aufschrift ungefähr aussieht.

NVMINI AVGS
VM
VIA CTA PERT
DVN IVM PATER
IIVIR COL HELV

Unter zehnerley Lesarten, die die Gelehrten davon ausgesonnen haben, gefallen mir davon zweye am besten:

Numini Augus
torum
Via facta per Titum
Dunnium Paternum
IIvirum Colon. Helvet.

und:

Numini Augus
torum
Via ducta per montem
Durvum. Paternus
Duumvir Coloniae Helveticae.

Welche, lieber S**, gefällt Ihnen? In der ersten zerfällt alles sehr natürlich. T. Dunn. Paternus war wirklich Duumvir Col. Heluet. und wohnte zu Avenche, (wo noch heutzutage schöne Alterthümer zu sehen sind). Er soll unter M. Aurelius und L. Verus gelebt haben: daher ließe sich der Plural Augustorum erklären. Dunnius, der den Sequanern wohlwollte, machte ihnen also diesen Weg in das Rauracher Land (Bisthum Basel), damit sie, wie einige glauben, Salz holen könnten, woran es ihnen fehlte. Die andere Lesart ist schon nicht so simpel, und das Punkt nach Durvum gefällt mir nicht recht. Sie

gründet sich auf die Benennung des Berges, welchen die Einwohner noch heutzutage Durvan nennen.

Endlich giebt es noch eine dritte Meynung, die aber unter den Gelehrten, die sich so viel Mühe über die Aufschrift gegeben haben, ganz und gar keinen Kredit findet. Aber es ist auch arg, alle die schönen Arbeiten, Citationen, Explosionen rc. über den Haufen zu stoßen, und — kurz, einige sagen, daß dieser durchbrochene Felsen ein Spiel der Natur sey; daß man, um den Paß bequemer zu machen, der Natur nachgeholfen und die Oefnung durch den Felsen erweitert habe, und daß irgend Jemand, vielleicht vor einigen hundert Jahren, die Aufschrift darauf gegraben hätte, pour se moquer du monde. Dies ließe sich nun hören, und es wäre nicht das erstemal, daß den Herrn Grammatikern und Antiquaren solche Dinge begegnen; aber diesmal thut man ihnen wohl zu viel. Einiges hat die Natur gethan, sie hat den Weg gezeigt; aber man sieht zu sehr die Spur menschlicher Hand, man sieht die Hiebe, die die Axt gethan hat, zu deutlich, um zu sagen, daß dies nicht mit Fleiß von Menschen angelegt worden. Auch ist der ganze übrige Weg bis nahe bey Biel ganz von Menschenhand gemacht, und da wir wissen, daß die Römer schon in den ersten Jahrhunderten in dortigen

Gegenden waren, so glaub' ich zuverlässig, daß sie diese Straße gemacht haben. Ob sie aber viel weiter hieher zu gekommen sind, und ob sie auch schon den Paß gekannt haben, den 1752 der Bischof von Basel aushauen ließ, weiß ich nicht. Ich glaube, daß er ihnen unbekannt war, und daß sie in die Gegend des alten Augusta Rauracorum durch Bern und Solothurn gekommen sind.

Nun, lieber Freund, da haben Sie mich als einen völligen Antiquitätenkrämer. Lassen Sie sichs ja nicht etwa verdrießen, daß ich so viel davon geschrieben; das würde Ihnen einen schlechten Geruch unter den Gelehrten geben. War es nicht eine Sache, die die Römer betraf, waren nicht römische Haken, römische Hände und römische Buchstaben im Spiel? Und läßt sich nicht über jeden römischen Pantoffel ein Bogen schreiben? Wissen Sie nicht mehr, wie lange wir uns bisweilen mit so einem römischen Knochen geschleppt haben?

Noch muß ich Ihnen sagen, daß die Weite dieses durchbrochenen Felsen unten fünfunddreissig Schuhe ist, und die Höhe etwa zwanzig, welches daher kommt, daß man die neue Straße ansehnlich erhöht hat. Das Verhältniß der Höhe zur Breite, welches schon vorher zu niedrig war, ist dadurch natürlich vermindert worden. Allein

das Ganze ist unregelmäßig und mehr malerisch als ansehnlich.

Ein schönerer malerischer Anblick ist daneben zur linken Hand, der Ursprung der Birs. Aus einer nicht gar großen Oefnung eines Felsen dringt mit vieler Anstrengung ihr krystallenes Wasser hervor, welches im höchsten Grad rein und hell ist und einen guten Geschmack hat. Zwanzig Schritte davon ist schon eine Mühle mit drey Rädern, welche von diesem jungen Bach getrieben wird. Tritt man in einiger Entfernung davon, so übersieht man mit einemmale die Mühle, die Birsquelle und den Pierreport.

Hier hört also die Birs auf; aber man reist nicht weit, so bekommt man einen neuen Fluß zur Seite, die Süß, die beständig durch Felsen schäumt, einen hohen und sehr schönen Fall macht und bey Biel in den See fällt.

Eine halbe Stunde vor Biel hören alle die Felsen und Berge auf einmal auf, und man sieht sich in einer neuen Welt. Ein überraschender Anblick! Noch ist der Reisende zwischen steilen und engen Felsenwänden eingeschlossen; die Straße windet und drehet sich ohne Unterlaß; er kann weder vor noch hinter sich sehen; sein Auge ist auf allen Seiten eingeschränkt; hängende Felsen drohen über ihm, wüthend stürzt sich die Süß herum; schwarze Tannen verbreiten Dunkel und Trauer

umher! — — einen Schritt weiter! — und er sieht eine weite lachende Gotteswelt vor sich.

Man befindet sich auf einer beträchtlichen Höhe über Biel und hat die Stadt gerade unter sich. Zur Rechten zieht sich der hohe Jura nach Neuenburg hinab, und an seinen Fuß spielt der Bielersee seine grünen Wellen. Das Ufer auf der linken Seite, die sogenannten vier Grafschaften, erscheint platt und öfnet eine herrliche Aussicht in ein reiches und fruchtbares Land. Alles ist in der Nähe mit Weinbergen besezt, die mit grünen Wiesen abwechseln. Auch den Neuenburgersee kann man deutlich sehen und auch den Murter; allein was die Leute von einem halben Dutzend anderer Seen erzählen, hab ich nicht gesehen, noch irgend einer von uns. Freylich war es schon etwas tief im Herbste, da denn die Ferne immer etwas neblich ist. — Was endlich die ganze Aussicht krönt, ist eine lange Alpenkette.

Biel ist nicht so schön, als es liegt. Das merkwürdigste dort war mir die Sankt Peters-Insel, die eine gute deutsche Meile von Biel gegen das Ende des Sees liegt. Sie gehört dem Berner Spitale, hat nicht ganz eine Stunde im Umfange, ist überaus wohl angebaut, und alles hat darauf ein reinliches liebliches Ansehen. Weinberge, Wiesen, ein kleiner dichter Wald und offene Spatziergänge am Ufer wechseln unter ein-

ander ab. Auf einer Seite, nahe am Wasser, steht ein gutes Wohnhaus mit einigen Nebengebäuden, wo der Aufseher mit seinen Leuten wohnt, die er zur Bebauung der Insel braucht. Kurz, es ist ein Feenaufenthalt, der ganz für Rousseau geschaffen zu seyn scheint. Er lebte hier einst einige Zeit, bis der Landvogt vom Stande Befehl erhielt, ihn zu vertreiben. Sie können denken, daß wir sein Zimmer besahen.

Der Weg von Biel nach Bern führt über ein reiches wohlangebautes Land. Angenehme Thäler wechseln mit mäßigen Hügeln ab, von denen man nach allen Seiten eine schöne Aussicht hat. Besonders ist ein Ort, ungefähr auf der Mitte des Weges, von dem man den Bielersee und noch einen andern übersieht, während daß man auf der andern Seite einen Theil des schönen Aargaues entdeckt.

Von Bern nahm ich einen Umweg nach Hindelbank *), um das bekannte Denkmal zu sehen, das der Bildhauer Nahl der Gattin des dortigen Pfarrers, Langhans, errichtet hat. Sie kennen dieses Denkmal aus Wielands frühern Schriften und andern Nachrichten. Frau Langhans starb

*) Ich lasse hier alles weg, was mir der Verfasser von Bern und Solothurn schrieb, und rücke es in der Folge mit mehrerm ein. A. d. H.

im Kindbette. Der Bildhauer stellt sie im Augenblicke der Auferstehung vor; der Stein, der auf ihr ruht, ist gebrochen; man sieht ihr Gesicht, in dem Verklärung ist, ihr Kind und den obern Theil ihres Körpers; mit dem einem Arme strebt sie, den Stein von sich weg zu bringen *). — Es ist zu bedauern, daß dieses simple Denkmal, das so voll von Ausdruck und Grazie ist, von gemeinen Steinen ist.

In der nämlichen Kirche steht noch ein anderes Denkmal von ziemlichem Umfange, das seine Verdienste hat; allein es ist durch Farben ganz entstellt. Es ist das Denkmal eines Herrn von Erlach, dem der Ort gehörte. Dies ist eine alte angesehene Familie, von der das Haupt gegenwärtig Schultheiß ist.

Basel den 4. Januar 1778.

Ich muß Ihnen den hiesigen Stahlschneider Samson bekannt machen, einen Künstler, der unter den neuern gewiß einen ansehnlichen Rang verdient. Ich wundre mich, daß ich Ihnen noch nie von ihm geschrieben, da ich von Zeit zu Zeit

*) Man hat jezt einen Stich von diesem Denkmale, den Herr von Mechel hat besorgen lassen.
A. d. H.

mit Reisenden, die von seiner Arbeit zu sehen wünschen, zu ihm gehe.

Ich nenne Herrn Samson einen Stahlschneider überhaupt, obschon sein Schicksal gewollt hat, daß er den schönsten Theil seines Lebens hindurch Wappen und Petschafte schneiden mußte. Seine vorzüglichste Stärke besteht daher in allem, was zum eigentlichen Wappenwesen gehört: und da hat alles eine Schärfe, Feinheit, auch im Kleinen, eine Richtigkeit und Ausdruck, die schwerlich etwas zu wünschen übrig lassen. Sobald er aber aus diesen Gränzen geht und sich an die Figur wagt, so ist er nicht mehr der nämliche. Er sticht gerne Figuren im antiken Stil, und da macht, unglücklicher Weise, jedermann eine Vergleichung. Diese Vergleichung wird jezt um so leichter gemacht, seitdem durch Wedgewood's und Bentleys Fabrike die Abdrücke von geschnittenen griechischen Steinen so gemein geworden sind. Samsons Figuren dieser Art haben nicht die griechische Grazie, sind bisweilen etwas schwer und nicht ganz richtig in der Zeichnung. — — Verschiedene Thiere macht er vortreflich, besonders die Löwen.

Er ist von Basel und lebt zu Basel, wo man auch sehr viel von seiner Arbeit hat; doch hat er auch für Engländer, Franzosen und Italiener viel gearbeitet. Der geringste Preiß eines von ihm gesto-

chenen Petschafts ist vier Schildlouisd'or, und so steigt er bis auf zwölfe, ja ich habe eins gesehen, für das er sich noch mehr hat bezahlen lassen. Lezthin hat er den Kaiser gestochen, in der Größe eines Laubthalers; er hat die Abdrücke von Zinn machen lassen, die er für einen Gulden verkauft; ist nicht von seiner besten Arbeit, auch nicht ganz getroffen.

Sonnabends den 24. Januar.

Ich will mich zwingen, Ihnen zu schreiben, guter S**, so wenig ich auch aufgelegt bin, und so sehr die Schmerzen mich zurückhalten. Dieser Brief wäre längst fort, hätten mich nicht Umstände, die ich freylich nicht verhindern konnte, vom Schreiben abgehalten. Ich war vor kurzem auf dem Lande und kam krank zurück. Seitdem hab ich immer gelitten, die Maschine beherrschte wie gewöhnlich die Seele, und ich war zu allem untüchtig. Selbst das Lesen war mir selten eine Erholung. — Jezt bin ich ein wenig besser, und will Ihnen schreiben, schreiben, was gerade die Umstände mit sich bringen.

Besinnen Sie sich, lieber Freund, auf die vielen schönen Stellen, Empfindungen und Gedanken, welche Leute in ihren Krankheiten auf-

sezten? Sie haben solcher Stellen viele, hin und wieder gelesen; einige der schönsten Auftritte in der Fanny Wilkes kommen aus dem Krankenbette. Ich zweifle sehr, daß das mit der Natur übereinkommt, wenigstens nicht, wenn ich nach mir urtheile, und auch nicht, wenn ich in die allgemeine Quelle menschlicher Ideen und Empfindungen zurückgehe; zu allem diesen gehört Kraft und diese nimmt uns die Krankheit. Bey den Leiden der Seele kann einer viel schönes aus sich hervorbringen, weil eine edle Seele (sie müßte denn ganz zu Boden gedrückt werden) immer sich sträubt und entgegen stemmt all dem Uebel, das auf sie eindringt. Diese Kraft, dieses Dagegenstreben, verbunden mit unserm eignen Werth, giebt unsrer Seele ein gewisses Gefühl von Größe, aus dem alles Gute, Schöne und Große entspringt. Darum klagt Young so schön, darum weint Klopstock an Eidli und andere so zärtlich und groß. Sie fühlten ihre Leiden und ihren Drang, aber sie fanden Reiz in ihrem Schmerz und stille Wollust in ihrer Melancholie. Ihr Trauern und ihr Sehnen ging nach einem Gegenstande, der ihr Herz mit Wonne füllte. Diese Wonne, (sie liege im Andenken des Vergangenen, oder in der Hofnung des Zukünftigen) füllt uns mit Kraft, und nur wenige Leiden der Seele sind so beschaffen, daß in unsrer Schwermuth gar, gar nichts süßes

läge. Wir finden immer etwas auf, das uns einigermaßen hebt, wärs auch nur der matteste Blick in die Zukunft, auch nur der geringste Schein besserer Aussichten; es ist ein Sonnenblick an einem Decembertage; und dieser Schein matt und schwach, wie er ist, wer fühlt nicht die Heiterkeit, die er über uns ausgießt?

Lieber Freund! dies hab ich oft gefühlt, obschon nicht immer; aber zu Grunde geht man immer dabey, auf die eine oder andere Art. — Wie ist das hingegen so ganz anders bey den Schmerzen des Körpers! Ich bin untauglich zu allem im heftigen Schmerz, unfähig jedes bessern Gedankens; alles ist in Nacht gehüllt, und da ist kein Schein, der durchschimmert. Die ganze Seele ist unthätig und nur mit dem einzigen Gefühle des Schmerzens beschäftiget; sie scheint ganz an dem Orte zu wohnen, welcher leidet, immer da angeheftet, wie eine Hausmutter an ihre Wirthschaft; sie hat kein Auge, kein Ohr, kein Gefühl für alles, was um sie her ist. Ob das bey allen Menschen so ist, weiß ich nicht; daß es bey vielen so ist, hab ich mehr als einmal bemerkt.

„Selig alle, die im Herrn entschlafen!“ dies sagt' ich, als Sie mir in Ihrem lezten Briefe Z** Tod berichteten, und sag es heute wieder aus dem vollen Gefühle meines Herzens. Ja, liebster Freund, der Tod, (ich habe nie vor ihm gezittert,

und sehr oft ist er mir ein lieber Freund gewesen,) der Tod ists, der uns immer in Bewegung sezt, so oft wir mit Ernst ihn denken, oder unsre Lieben und Bekannten dahin sterben. Vorurtheil ists, daß wir zu viel Werth auf unser Leben setzen und Unwissenheit, daß wir den Tod mit Schrecken ansehen. Uns ist nun einmal alles groß und außerordentlich, wovon wir nur dunkle Begriffe haben und die Gemälde, die man uns in unsrer Kindheit vom Tode macht, tragen unendlich viel dazu bey. — Und doch finden wir, daß der volle aufgewachsene Jüngling, in der vollen Reife seiner physischen Vollendung, in der Blüthe seiner Gesundheit und Stärke, selten den Tod fürchtet. Ich kenne und habe manchen gekannt, für den das Bild des Todes nicht nur nichts *widriges* hat, sondern der auch oft sich mit *einer* Art stillen Vergnügens damit beschäftigt. — Und wenn nun dieser Jüngling in das Alter des Greises kommt, wenn alle seine Kräfte vertrocknet, seine bessern Theile verwelkt sind; wenn er alles verloren hat, was das Leben angenehm machen kann, wenn er schon hundert mal in seinen Freunden gestorben ist — — dann, o dann scheut er mit Feigheit den Tod und verweigert der Natur den Staub, der von seinen bessern Theilen nur allein noch übrig ist. — Traurig, sehr traurig!

Mitwochs, den 18. Febr.

Ich verspreche es Ihnen, lieber Freund, Sie sollen nichts mehr lesen von den vielen unangenehmen Dingen, von denen ich Ihnen zeither geschrieben habe, ob schon das alles noch lange nicht zu Ende ist!

Aber wovon soll ich Ihnen schreiben?

Hier haben Sie ein paar römische Brocken! Ich will Ihnen ein halb Dutzend Ehrenstellen verdeutschen, die unsre deutschen Juristen so gerne übersetzen, und für die es ihnen so schwer fällt, deutsche Benennungen zu finden. Die Einrichtung der hiesigen und der mehresten Schweizerrepubliken hat noch immer, si parua licet &c. manches Aehnliche mit der römischen. Da ich die hiesige genauer kennen gelernt habe, hab ich sie mit der römischen verglichen, und da nun, wo die Sachen die nämlichen sind, müssen auch die Namen ungefähr die nämlichen seyn. —

Die Stadt Basel ist in sechszehn Zünfte eingetheilt; dies kann nichts anders seyn als die Tribus der Römer. Zu jeder dieser Zünfte gehört eine gewisse Anzahl Bürger, und eine jede hat ihr eignes Haus, in dem die Zunftverwandten sich versammlen.

Jede Zunft hat ihren Vorgesezten, welcher Zunftmeister heißt, und dies ist nichts anders,

als ein Tribunus Plebis der Römer. So ein Zunftmeister sitzt zugleich im kleinen Rathe und ist das nämliche, was ein Rathsherr ist. Er soll im Rathe für das Beste der Bürger von seiner Zunft (sie seyen nun Mitglieder des großen Raths oder bloße Zunftverwandte) sorgen, sich dem Rathe widersetzen, wenn er etwas den Bürgern nachtheiliges vornehmen will ꝛc. Ehemals konnten die Zunftverwandten ihren Zunftmeister über alles zur Rede setzen, ihn sogar absetzen, wenn sie unzufrieden mit ihm waren. Er mußte also immer die Partey des Volks gegen den Rath nehmen. Heutzutage ist diese Macht den Bürgern genommen. An der Spitze des großen und kleinen Raths zusammengenommen, das heißt, des Souverains, stehen vier Männer, welche die Häupter heißen. Zwey davon heißen Bürgermeister, die andern zwey Obristzunftmeister. Zum Obristzunftmeister wird man gewählt, aber nicht zum Bürgermeister. Denn nach dem Tode des Bürgermeisters ist der Obristzunftmeister eo ipso Bürgermeister. Ich habe Ihnen schon ehemals von der Einrichtung des alten und neuen Raths geschrieben. Sie besinnen sich also, daß jedesmal nur eine Hälfte des Raths in Macht ist; folglich ist nur ein Bürgermeister und ein Zunftmeister, auf einmal regierend. Man nennt hier die Obristzunftmeister auf lateinisch Tribunos

Plebis, aber dies ist ganz falsch, denn nicht sie, sondern der Meister einer jeden Zunft entspricht dem Tribuno Plebis der Römer.

Nun hat man noch eine ganze Menge Collegien, deren Glieder alle aus den Zweyhunderten gewählt werden. So hat man z. E. ein Dreyzehnergericht, dessen Glieder Dreyzehner heissen, Tredecimuiri. Eben so könnte man die Decemuiros der Alten, Zehnerherren oder Zehner nennen. In Strasburg ist ein Funfzehnergericht und man titelt die Glieder desselben: Herr Fünfzeh ner. Zu Lausanne giebt es Sechszehner, die man dort Seizeniers (von Seize) nennt. Auch hat man in Basel Dreyerherren, welche ich auf lateinisch nicht anders zu nennen wüßte, als Triumuiros, obschon in der Sache nicht die geringste Aehnlichkeit ist. Merken Sie dabey, daß im gemeinen Leben den Gliedern solcher Collegien diese Titel wirklich giebt, als: Herr Dreyerherr u. s. w. —

Noch hat man hier ein sogenanntes Reformationsgericht, dessen Glieder zusammengenommen, nichts anders sind als der Censor der Römer, ob sie schon nicht so viel Gewalt haben. Ihr Geschäfte ist die Gesetze zu besorgen, welche Kleider, Pracht und Aufwand betreffen.

Ein anderes Gericht ist hier das Rechengericht, dessen Glieder Rechenräthe heissen; diese

sind nichts anders, als was der Quaestor Urbanus der Römer war. Und so mögen Sie denn in Zukunft keklich vom Herrn Bürgermeister Cicero, dem Herrn Dreyerherrn Antonius, dem Herrn Zunftmeister Clodius, von den Zehnerherren ꝛc. reden. In der That sehe ich nicht ein, warum man nicht einen römischen Consul eben so wohl Bürgermeister nennen sollte als einen Basler, da man den König von Frankreich eben so wohl einen König nennt, als Seine Majestät von Ithaca, oder alle die großen Könige des Homers.

Ob man in den hiesigen Schulen so übersezt, weiß ich nicht; aber in ihren öffentlichen Uebungen machen sie häufige Vergleichungen mit alten und neuen Republiken.

Den 18. April. 1778.

Lezthin war ich zwey Stunden von hier auf einem alten Schloß, das ehemals den Herrn von Rötelen, und nachher, wenn ich nicht irre, dem Hause Oestreich gehörte. Es liegt in der Herrschaft Rötelen, die jezt der Markgraf von Baden besizt. Ich hab es seit zwey Jahren auf so vielen meiner Spaziergänge gesehen, bin auch oft nicht weit davon, in Lörach, gewesen, aber hinaufgekommen war ich noch nie. Welche schöne Trümmern! Das Schloß ist von ungeheuerm

Umfange, hat noch eine Menge ganze Mauern, die mit den zerstörten abwechseln; noch hin und wieder ein Zimmer, das nicht ganz verfallen ist; Thürme, die noch eine ansehnliche Höhe haben, alles schön mit Moos und Epheu verwachsen. Und dann wieder die Haufen Schutt, die darum und darin liegen! Sieht man durch die Schießlöcher, oder steigt man auf eine Mauer, so hat man die Aussicht in das Wiesenthal, ein Thal, das durch seine Aussicht, Fruchtbarkeit und Schönheit der Einwohner, besonders der weiblichen, berühmt ist. Die Wiese, ein Fluß, etwa wie die Elster und Pleiße, fließt durch, theilt sich in verschiedene Arme, ist aller Orten sichtbar und fällt unter Basel in den Rhein. Vortreflicher Wein und schönes Gras wächst da, nebst Zugemüßen und Gartengewächsen in großer Menge, und der Fluß ist voller Forellen und Selmlinge. Mit einem Worte, lieber S** Sie können sich nicht vorstellen, welche unzähligen Vortheile der Natur die Einwohner in hiesigen Landen haben. Ihre Gegenden sind wie an einander hängende, wohl gebaute Gärten und ihre Arbeit ist nicht so mühsam, als die Arbeit des Feldbauers. Ob sie diese Vortheile erkennen, weiß ich nicht.

Was das weibliche Geschlecht betrift, so hab ich nie unter dem Landvolke und den niedrigen Klassen, Figuren gesehen, die den griechischen so

nahe kommen, als manche unter den Markgräflern. Ein edler langer Wuchs, ein schönes Gesicht und — das öfters Züge von Adel trägt, mit einer natürlichen und vortheilhaften Tracht vereinigt. Ich sage Ihnen dieses allgemein von den Markgräflern im obern Viertheil, das heißt, zwischen der Schweiz und dem Breisgau.

Wieder auf mein Schloß zu kommen; nichts trübte mich als die Bitterkeit, die lebhaft in mir wider die Franzosen aufstieg. Vielleicht ist keine Nation in der Welt im Zerstören so berühmt, als diese in diesem Stücke wahrhaft schändliche Nation. Die ganze Gegend am Rhein bis in hiesige Lande, ist ihrer Verwüstungen voll. Ich habe in der Pfalz, zu Freyburg, zu Worms und hier herum die scheuslichsten Beweise ihrer Verwüstungen gesehen. Sie zerstören mit einer Geschwindigkeit und so, daß man nicht leicht wieder aufbauen kann. Auch die Zerstörung von Rötelen ist gewissermaßen ihr Werk, wiewohl ich, obschon ungerne, dazu setzen muß, daß sie größtentheils durch deutsche Hände ausgeführt wurde; denn Bernhard von Weimar nahm und schleifte dieses Schloß im dreißigjährigen Kriege.

Ein Maler kann hier drey bis vier Zeichnungen aufnehmen, die alle gleich malerisch und interessant sind.

Dienstags den 12. May.

Ich komme eben von einer Reise zurück, die sehr angenehm war, ob ich gleich wenig gesehen habe. Theils um B** zu begleiten, theils eine kleine Reise zu machen, entschloß sich Herr B** nach Brug zu gehen. Wir besahen eben das ehemalige Kloster Königsfelden, als wir hörten, daß Lavater in Baden sey. Nun gings nach Windisch zum Pfarrer, den Herr B** kannte und der eine schöne Aussicht auf die Reuß und Aar hat, und so endlich nach Baden, wo wir Lavater und Pfenninger trafen. Lavater, der den andern Tag wieder nach Zürich mußte, bestimmte unsre Reise weiter; kurz wir gingen mit Lavatern nach Zürich, wo wir uns beynahe eine Woche aufgehalten haben. Ich habe da Personen kennen gelernt, die ich nicht kannte und verschiedenes gesehen, das ich noch nicht gesehen hatte; aber meinen vornehmsten Zweck hab' ich nicht erreicht. Ich wollte die ganze Gegend um Zürich sehen und die schönsten Lagen am See genießen: daran hinderte uns das Wetter. Einen einzigen Abend haben wir auf dem See zugebracht; eine Fahrt, die mich lebhaft hat fühlen lassen, was für ein Glück es ist, an einem See zu wohnen. Wir fuhren in einem geräumigen Schiffe mit fünf blasenden Instrumenten auf ein Dorf, das etwa zwey Stun-

den vor Zürich am See liegt und kamen erst in der Nacht zurück.

Ich mag Ihnen nicht beschreiben — kann auch nicht — das Bild, das die schönen Ufer eines Sees machen, um den herum alles lebt; nicht die Aussicht auf die Schneeberge und die nähern grün bewachsenen Gebürge. — Ich sagte einst einem Züricher, wie ich mich wundere, daß der Züricher See noch nie einen Dichter gefunden hätte, und daß ich nichts darüber kennete, als eine Ode vom Klopstock, die noch überdies für diesen Gegenstand ziemlich mager ist. „Schreiben Sie etwas darüber“ gab er mir zur Antwort, und lachte. Ich habe nachher diese Antwort mehr als einmal gefühlt, und fühle sie auch jezt. Die beschreibende Dichtkunst ist unendlich schwer! Die Natur legt uns ein ungeheures Gemälde vor, das sich besser auf Leinwand, als auf Papier tragen läßt. Die Menge und der Reichthum der Gegenstände strömt auf einmal in unsere Seele und füllt uns mit Wonne; aber wir können sie in keine Form bringen, ohne das herrliche Ganze in kleine Theilchen zu zerstückeln und Details zu geben, die in der Natur entzücken, und auf dem Papiere, selbst unter der Hand des besten Dichters oft langweilig und matt werden. Ein sehr langes Stück descriptiver Poesie muß unerträglich seyn, wenn es nicht durch handelnde

Personen, das heist, durch Geschichte, oder durch Geschöpfe der Einbildungskraft, das heist, durch idyllische Ideale belebt wird.

Die Züricher, die uns begleiteten, entdeckten uns im Rückfahren eine Menge Echos, unter denen etliche drey- auch viertönig sind. Ueberall hielten wir uns mit unsrer Musik auf und es war volle Nacht, wie wir wieder an die Stadt kamen. Ein neuer Anblick! die ganze Stadt beleuchtet, wirft einen halb dunkeln Glanz ein großes Stück in den See hinein; man kömmt näher; die Lichter, die jezt ein Ganzes ausmachten, theilen sich nach und nach, bis man zulezt jedes einzelne Licht wie eine zehn Minuten lange Feuersäule auf dem See liegen sieht. Die sanfte Bewegung der Wellen sezt alles in ein zitterndes glänzendes Schweben. Eine Vollmondnacht muß ich noch einmal auf dem Züricher See zubringen, oder ich will nicht sagen, daß ich in der Schweiz gewesen bin. —

Eine kleine halbe Stunde von Zürich liegt ein Landhaus, daß sich seit kurzem ein Kaufmann angelegt hat. Ich bin da mit einer Schönheit überrascht worden, die mir bisher noch unbekannt war. — Ich kam gegen Abend auf dieses Landhaus und sahe aus einem Zimmer die ganze Reihe auf einander gethürmter Schneeberge. Die Sonne, die zum Untergang sich neigte, schien

darauf, und überzog alles mit einer goldenen Feuerfarbe. Ich sah mit Vergnügen das schöne Ganze, aber ich hatte es im Einzelen schon gesehen. Ich sah aus einem andern Zimmer die Sonne untergehen, und der ganze abendliche Himmel war roth. Man führte mich wieder in das Zimmer nach den Schneebergen und ich sah den Anblick — vielleicht ist keiner in der Natur grösser, reizender, entzückender. Wie soll ichs Ihnen sagen? Die ganze Farbe des Himmels lag auf den Alpen, glänzte auf Eis und Schnee, und jeder Strahl des Lichts prallte zurück in mein Auge. Wenn dem etwas gleicht, so ists der Purpur der Alten; nicht blau, aber auch nicht ganz roth. Wie verächtlich wurden mir die nähern Berge, die jeden Strahl des matten Lichts verschlingen und statt des schönsten Reflexes uns ein dunkles Grau zeigen! Weit in den See glänzte das herrliche Purpurroth wieder.

Strasburg den 16. Juni. 1778.

Sie wissen, daß ich schon längst eine Reise nach Strasburg im Kopfe hatte! Ein Engländer, der auch dahin wollte, bestimmte mich dazu. Wir sezten uns in ein kleines Schiff, und nach zwölf Stunden war dieser Weg von dreyßig Stunden (denn so weit mag es wohl wegen der Krüm-

mungen des Rheins seyn) gemacht. Das Angenehme einer solchen Reise können Sie sich wohl schwerlich vorstellen — wie so nach und nach Basel aus meinem Gesicht schwand, wie die Berge immer kleiner und kleiner wurden, die Ufer sich verloren und zulezt die ganze mir so wohl bekannte Gegend umher sich in eine andere vertauschte. Die ewige Abwechselung ist bis auf Breisach auf beiden Seiten des Ufers unendlich schön. Der Morgen war kühl und helle und die ganze Gegend umher hatte die Farbe der Jugend.

Zu Altbreisach stiegen wir aus und besahen mit ein paar Blicken diese ehemals so berühmte Reichsfestung. Der Ort liegt auf dem Berge sehr malerisch, ziemlich groß, rings herum Ruinen, die Einwohner arm und von geringer Anzahl. Der alten Stadt gleichsam zum Trutz liegt, auf der andern Seite des Rheins, eine halbe Stunde davon — Neubreisach in seiner ganzen Stärke, (denn diese französische Festung wird als Vaubans Triumph angesehen.)

Von Breisach aus zeigt sich die Gegend auf dem Rheine minder schön; die Vogesischen Gebirge zur Linken sind zu entfernt, um gesehen zu werden, und nur hin und wieder zeigen sich die deutschen Gebirge zur Rechten in ihrer ganzen Schönheit.

Wir hatten eben gelandet, als M** das Ufer des Rheins hinab kam; er führte mich in sein Haus, wo er mir mein Zimmer anwies. Was es ist, einen, den wir lieben, wieder zu sehen — wer darf das Ihnen sagen? An seiner Seite hab ich meine alten Bekannten besucht und neue gemacht in Menge; mit ihm habe ich alles in Strasburg noch nicht Gesehene gesehn, mit ihm alle natürlichen und gemachten Schönheiten der Gegend umher durchlaufen.

Ein Werk, das ich während meines Aufenthalts hier zu wiederholten malen gesehen habe, ist das prächtige Denkmal, das man dem Marschall von Sachsen in einer der hiesigen lutherischen Kirchen errichtet hat. Es war schon seit vielen Jahren fertig; allein man konnte zu Paris keinen Plaz dafür finden, weil der Marschall ein Ketzer war. Endlich schickte man es hieher.

Ich sehe es immer mit einem neuen Interesse; aber bewundern kann ich es nicht in dem Grade, wie viele wackere Strasburger thun. Es ist allerdings ein großes Werk Pigals; allein mich dünkt, der Marschall ist durch eine Windbeuteley entehrt, die ganz und gar nicht in seinem Charakter war. Holland, England und das Reich liegen umgeworfen, als wenn sie auf immer vernichtet wären; und dabey macht

der Adler, der auf dem Rücken liegt, eine eben so schlechte Figur auf einem Denkmale dieser Art, als unverschämt der Einfall ist, die Siege des Marschalls über das deutsche Reich so auszudrücken. Die Figur des Marschalls hat auch etwas widriges für mich, das ich nie habe ganz besiegen können. Er kommt einige Stufen herab, um, mit unerschrockenem Muthe, in seinen unten stehenden Sarg zu steigen, oder vielmehr zu springen, denn der Deckel des Sarges ist so gegen ihn gekehrt, das er nicht anders, als durch einen Umweg, oder einen Sprung hinein kommen kann. Der Tod winkt ihm, und die Figur von Frankreich hält ihn zurück.

Strasburg hat, nach beynahe hundert Jahren, noch immer etwas von der freyen Reichsstadt, nämlich was die mittlern Stände betrifft; denn die Familien vom ersten Tone sind nach und nach so ziemlich französisch geworden. Die Frauenzimmer behalten zum Theil noch die sogenannte Strasburger Tracht bey, welche sich besonders im Kopfputze von der französischen gar merklich unterscheidet. Im Rathe schmeckt auch vieles noch, wie ich höre, nach der Reichsstadt.

Basel den 24. Juli. 1778.

Ich habe zeither verschiedene Landpartien gemacht, wovon ich Ihnen wenigstens Eine beschreiben will, weil sie mir ganz neu war. Ich ritt mit Herrn B** auf einen Alphof sieben Stunden von hier, in einer Gegend so wild und fürchterlich, als ich nie glaubte eine im Canton Basel zu finden. Ich hab Ihnen wohl schon sonst gesagt, was die Schweiz einen Alphof nennt: Ein Haus auf der Höhe eines Bergs, auf dem, ohne Ausnahme, nichts als Waldung und Wiesewachs ist. So ein Alphof, den man auch Sennerey nennt, hat ein Stück Land um sich her, dessen höherer Theil aus Triften besteht, während daß der niedere und bessere in Wiesen ausgelegt ist. Der Senne, das heißt, der Landmann, der entweder der Eigenthümer oder der Pachter des Alphofs ist, hält hier zwanzig, dreyßig bis funfzig Kühe, je nachdem die Alpe beträchtlich ist, und von diesen hat er alle sein Einkommen. Seine tägliche Beschäftigung ist, Käse zu machen, und dies ist sein Hauptprodukt. In einer Stunde im Durchschnitt sah ich auf diesem Berge eine Menge solcher Alphöfe, jeden einzeln, eine gute Strecke von dem andern entlegen. Viele, wo nicht die mehresten hier herum, gehören Personen aus der Stadt, welche

im Wohnhause insgemein einige Zimmer für sich haben, in denen sie oft einen Theil des Sommers zubringen, wenn sie sonst keine Landhäuser besitzen; oder in denen sie ein paar Wochen zu ihrer Belustigung zubringen, z. B. in der Zeit der Heuärnte.

Sie kommen, lieber Freund, in eine ganz andre Welt, so verschieden ist die Lebensart von der in den Dörfern. Denken Sie sich so eine Sennenfamilie, die das ganze Jahr selten in ein Dorf kommt, und noch seltener in die Stadt, den Meister oder alten Sennen ausgenommen, der etwa von Zeit zu Zeit einige Fuder Käse dahin führt, oder den Pacht bezahlt.

Wir hatten den Weg kürzer geglaubt, als er war, und kamen unter einem entsezlichen Wetter spät in der Nacht an. Nur hin und wieder ließ uns ein Bliz errathen, was für einen Weg man uns führte. Ich sah ihn des andern Tages, und wäre nimmermehr am Tage da hinaufgeritten.

Steile Felsen, kalte Luft, Nebel, die bey feuchtem Wetter beständig auf den Bergen aufliegen, dicke Tannenwälder, kleine Bäche, die den Boden wässern und all die Heere von Kühen umher, waren für mich zwar kein ganz neues aber doch sehr verändertes Schauspiel. Ich lebte dort mit der größten Zufriedenheit und be-

neidete beym Weggehen unsern Wirth, dem der Alphof gehört, daß er ein paar Monate des Sommers dort zubringen kann.

Ich kam zurück nach Basel und ging den andern Tag in eine sehr interessante Gegend die nur vier Stunden von Basel ist und die ich nie vorher gesehen hatte. Ich bin viele Stunden weit gereist, um die Felsenwände des Münsterthals und andere Sachen zu sehen, und hier fand ich in der Nähe sehr viel, das dem allen gleicht. Man kann nicht leicht eine interessantere Reise in so wenig Stunden machen.

Zwey Stunden von hier waren wir in Flühen, einem bekannten Bade des Cantons Solothurn; von da gingen wir nach Landskron, einer französischen Festung im Elsas. Es ist eigentlich eine Invalidenfestung, *man verwahrt* aber zugleich dort verschiedene Staatsgefangene, die der König dahin schickt, um sie recht weit von Paris zu entfernen. Das ganze Ding liegt auf einem Berge und hat eine unabsehbare Aussicht. Wir gingen nach Burg, einem Bade im Bisthum, wo ich ein altes Schloß mit schönen, verwachsenen Felsen gezeichnet habe. Von da auf Maria Stein, eine der berühmten wunderthätigen Marien, wohin viele Wallfahrten geschehen. Es ist ein Stift mit einem Prälaten, der, wenn er Gefühl für Natur und für ein ruhi

ges unabhängiges Leben hat, sehr glücklich hier seyn kann. Aus dem Stift sah ich in ein tiefes Thal, das sehr enge von senkrechten Felsen eingeschlossen wird. Die Felsen sind ganz kahl; Sie fangen von unten mit dem Auge an, richten es in die Höhe, und so wie die Felsen aufhören, sehen Sie eine ebene weite Gegend, die mit den fruchtbarsten Getraidefeldern bebaut ist. —

Ich muß hier diesen Brief schließen, denn in ein paar Tagen mache ich eine Reise in die eigentlichen Schweizeralpen. Ich habe sie seit zwey Jahren oft von weitem gesehen, aber ihrem Heiligthume hab ich mich noch nie genaht. Sie können sich vorstellen, wie sehr ich mich freue, diesen Strich von Europa zu sehen, wo die Natur alles, was groß, schön, erhaben und fürchterlich ist, in Eins zusammenschmolz, den Winter mit dem Sommer vermählte, Blumen neben Schnee sprossen ließ und dem Eisgotte einen ewigen Thron baute. Ich soll vielleicht eine Gegend betreten, die Hannibal mit seinem Heere durchzog, soll Bergspitzen sehen, die nur die Gemse bewohnt, kurz die Natur in ihrer ganzen schauerlichen Größe.

Eine solche Reise hat allerhand Beschwerden, und sie kann für niemanden bis auf einen gewissen Grad interessant seyn, dem es beschwer-

lich fällt, einige Meilen des Tages zu Fuße zu gehen.

Jeder müßige Augenblick in den Wirthshäusern soll für Sie seyn, lieber Freund! und so leben Sie wohl bis auf Wiedersehen.

Ende des ersten Theils.

Inhalt des ersten Theils.

Im Jahr 1776.

Im October 1776. S. 178. Die allgemeine Tagsatzung zu Baden ist aus einander gegangen — Ursache der Langsamkeit der Schweizer in den öffentlichen Geschäften — Schwierigkeiten in dem Bündnisse mit Frankreich.

Im Sept. 1777. S. 181. Das Bündniß mit Frankreich wird zu Solothurn geschlossen.

Im October 1780. S. 182. Tagsatzung zu Solothurn, um einige in dem Bündniß noch nicht festgesezte Artickel in Richtigkeit zu bringen. — Wirkungen dieses Bündnisses. —

* * *

Einsiedlen den 25. Sept. S. 185. Weg von Baden nach Zürich: Große Menge einzelner Landhäuser um Zürich — Aussicht auf die Appenzeller, Schweizer und Glarner Alpen. — Von Zürich bis an das Straßhaus — Weg von da nach Einsiedlen: Majestätische Wildheit — Kenntnisse und Lektüre der Landleute — Bette der Sil und ihr Stürmen. — Landsgemeine der demokratischen Cantone.) — Fürst zu Einsiedlen. — Thal von E. (Fönwind) — Merkwürdigkeiten von E.

Zürich den 27. Sept. S. 197. Rückreise von Einsiedlen: Aussicht nach dem Züricher See (hölzerne Brücke darüber) — Greyfensee — Wetischwyl, eines der merkwürdigsten Dörfer in der Schweiz — Züricher Porzellanfabrike — Sonnenschein, ein Künstler.

— den 28. Sept. S. 202. Topographie von Zürich — Merkwürdigkeiten: Steinerner Brunnen: Physischer Saal und Kunstakademie — (Winkelmanns Porträt) — Geßner —

Ursachen des Unterschieds, mit dem berühmte Männer an ihrem Wohnorte und in der Fremde betrachtet werden.

Zürich den 29. Sept. S. 209. Vergiftung des Nachtmalweins — Jakob Heß — der Züricher Liebe zu den Wissenschaften und Aufklärung u. s. w.

— den 30. Sept. S. 213. Bodmer.

Basel den 2. Oktob. S. 217. Rückreise von Zürich nach Basel über Baden, Coblenz, (Ueberfahrt über den Rhein) Waldshut und Toggeren (in der Grafschaft Hauenstein, deren Einwohner durch Größe, Furchtsamkeit und Tracht sich auszeichnen. — Einungsmeister) Die vier Waldstädte — Enges Bette des Rheins bey Laufenburg.

— den 23. Oktob. S. 220. Französische Schauspielergesellschaft zu Basel — Ueber den Ton des gesellschaftlichen Lebens des französ. Schauspielers — Ballhaus (jeu de paume) dient statt des Theaters.

— den 27. Oktob. S. 222. Universität — Zahl der Studenten und Lehrer — Geräth täglich mehr in Verfall, und Ursachen davon.

— den 2. Nov. S. 227. Fortsetzung: Die Professorstellen werden verloost — Kein fremder Lehrer kann berufen werden — Schlettwein, als ein Fremder, erhält besondere Erlaubniß zu statistischen Vorlesungen.

Im Jahr 1777.

Im Jahr 1778.

S. 213. in der Note statt Madame l. Mademoiselle.

